

Kuratieren als Relation

Ethnographische Erkundungen im Humboldt Labor

Silvy Chakkalaka, Dominik Biewer, Laura Strott (Hg.)

Die Zukunft von Museen wird derzeit gesellschaftspolitisch intensiv debattiert. Kein Ort stand dabei in den letzten Jahren stärker unter öffentlicher Beobachtung als das Berliner Humboldt Forum. In diesem ist auch die Humboldt-Universität zu Berlin mit eigenen Ausstellungsräumen vertreten, dem Humboldt Labor. Ausgehend von dessen Auftaktausstellung *Nach der Natur* fragt dieser Band nach den temporalen und institutionellen Verflechtungen der Ausstellungspraxis und den erinnerungspolitischen Debatten dieses Ortes. Der Band ist das Produkt des Masterstudienprojektes »Von Probestadien und Experimentier-Laboren – Ethnographische Erkundungen im Humboldt Labor« (2019–2021). Die kulturanalytischen Untersuchungen fokussieren auf ausgewählte kuratorische Praktiken und Kollaborationen sowie die durch sie hervorgebrachten Hoffnungen im Feld – in einer krisenhaften Zeit, geprägt durch Lockdowns, Wissenschaftsfeindlichkeit und prekäre Anstellungsverhältnisse an der Universität. Eine relationale Kulturanalyse ermöglicht es, die zugrundeliegenden Repräsentationslogiken und Zukunftsvisionen von Akteur*innen und Dingen in ihrer Multitemporalität und (Dis)kontinuität zu untersuchen und sich zugleich in diesen Prozess einzuschreiben.



Inhalt

Kuratieren als Relation – Ethnographische Erkundungen im Humboldt Labor

Hoffend forschen in hoffnungslosen Zeiten. Theoretische und konzeptuelle Überlegungen zu einer Ethnographie der Planung und Kuratation <i>Silvy Chakkalakal, Dominik Biewer und Laura Strott</i>	3
ADAPTER Verbindungen, Kon(Figurationen), Netzwerke	19
Verbindungen machen und zeigen. Relationales Ausstellen im Grid <i>Tabea Rossol</i>	21
ADAPTER Grundriss	35
Verflochtene Geschichten, verflochtene Erinnerungen. Ethnographische Untersuchungen von (vergangenen) Hoffnungen und ihrem Nachleben <i>Laura Strott</i>	37
Ambivalenzen ausstellen. Hoffnungsvolle Visionen im Humboldt Labor <i>Ronda Ramm</i>	53
ADAPTER Planung	68
Vermittlerische Intervention in pandemischen Zeiten. Eine ethnographische Erzählung vom Lebenden Archiv <i>Alina Januscheck</i>	71
ADAPTER Archiv	94
Schwieriges Erbe ausstellen. »Programmatische Leerstellen« als kritische Repräsentation im Projekt Who is ID 8470? und den Archivausstellungen <i>Ricarda Rivoir</i>	97
Begehren nach Resonanz. Re-Figuration einer historischen Tonaufnahme zwischen Archiv und Ausstellung <i>Dominik Biewer</i>	111
Dank	127



Hoffend forschen in hoffnungslosen Zeiten. Theoretische und konzeptuelle Überlegungen zu einer Ethnographie der Planung und Kuratation

Silvy Chakkalakal, Dominik Biewer und Laura Strott

ABSTRACT: Einleitender Artikel des Bandes *Kuratieren als Relation – Ethnographische Erkundungen im Humboldt Labor*. Der Beitrag untersucht die komplexen institutionellen Verflechtungen und Zuständigkeiten im Humboldt Labor in der größeren Formation des Berliner Humboldt Forums sowie die sich daraus entwickelnden Herausforderungen der Ausstellungsgestaltung und -vermittlung im Spannungsfeld von wissenschaftlichen, politischen und ästhetischen Ansprüchen. Dabei wird die Notwendigkeit einer nach Verbindungen suchenden, reparativen Lesart und einer relationalen Analyse für das Verständnis kuratorischer Alltage und Ausstellungsräume erörtert. In diesem Zusammenhang werden auch die Auswirkungen externer Ereignisse wie die temporale Intervention der COVID-19-Pandemie auf den Museumsbetrieb, die eigene Forschung und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen reflektiert. Die ethnographischen Forschungen der Studierenden spüren dem gegenwärtigen verstrickten Zeitgefühl von Hoffnung und Hoffnungslosigkeit nach, wobei die Frage nach alternativen Zukünften und solidarischeren Gesellschaften aus der Perspektive von Kurator*innen, Vermittler*innen und beteiligten Wissenschaftler*innen des Humboldt Labors im Fokus steht. Als Teil des Masterstudiums am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin wird das Erlernen der Ethnographie selbst als gestalterisches Medium und als Methode der Wissensproduktion betont.

SCHLAGWORTE: Figurationale Analyse, Reparatur, Planung, Öffentlichkeit, Zukunft

ZITIERVORSCHLAG: Chakkalakal, S., Biewer, D., Strott, L. (2025): Hoffend forschen in hoffnungslosen Zeiten – Theoretische und konzeptuelle Überlegungen zu einer Ethnographie der Planung und Kuratation. In: Berliner Blätter 90, 3–18, DOI: 10.60789/901192

Paranoide und reparative Lesarten des Humboldt Labors

Bei der ersten Sitzung des Master-Studienprojektes *Von Probebühnen und Experimentierlaboren. Ethnographische Erkundungen im Humboldt Labor* am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Leitung von Silvy Chakkalakal am 17.10.2019 herrschte zunächst eine große Offenheit dem Seminarthema gegenüber vor; es äußerte sich aber gleichzeitig eine fragende Haltung gegenüber dem Humboldt Labor. Das Misstrauen bezog sich dabei vor allem auf das Humboldt Forum,

beeinflusst von den schon viele Jahre andauernden Debatten um den Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses (von Bose 2016; vgl. auch Binder 2019). Damit zusammenhängend wurde das Humboldt Forum – *das* bundesdeutsche Kultur Großprojekt – als geschichtsrevisionistisch und großbürgerlich gelesen. Diese paranoide Lesart disqualifizierte auch den Ausstellungsraum des Humboldt Labors (vgl. Sedgwick 2003), eine nicht unbekannt Meinung auf dem kritischen Kunstfeld Berlins und innerhalb der *Museum Studies*. Dabei ist das verdachtsvolle Lesen, das die feministisch-theoretische Literaturwissenschaftlerin und Affekttheoretikerin Eve Kosofsky Sedgwick bereits 1997 in ihrem einflussreichen Artikel »Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You're So Paranoid, You Probably Think This Essay Is About You« entwickelte, grundsätzlich als eine kritische Analyseperspektive gekennzeichnet, die sich Wahrheitsregimen und ihren Normalisierungsstrategien vorsichtig nähert. Paranoia wird in diesem affekttheoretischen Konzept Sedgwicks nicht pathologisierend verwendet, so wenig wie im relationalen Entwurf einer reparativen Lesart etwa ein naiv-präsentischer und strukturelle Verhältnisse verneinender Gestus zelebriert wird. Stattdessen geht es Sedgwick um ein Repertoire unterschiedlicher Lesarten kultureller Phänomene und nicht um deren Singularität oder Oppositionalität.

Die Aufgabe der Seminarleitung bestand erst einmal darin, gemeinsam mit den Studierenden zu eruieren, wie das Humboldt Labor im Kontext des Humboldt Forums genau konfiguriert ist; und in einem zweiten Schritt zu elaborieren, ob denn auch eine reparative Lesart dieses Ortes möglich sei. Ein reparatives Lesen entwirft Sedgwick als eine Suchbewegung, die nach einer Verbündung- und Verbindungen-machenden Lesart fragt. Auch nimmt ein reparatives Lesen die poetischen und gestalterischen Möglichkeiten ernst und sucht nach dem kulturellen *Surplus* (auch der kulturwissenschaftlichen Analyse selbst) in Form von nicht vorhersehbaren Wirkungen und Potentialitäten.¹ Dieser figurative Ansatz betont den hervorbringenden und ko-konstitutiven Charakter ethnographischer Wissensproduktion. Figurative Analyse liest nicht nur Verbindungen gleichsam aus dem Feld ab, sondern wird selbst Teil von Kon-Figuration, indem sie Beziehungen einget und so ihrerseits Verbindungen knüpft.

Versuchen wir, die erste Frage nach den *Kon-Figurationen* des Humboldt Labors zunächst einmal mit einem oberflächlichen Blick auf die materiell-institutionellen Beziehungen zu beantworten: Die 750 Quadratmeter großen öffentlichen Ausstellungsräume der Humboldt-Universität zu Berlin (HU Berlin), die als dritte Partner*in neben dem Ethnologischen Museum und dem Museum für Asiatische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin sowie der Stiftung Stadtmuseum Berlin in die Räume des neu errichteten Berliner Schlosses einziehen würde. Zum Zeitpunkt unserer Forschung war das Schloss noch im Bau und die Räume, in die das Labor mal einziehen sollte, noch nicht fertiggestellt. Das Humboldt Forum selbst stand wegen des Umzugs insbesondere der ethnologischen Sammlungen in die Mitte Berlins schon seit einigen Jahren im Zentrum öffentlicher als auch wissenschaftlicher und museologischer Debatten. Planungskonzepte zum Humboldt Labor existierten in verschiedenen Varianten schon seit über zehn Jahren, angesiedelt am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik – dem Zentralinstitut der HU Berlin, das bereits andere Ausstellungsräume und die Koordination der wissenschaftlichen Sammlungen unter seinem Dach verband.² Das letztendliche Ausstellungskonzept für die Ausstellung *Nach der Natur* (2021) wurde von dem neuen kuratorischen Team in den zwei Jahren vor Ausstellungseröffnung erarbeitet. Betrachten wir die symbolische Situation damals aus offizieller Perspektive: Mit dem Humboldt Labor war ein neuartiger Raum im Entstehen, der aus Sicht der Universitätsleitung als Hoffnungsträger für die Third Mission

verstanden werden konnte; der mit Öffentlichkeiten in Verbindung treten und exzellente wissenschaftliche Forschung auf anschauliche Art und Weise vermitteln sollte. Diese Idee der Humboldt-Universität zu Berlin als Leuchtturm der Exzellenzforschung schlägt sich vor allen Dingen im ersten Raum der Ausstellung nieder, innerhalb dessen die sieben Berliner Exzellenzcluster auf unterschiedlichen Filmscreens dargestellt werden.

Im Laufe unserer ethnographischen Forschungen folgten wir den komplizierten institutionellen Verflechtungen und Zuständigkeiten, deren Unübersichtlichkeit Jörg Häntzschel in der Süddeutschen Zeitung 2017 ironisch in ein Flussdiagramm überführte (siehe Abbildung 1). Und dabei stießen wir auf die innerinstitutionellen Kämpfe um Repräsentation unterschiedlichster Akteur*innen. Neben institutionskritischen Fragen wollten wir jedoch auch den Ausstellungsraum mit seinen gestalterischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten im Sinne seiner spezifischen Materialität und als Ort der »work of representation« ernst nehmen (Hall 1997). Es ging uns erstens darum, Ausstellung in ihrer besonderen Formatierung zu begreifen, die wiederum eine ästhetische Erfahrung ermöglicht; eine Erfahrung, die sich in ihrer Wahrnehmungsweise von anderen unterscheidet. Zentral waren für uns dabei Sinngabungsprozesse, die sich in und aus Beziehungen zwischen Dingen, Menschen, Daten, Ereignissen, abstrakten Konzepten ergeben (Prinz/Schäfer 2015). Prozesse von Infrastrukturierung und das Navigieren durch ökonomische und materielle Logiken können teilweise fundamental im Konflikt stehen mit kuratorischen und vermittlerischen Alltags; sie sind dabei zentraler Teil von Ausstellung in ihrer spezifischen Form und Formatierungsprozessen.³ Wenn wir in diesem Band von Infrastrukturierung als verwaltungstechnische und -praktische Logiken sprechen, dann im herrschaftskritischen Sinn wie beispielsweise die Autor*innen des Infrastructure Project der Bergen Assembly 2016:

»Why have we focused on Infrastructure, a term beloved of planners and technocrats? And why in the context of an art world event? In reply we might say, because infrastructure is the condition of our lives: it determines spaces, disciplines, bodies, allocates resources and privileges notions of progress and development without any critical interrogation. Infrastructure, being a range of linked processes, also eludes representation and so the only possibility of making it tangible is speculative research and imaginative invention« (Rogoff u. a. 2016).

Ausstellung als ein Medium zu begreifen bedeutet, sie sowohl als ein multimodal-semiotisches System der Repräsentation als auch als ein methodisches Werkzeug der ästhetischen Erfahrung und Wissensgenerierung zu begreifen. Wir haben dieses Medium selbst als Akteur im sozio-materiellen Beziehungsnetzwerk verstanden; wir haben mit der Ausstellung während unserer Forschung interagiert, gestaltet, gestritten und gedacht.

Problem-Space Öffentlichkeiten und Wissenschaften

Das ethnographische Studienprojekt, das den Kern unseres Masterstudiums bildet, reiht sich ein in eine lange Geschichte von kollaborativen Lehr- und Forschungsformaten in der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie. Innerhalb des für unser Fach spezifischen Studienprojektes werden von Anfang an Feldanalyse mit ihren ethnographischen Methoden und ihre möglichen Repräsentationsformate zusammengedacht und sind Teil der Forschung. Gerade das gemeinsame Forschen und die kollaborativen

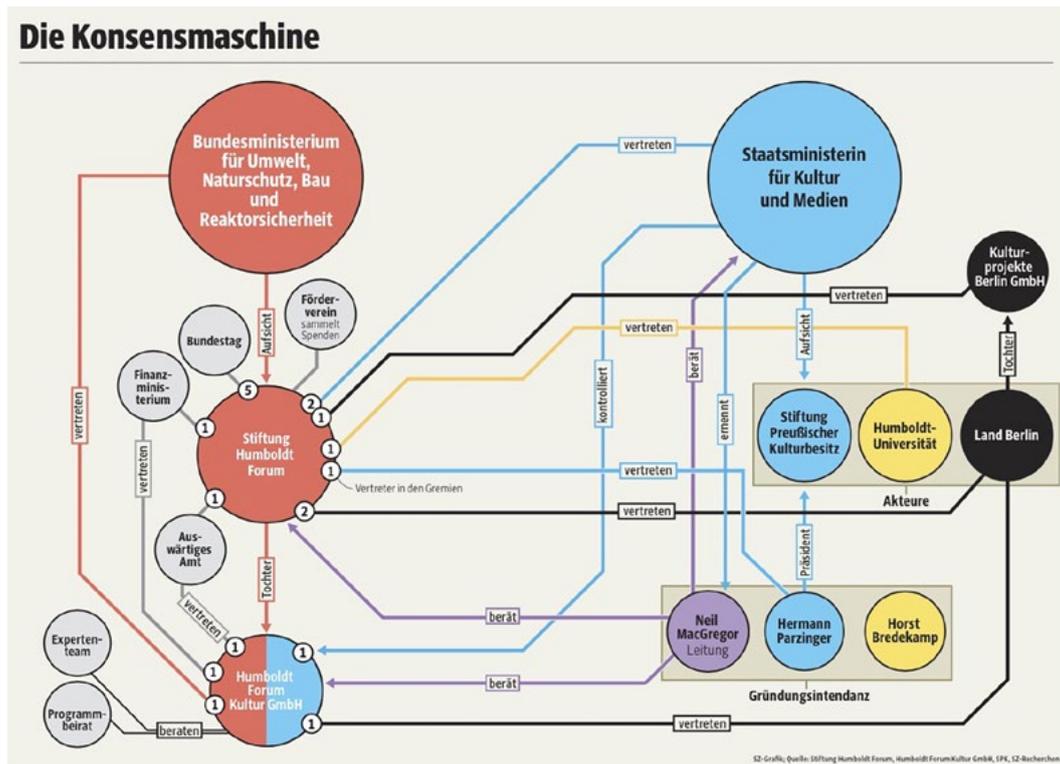


Abb. 1 »Die Konsensmaschine«, Jörg Häntzschel, © Süddeutsche Zeitung, 20.11.2017

Projekte einer öffentlichen Präsentation verdeutlichen angehenden Kulturwissenschaftler*innen ihre eigenen Involvierungen und die disziplinäre Involviertheit in Lebenswelten (vgl. Fassin 2017). Wichtig ist uns an dieser Stelle einmal mehr zu betonen, dass gerade die Zusammenarbeit mit Projektpartner*innen – in unserem Fall aus dem Kurations- und Ausstellungsfeld – klar macht, dass Reflexivität nicht in die Hoheit der ethnographisch arbeitenden Wissenschaftler*innen gehört, sondern sich erst in der Zusammenarbeit, im gegenseitigen Hinterfragen und im Anerkennen unterschiedlicher Interessen und Expertisen äußert. Das Humboldt Labor ist dabei sicherlich einer der Ausstellungsorte, an denen deutlich wird, wie stark die Europäische Ethnologie mit dem praktischen Museumsfeld verbunden ist.⁴

Dass die Rollen von Ausstellungsmacher*in und Wissenschaftler*in in der Figur der Europäischen Ethnolog*in verschwimmen, hängt sicherlich auch mit den gesellschaftlichen und alltäglichen Problem-Räumen zusammen, die die Disziplin generell interessieren. Der Problem-Nexus Öffentlichkeit/Wissenschaften stellte sich uns als Forschendend dabei massiv in den Weg. Im Dezember 2019 begannen Berichte über eine neuartige Atemwegserkrankung mit dem Namen COVID-19. Die erste Infektion in Deutschland wurde im Januar 2020 bestätigt. Der Start des Sommersemester 2020 wurde recht bald verschoben, das Seminar fand dann für uns letztendlich im digitalen Raum statt. Nicht nur, dass plötzlich alle öffentlichen Einrichtungen und damit auch die Universität mit Beginn des Lockdowns selbst nicht mehr zugänglich waren; auch die Planungsprozesse des Humboldt Labors und des kuratorischen Teams erschienen für uns nun noch schwieriger zugänglich. Mit der Corona-Pandemie eröffnete sich ein gesellschaftliches Konfliktfeld, in dem sich die Proteste gegen die staatlichen Maßnahmen und die später hinzukommenden Impfproteste mit rechten Politiken verbanden. In diesem Zusammenhang richteten sich gezielte politische Kampagnen gegen Wissenschaftler*innen aus dem Spektrum der kritischen Sozialwissenschaften, insbesondere auf diejenigen Kolleg*innen, die für einen Schutz von

Risikogruppen und vulnerablen Personen einstanden. Das Projekt der Third Mission, verstanden als Vermittlungsprozess um die gesellschaftliche Relevanz wissenschaftlicher Forschung zu thematisieren, wurde nun plötzlich als ein risikohaftes Unterfangen sichtbar. Dabei ist immer notwendig zu betonen, dass bestimmte Wissenschaftler*innen schon seit langem unter dem Angriff rechtspopulistischer Kampagnen stehen, wie beispielsweise ein transnationaler Blick in die Gender Studies zeigt (vgl. Graff/Korolczuk 2022).⁵ *Corona-Diktatur*, *Impfstreik* sowie *Querdenken* sind einige Schlagworte, die unser Zeitgefühl mitbestimmen, die aber sicherlich das komplexe Gefüge von Wissenschaftsfeindlichkeit und -leugnung nicht einfach erfassen können (vgl. Binder/Chakkalaka 2022).

Das Thema Öffentlichkeiten und die hier angesprochene aggressive und kulturkämpferische Stimmung bezeichnete für uns einen Problemhorizont, vor dessen Hintergrund wir begannen, uns in die kuratorischen und vermittlerischen Alltage einzudenken. Im Gespräch mit seiner spanischen Kollegin Chantal Cornut-Gentille D'Arcy entwickelt Lawrence Grossberg ein relationales Konzept von Problemhorizonten, den sogenannten »problem-spaces« der Cultural Studies:

»Something very important follows from this: while disciplines construct artificial objects by segregating elements of the social world and cutting them off from all relationships, the ›object‹ that concerns cultural studies is the context of social life itself, a context that can only be understood as a set of interwoven relationships. We have to find theories of relationality!« (Cornut-Gentille D'Arcy/Grossberg 2010, 112).

Dieses konjunkturale und figurationale Verständnis von Kulturphänomenen hat unser Studienprojekt begleitet und dominiert auch die Analyseperspektive der folgenden studentischen Beiträge (vgl. Lindner 2003; Ege 2021). Dabei hat diese Art der relationalen Kulturanalyse in ihrem forschenden Zusammen-Arbeiten mit spezifischen Akteur*innen und mit dem Verständnis einer involvierten Ethnographie durchaus einen interventionistischen Anspruch. Im Herausarbeiten von figurationalen Zusammenhängen rückt auch der gestalterische Anteil an einer Re-Konstruktion der involvierten Felder selbst in den analytischen Fokus (vgl. Chakkalaka 2021, 144). Die Teilhabe – gerade auch in den vielen Formen der konkreten Zusammenarbeit im Humboldt Labor – macht das Forschungsfeld selbst offen für Transformation im Prozess des Wieder-(Ein-)Schreibens. Hier werden die gestalterischen Potentiale der ethnographischen Methode sichtbar, die sich weder auf die Beschreibung politischer Dynamiken, noch in der Annahme eines strukturlosen und ahistorischen Präsentismus reduzieren lässt. Die Feldanalyse macht vielmehr die historischen und multitemporalen Verdichtungen von Kulturphänomenen relational sichtbar.

Im Laufe der Forschung über drei Semester hinweg wurde die Ausstellungs- und Planungsanalyse selbst zu einem Reflexionsraum unserer eigenen ethnographischen Praxis. Ebenso nahmen wir hier unsere eigenen Kritikreflexe in den Blick. Dieser Band ist sicherlich auch eine Zeugenschaft, welche Auswirkungen die gesellschaftlichen Umstände und öffentlichen Debatten, in unserem Fall die politischen Effekte der Coronapandemie, auf ein ethnographisch-kulturanalytisch operierendes Fach und deren Forschungen haben: Die sinnlich-körperlichen Verschiebungen durch die Pandemie und die veränderten Aushandlungsprozesse der ethnographischen Teilhabe sowie die prekäre Infragestellung der Systemrelevanz von Bildungs- und Kulturarbeit generell haben sich wie ein Vergrößerungsglas für die »problem-spaces« über unsere Forschung gelegt. Es zeigt sich hier, dass diese nicht als rein symbolische Diskursfelder verstanden werden können; vielmehr haben wir sie in ihren symbolisch-materiellen Verflechtungen analy-

siert. Dies gilt für die Untersuchungen, die sich explizit mit räumlich-infrastrukturellen Logiken und Anordnungen beschäftigen; genauso aber auch für jene, die die politischen⁶ und instituierenden Praktiken erforschen und dabei von den institutionellen Verstrickungen sprechen (vgl. Raunig 2009; von Bose 2016, 289–293). Öffentlichkeiten begreifen wir hier aus politisch-anthropologischer und politisch-philosophischer Perspektive als Orte der gesellschaftlichen Auseinandersetzung und des Streits (Mouffe 2002).

»The Evidence of Things Unseen« (Carrie Mae Weems): Hoffnungsvolle Projektionen der studentischen Arbeiten

Ausgehend von dieser politisch-anthropologischen Motivation kristallisierte sich eine unserer Kernfragen an der Schnittstelle von Wissenschaft, Öffentlichkeiten und Ausstellungsraum heraus: Wie ist es möglich, in scheinbar hoffnungslosen Zeiten, hoffend ethnographisch zu forschen? Dies in einer Zeit, in der Pandemie uns selbst vor Augen führte, wie ungleich Sicherheit, Solidarität und medizinische Ressourcen sozial-situational und globalpolitisch verteilt waren. Die Freiheitsrufe der Deutschen Rechten und das unsolidarisch exkludierende Pochen auf Individualrechte sowie die Angriffe auf wissenschaftliche Forschung wie beispielsweise der Gender Studies und der kritischen Migrationsforschung, das moralisierende Verdammnis der medizinischen und virologischen Forschung, die als Ideologie und Verschwörung abgetan wurden, aber auch das Zusammenbrechen von alltäglichen Bildungs-, Pflege- und Sorgeinfrastrukturen ließen und lassen den Begriff der Krise, mit dem wir noch zu Beginn unseres zweiten Semesters der Forschung arbeiten wollten, blutleer erscheinen. Die langsame *und* schnelle Akkumulation von krisenhaften Ereignissen erfordert einen relationalen, kontextuellen und multitemporalen Analyserahmen, der einer *longue durée*-Perspektive verpflichtet ist und der die gegenwärtigen Ereignisse und den Zusammenbruch der durch neoliberale Politiken porös gewordenen, sozialen Infrastrukturen nicht einfach in seiner risikohaften Plötzlichkeit begreift, sondern soziale Vulnerabilitäten und den rechten Backlash als Teil größerer und längerer Entwicklungen erfasst. Wir interessieren uns nicht für ein lapidar formuliertes *Neu*, sondern für ein kulturwissenschaftlich fundiertes *Geworden*.

Hoffnung und Hoffnungslosigkeit sind dabei nicht voneinander zu trennen (Bloch 1993). Ihre Gleichzeitigkeit war für die Teilnehmenden des Studienprojektes und auch für die Akteur*innen des Humboldt Labors mit der Frage nach erträglicheren, alternativen Zukünften verbunden. Dabei haben wir uns im Rahmen unserer ethnographischen Forschung immer wieder neu gefragt: Wie werden Zukünfte im Labor erfunden, erzählt, zurückgewiesen und kuratorisch erforscht? Ist die Archivierung der Zukunft im Medium Ausstellung eine Möglichkeit? Konkret interessierten wir uns für intervenierende (Zeit-störende und Zukunft-hervorbringende) Praktiken des Vermittelns, Erzählens und Repräsentierens, die linear-progressive Zeitregime verunsichern.⁷ Welche Rolle spielen ethnographische Methodik, Zusammenarbeit und Engagement bei der Gestaltung von Debatten über solidarischere Zukünfte, und wie erforschen wir differente Zukünfte? Und wie können wir mit und durch diese hoffnungslosen Zeiten leben? Diese Fragen wird der vorliegende Band natürlich nicht vollständig beantworten, aber sie haben eine Navigationsfunktion und können für eine nicht-affirmative Lesart der Zukunft und Krise von Nutzen sein.

Im Laufe unserer Forschungen praktizierten wir unsere ethnographischen Unternehmungen als Beziehungsarbeit. Eine Gruppe wurde von den Kuratoren Friedrich von Bose

und Andreas Geißler eingeladen, mit einem Beitrag für die kinetische Forschungswand an der Ausstellung teilzuhaben. Diese 125 Quadratmeter große Projektionsfläche, die sich über die gesamte linke Seite des zweiten Ausstellungsraumes des Humboldt Labors erstreckt, übersetzt und erzählt Forschungsansätze, die zwei Themenkomplexe miteinander in Resonanz bringt: Krise des Liberalismus und die Krise der Natur (vgl. Geissler 2024). Auf dieser sind sie nun mit einem eigenen Kapitel zu sehen. Der von Ronda Ramm, Ricarda Rivoir, Tabea Rossol und Carla Tiefenbacher erarbeitete Beitrag »Zukunft ist politisch!« greift explizit die Fragen des Studienprojekts auf. Sie reflektieren dabei, wie wissenschaftliche Institutionen, Museen und Ausstellungsräume in die Imagination von Zukünftigen hineinwirken und fordern eine engagierte Wissenschaft, die einen emanzipatorischen Auftrag wahrnimmt.

Eine weitere Gruppe wurde von den Gast-Kurator*innen, Franka Schneider und Antonia von Trott zu Solz, die Möglichkeit der Kuration eines *Empty Spaces* im Archivbereich der Ausstellung gegeben. Dominik Biewer, Ricarda Rivoir und Mira Yacine reflektieren und problematisieren in dem Audiobeitrag »Widerspenstige Aufmerksamkeit« die Gegenwärtigkeit des universitären Lautarchivs und Hahne-Niehoff-Archivs in ihrer erinnerungspolitischen Dimension.⁸ Ausgehend von ihren forschenden Auseinandersetzungen, die den Blick auf das dem Material Abwesende und inhärent Widersprüchliche richteten, formulieren sie gleichsam einen möglichen Zugang zur Perspektivverschiebung ihrer historischen Lesarten.

Eine weitere konzeptuelle und inhaltliche Involvierung erfuhr die Gruppe, die mit dem Künstler und Forscher Tal Adler an dessen Installation *Who is ID 8470?* arbeitete. Adler hatte zunächst eine Pepper Ghost-Illusion als eine Art Intervention geplant. Eine Idee, die er auf Einladung der Kurator*innen des Labors entwickelt hatte und an dessen Finanzierung auch das Centre for Anthropological Research on Museums and Heritage (CARMAH) unter der Leitung von Sharon Macdonald beteiligt war. Adlers Kunstwerk entsprach dann bei Fertigstellung zwar nicht einer drei-dimensionalen Projektion, jedoch einem zwei-dimensionalen Film zwischen verspiegelten Seiten. In zwei verschiedenen Strängen erzählt er zum einen die kuratorische Debatte um das Ausstellen von menschlichen Überresten, als auch verschiedene potentielle, spekulative Biographien von Menschen, deren menschliche Überreste nach ihrem Tod Teil anatomischer Sammlungen wurden. Die Idee, sich hegemonialen Unsichtbarkeiten und machtvollen Praktiken der Sichtbarmachung in Form von projizierten Geistern aus dem Archiv zu nähern, schließt an die wichtigen Arbeiten der afroamerikanischen Künstlerin Carrie Mae Weems an, die gerade in den letzten Jahren wieder erneute Besprechung erfahren hat.⁹ Ähnlich wie Weems lässt auch Tal Adler befreundete Kolleg*innen und eben auch die Studierenden unseres Seminars auftreten, die offizielle genauso wie marginalisierte Geschichten erzählen.

Doch wir haben es hier nicht nur mit Beziehungsarbeit zu tun, sondern idealerweise auch mit einem Dazwischen-Treten der studentischen Perspektive, die manchmal allzu glatte, oben bereits erwähnte Erzählungen von der Humboldt-Universität zu Berlin als Produktionsstätte von Exzellenzwissenschaft stören. So etwa die drei selbst produzierten studentischen Filme *Molding* (Lucia Dénes), *Der Leistungspunkt* (Lennart Guder, Silvia Radtke und Joschka Strauss) und *Raum-, Zeit-, und Platzmangel in der Grimm Bibliothek* (Pauline Brunner, Liza-Sophie Uecker) im ersten Ausstellungsraum des Humboldt Labors. Die Beiträge entstanden im Kontext des Bachelor-Studienprojektes »Zukunft Bildung?! Ethnographische Forschungen zum studentischen Bildungsalltag« am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität im Wintersemester 2018/19 unter der Seminarleitung von Silvy Chakkalalal. Der Screen, auf dem diese Arbeiten gezeigt

werden, befindet sich im ersten Raum der Ausstellung an prominenter Stelle im Übergang zum zweiten Raum. Die Kurator*innen Gorch Pieken, Friedrich von Bose, Andreas Geißler und Katja Widmann haben sich damals in Form von Treffen und Workshops Zeit genommen, um sich mit den Studierenden auszutauschen. Diese Filme sind nun gleichberechtigt neben den Filmen der Exzellenzcluster der HU zu sehen. Wichtig ist uns die Mit-Autor*innenschaft und die Perspektiven der Studierenden im Humboldt Labor sichtbar zu machen und den universitären Ausstellungsraum nicht nur als Ort der hegemonialen Kunstproduktion, Kuration und Repräsentation von Exzellenzforschung zu verstehen.

Insofern ist das Master-Studienprojekt in der Europäischen Ethnologie selbst ein dazwischen-tretendes Lehrformat, das Praktiken des Verbindung-Machens und Beziehung-Schließens im Sinne einer Kritik ermöglicht und aufzeigen kann.¹⁰ Dass damit ein (selbst)kritischer Blick auf die produzierten Inhalte und retrospektiven Erzählungen der Akteur*innen und auf uns einhergeht, ist dabei vielleicht ein Allgemeinplatz, stellt den Forschungsalltag aber dennoch vor Herausforderungen.

Vor dem Hintergrund eines Kritikreflexes gegenüber dem Humboldt Forum ist uns wichtig zu betonen, dass die Institutionen unseres Forschungsfelds nicht außerhalb unserer wissenschaftlichen Praxis stehen. Durch ihre alltäglichen Praktiken der Planung, Kuration und Reflexion üben die Akteur*innen selbst Institutionskritik und sind sich dabei der instituierenden Praktiken sehr wohl bewusst. Damit sind Praktiken gemeint,

»die selbstkritisch sind und sich dennoch nicht krampfhaft an ihre Verstricktheit, ihre Komplizität, ihr Gefangenendasein im Kunstfeld, ihre Fixierung auf die Institutionen und *die* Institution, schließlich an ihr eigenes Institution-Sein [klammern]«
(Nowotny/Raunig 2016, 57).

In der Reflexion unserer eigenen paranoiden Lesarten wurde uns deutlich, dass wir es mit etwas zu tun haben, dass wir die ungleiche Gleichzeitigkeit des Alltäglichen nennen können, die sich in ungleichen Hoffnungen und Zukunftsentwürfen verschiedener Akteur*innen und unserer nicht selten vorkonstituierten Kritik gegenüber dem institutionellen Rahmen der Universität und dem größeren Kontext des Humboldt-Forums materialisiert.

Der Handlungsrahmen der Kuration ist dabei auch bestimmt von den begrenzten Ressourcen der Universitätssammlungen und -kustodien, ihrem fortschreitenden Verfall (siehe auch die institutseigenen Sammlungen an der HU Berlin!), die befristeten Verträge der Kurator*innen, Vermittler*innen und Projektleitungen (niemand von der ersten und zweiten Generation der Kurator*innen ist noch am Labor!), die architektonischen und politischen Beschränkungen, die das Berliner Stadtschloss selbst mit sich brachte (vgl. von Bose 2024). Die Verantwortung, Sammlungen zu besitzen und Wissen zu produzieren und zu repräsentieren, gestaltet sich an der Institution Universität dabei anders als in musealen Institutionen. In der Ausstellungsanalyse ist es daher wichtig, immer auch die je unterschiedlichen Governing- und Organisationsstrukturen der jeweiligen institutionellen Kontexte zu betrachten. Im Rahmen dessen nahmen wir neben dem kuratorischen Team die vielfältigen und in sich unterschiedlichen Akteur*innen und Publika des Humboldt Labors wahr: die Universitätsleitung und die Presseabteilung, die Wissenschaftler*innen der Berliner Universitäten und ihre Studierenden, unterschiedliche Aktivist*innengruppen, die öffentliche Berichterstattung, Tourist*innen und eine interessierte Stadtbürger*innenschaft. Letztendlich begriffen wir die Entstehung der Ausstellung *Nach der Natur* des Humboldt Labors als ein relationales Netz von Interdependenzen, im Sinne von unter-

schiedlichen sozio-materiellen Abhängigkeitsgefügen, die den Möglichkeitsraum für das Medium Ausstellung mitkonstituierten. Dazu gehört auch die Limitierungen der Repräsentation (vgl. Fassin 2015).

Wir wurden nicht nur durch unsere kollaborativen Forschungsformate und Einladungen des Humboldt Labors zum Teil dieses Netzwerkes, sondern nahmen innerhalb dieser Zeit verschiedene Rollen ein, die aus unterschiedlichen beziehungsmachenden Praktiken entstanden. Dies erforderte immer wieder Momente des sich Orientierens: Inwieweit stört das langsame Forschen und Denken der Ethnographie und eine historische Dimensionierung der Kulturanalyse selbst eine Universität, die versuchen muss, diese unterschiedlichen Zeitlichkeiten und Zeitlogiken in ihren Arbeitsweisen zu verbinden? Dabei wurde das Humboldt Labor auch innerhalb des Spannungsverhältnisses von schneller Drittmittel-Projektförmigkeit versus mangelnde langfristige Arbeitsstrukturen und -ressourcen sichtbar. Hier äußert sich für uns auch ein temporales Problem: Diese mühevollen Verbindungsarbeiten leisten all jene, die immer wieder mit den Konflikten an diesen temporalen Schnittstellen in ihrem Arbeitsfluss konfrontiert sind. Das gilt für Verwaltungsprozesse ebenso wie für Kurations- und Publikationsprozesse.

Ethnographische Orientierungen in ihrer temporalen Wirkungsweise: Transformation, Aspiration, Intervention

Drei theoretische Orientierungen für das *Noch Nicht* begleiteten unser Interesse und beeinflussten unsere Forschungsarbeit: Transformation (Ästhetik der Beziehung), Aspiration (Hoffen und Begehren) und Intervention (Dazwischen Treten). Diese bildeten weniger feststehende Kategorien, vielmehr dienten sie im weiten Feld möglicher Zugänge als Suchbewegung; als Instrumente, unsere jeweiligen Forschungsthemen als miteinander verflochten zu betrachten. Entlang dieser Orientierungen organisierten wir während des Seminars unsere Arbeit in wechselnden Gruppenkonstellationen und produzierten auch oben genanntes *Video Chapter*, den *Empty Space*, die Geschichten für Tal Adlers Installation und später das Konzept für einen Vermittlungsworkshop mit.

Der Schwerpunkt *Transformation: Ästhetik der Beziehung* erfasste die zeitlich-räumlichen, sozio-materiellen sowie epistemologischen Verschiebungen und Bewegungen im Bereich des Museums und der Ausstellung. Zeitliche Transformationen rückten unterschiedliche Politiken des Ausstellens, Repräsentierens und Kuratierens ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Gleichzeitig untersuchten wir Momente der Reibung und des Konflikts. Wir verstanden unsere eigenen Verstrickungen und unser Engagement als Teil des Feldes (Low/Merry 2010; Hamm 2013). Einfache Ausstellungskritiken verkomplizierten sich, wenn wir die institutionellen Verstrickungen sowie infrastrukturelle, materiell-räumliche Logiken als konfligierendes politisches Feld in unsere Analyse miteinbezogen (siehe Abbildung und den Adapter »Verbinden, Kon(Figurationen), Netzwerke« in diesem Band). Hier finden sich zwei Beiträge, die die Bewegungen des Feldes universitären und musealen Ausstellens in ihren Debatten und kuratorischen Praxen nachzeichnen und analysieren. Im Beitrag »Ambivalenzen ausstellen. Hoffnungsvolle Visionen im Humboldt Labor« dienen Ronda Ramm die Konzeption der kinetischen Forschungswand und des Objektbereichs des Humboldt Labors als Ausgangspunkt, um Spannungs- und Konfliktfelder der Ausstellungsgestaltung zu untersuchen. Mit einem relationalen Raumverständnis folgt sie den Planungspraktiken und ihren Übersetzungsprozessen und zeigt dabei auf, wie damit verbundene Reibungsmomente Technologien und Objekte als Akteur*innen

sichtbar werden lassen. Transformation als Analysekategorie zeigt nicht nur die Effekte konkreter Bewegungen im Feld (von Objekten) auf, sondern lässt sich als immanenter Bestandteil zur Wissensgenerierung und -darstellung verstehen, wie sie sich auch in der Ausstellung *Nach der Natur* äußert. Der Frage nach der Kuration von Wissen und ihrer zugrundeliegenden Logik im Humboldt Labor geht der Artikel »Verbindungen machen und zeigen – Relationales Ausstellen im Grid« von Tabea Rossol nach. Anhand der universitären Ausstellungen am Ghent University Museum, dem Forum Wissen Göttingen und dem Humboldt Labor im Humboldt Forum unterzieht sie die kuratorischen Praktiken einer relationalen Kulturanalyse. Sie arbeitet dabei heraus, wie im Humboldt Labor Wissenschaft als Prozess dargestellt wird. Rossol zeigt in ihrer Untersuchung, dass es paradoxerweise die wiederkehrenden Kategorisierungen – Sichtbarkeit, Ordnungen, Grenzen und Zeitlichkeit – sind, die im Humboldt Labor einerseits das Objekt auf der textlichen Ebene fixieren, dieses jedoch gleichzeitig dynamisch in immer neuen Beziehungen darstellen.

Der Schwerpunkt *Aspiration: Hoffen und Begehren* brachte Untersuchungen zusammen, die motiviert sind, ein relationales und multitemporales Erzählen von Geschichte und Geschichten in einer verwickelten Weise zu praktizieren. Gegenwart und Zukunft verbindet. Der Boom der Zukunft ist an anderen Stellen schon kritisch beschrieben und analysiert worden (de Bruyn/Lütticken 2020; Chakkalal 2023). Wie bereits erwähnt, gründen unsere Arbeiten in einer multitemporalen Analyseperspektive, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet. Stattdessen ist hier die Verknüpfung von *in die Zukunft hoffend und begehend* aus affekttheoretischer Perspektive wichtig, die die studentischen Beiträge mitbeeinflusst haben. Dabei ist Ernst Bloch wichtige Referenz: Er entwirft Hoffnung als Affekt, als einen aktiven Antrieb, der Menschen dazu motiviert, vergangene und gegenwärtige Umstände zu hinterfragen und nach einer besseren Zukunft zu streben.

Hoffnung ist für Bloch ein dynamischer Prozess des »Noch-nicht-Seins«, in dem die Menschen auf das hinblicken, was noch nicht erreicht wurde, aber möglich ist (Bloch 1993). Wichtig ist uns hier, dass unser Einsatz des Affektbegriffs mit einem Verständnis von Begehren als sozialer Kraft, verbunden ist. Wir folgen hier Judith Butlers Annäherung an das Phänomen *Begehren* in der Frageform: »What is the relation between desire and recognition, and how is it that the constitution of the subject entails a radical and constitutive relation to alterity?« (Butler 1999, xiv).¹¹ *Begehren* wird hier als Beziehungsphänomen in Relation zum Anderen konzeptioniert. Es geht also nicht um eine romantisierte Sicht auf das fühlende Individuum in einer Singularität, sondern um jenes in fühlenden und bewegten Beziehungs- und Abhängigkeitsverhältnissen und im Umgang mit Differenz. Mit diesem relationalen Verständnis von Hoffnung als Affekt/Begehren können und haben wir das Medium Ausstellung auch in seinen verkörperlichten Dimensionen untersucht. Imagination, Sprache, ausstellerische Erzählstoffe affektieren und bewegen Publika, Kurator*innen und Vermittler*innen und uns Forschende aus spezifischen Gründen. Es geht hier also weniger um die individuelle Ebene von Gefühlen, sondern um ein Verständnis von Affekten/Begehren als Schaltstellen zwischen Körper und Gesellschaft bzw. als Schaltstelle von Subjektivierungspraktiken, in denen immer Konstellationen von Eigenem und Anderem in Anschlag gebracht werden. Die Frage ist hier, ob die analysierten Ausstellungsdisplays es vermögen, relationale Geschichten, Subjektivitäten und un/mögliche Welten zu imaginieren?

Besonders die studentischen Beiträge von Laura Strott und Ricarda Rivoir machen die zeitliche Dimension des Nexus Affekt/Begehren zentral. Beide Untersuchungen sind

an der zeitenverbindenden Verstrickung wissenschaftlicher Sammlungen und Archive interessiert. Archivmaterial und Sammlungsgegenstände sind nicht einfach auf die Rekonstruktion einer Vergangenheit aus, vielmehr werden an ihnen verschiedene Zukünfte und Gegenwärtigkeiten in Form von Sehnsüchten und Hoffnungen produziert und ausgehandelt. Dass sich diese immer auch innerhalb gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse vollzieht, und dabei selbst aktiv in diese hineinwirkt, wird in dem Beitrag »Verflochtene Geschichten, verflochtene Erinnerungen. Ethnographische Untersuchungen von (vergangenen) Hoffnungen und ihrem Nachleben« von Laura Strott deutlich. Am Beispiel von *Who is ID 8470?* geht sie verschiedenen multitemporalen, sich widersprechenden Hoffnungen der beteiligten Akteur*innen nach. Im Zwischenraum von historischer Forschungspraxis und gegenwärtigen erinnerungspolitischen Aushandlungen werden Verbindungen sichtbar, die verschiedene gewaltvolle Geschichten in Dialog zueinander bringen. Wie jener historische und erinnerungspolitische Raum Widerhall findet, verfolgt Ricarda Rivoir in ihrem Beitrag »Schwieriges Erbe ausstellen – »Programmatische Leerstellen« als kritische Repräsentation im Projekt *Who is ID 8470?* und den Archiven«. Hierzu untersucht sie den Umgang mit kolonialen und völkischen Vergangenheiten im Humboldt Labor und analysiert die Darstellung systematischer Ein- und Ausblendungen gewaltvoller Wissenschaftsgeschichten. Dabei hinterfragt Rivoir die Möglichkeit kritischer Repräsentation auf Grund der Bruchstückhaftigkeit des Archivs und seiner Wissensordnungen.

Die Infragestellung archivaler Ordnungslogik wird jedoch nicht allein als Ergebnis und der Frage nach ihrer Repräsentation im Ausstellungsraum verhandelt. Die Genese und die Materialität der Archive rufen ebenso unmittelbare Empfindungen hervor. Inwieweit sich diese auf die kuratorische Praxis auswirken, spürt Dominik Biewer in seinem Beitrag »Begehren nach Resonanz. Re-Figuration einer historischen Tonaufnahme zwischen Archiv und Ausstellung« nach. Er analysiert den Übergang eines akustischen Archivobjekts in den Ausstellungsraum. Unter Bezugnahme auf das Konzept der Resonanz (Greenblatt 1991) wird die wechselseitige Bedingung zwischen der irritierenden Wissensordnung des Archivs und der affektiv-ästhetischen Wirkungen der Aufnahme deutlich, welche sich materiell in der kuratorischen Praxis verdichten.

Intervention (Dazwischen Treten/inter-venire) untersucht vermittelnde Dynamiken im Humboldt Labor, die es vermögen, bekannte Narrative und lineare Zeitabläufe zu unterbrechen. Gleichzeitig werden diese Unterbrechungen als ein generatives Phänomen analysiert, die Subjektivitäten, Geschichten und Kritik in Bewegung setzten und verunsichern können. Der Interventionsbegriff inspiriert dazwischen-tretende Praktiken im Sinne eines *Doing Future* als präemptive Praktiken zu untersuchen, die Zukünftigkeit in der Gegenwart realisieren: zum Beispiel in Form von partizipativen Bildungsprojekten und der Suche nach nicht etablierten Publika. Zum anderen wurde Intervention auch als konflikthafte Moment der Auseinandersetzung gedeutet, die nach europäisch-ethnologischer Manier in ihren alltäglichen Figurierungen untersucht wurde. Intervenierende Praktiken und Formate zeichnen sich dabei dadurch aus, dass sie in geplante oder gewohnte Prozesse hineinwirken und Neuorientierungen provozieren können. Der Beitrag »Vermittlerische Intervention in pandemischen Zeiten – Eine ethnographische Erzählung vom *Lebenden Archiv*« von Alina Januscheck beschäftigt sich mit der Entwicklung eines gleichnamigen Vermittlungswshops. Dabei stellt sie die Schwierigkeiten der Planung und ihrer ethnographischen Erforschung während der COVID-19 Pandemie dar. Mit Hilfe des theoretischen Konzepts der intervenierenden Bildungspraktik (Chakkalal 2019) beschreibt Januscheck ihre eigene Involviertheit im Feld und denkt über die ethnographische Kollaboration selbst als intervenierendes Format nach.

Im Rückblick auf unsere Forschung und die gemachten Beziehungen können wir in der Analyse des Humboldt Labors auch die größeren Entwicklungen der Berliner Wissenschaftslandschaft selbst beobachten. Die Schnelligkeit und Projektlogik von drittmittelgeförderter Forschung setzt einen Ausstellungsraum wie das Humboldt Labor, die Sammlungsbereiche der Humboldt Universität zu Berlin und die darin arbeitenden Kustod*innen, Wissenschaftler*innen und Kurator*innen unter enormen Druck. Die kurzen Vertragslaufzeiten der Mitarbeiter*innen von Leitung, Produktionsmanagement, Kuration etc. und die mangelnden Ressourcen der Sammlungsbereiche (wie beispielsweise dem Lautarchiv) im Spannungsverhältnis zum gleichzeitigen Anspruch von Universitätsleitung und auch wissenschaftlichem Publikum hat uns immer wieder verwundert und auch uns unter Druck gesetzt. Schon hier war kein romantisierter und affirmativer Blick auf die Zukunft möglich und die Frage bleibt weiter zu erörtern, warum gerade in solchen ökonomisch und arbeitsstrukturell begrenzten Bereichen das Medium Ausstellung fast schon gesellschaftlich überdeterminiert erscheint. Angesichts der zu Verfügung stehenden Ressourcen erwarten wir sehr viel von Ausstellungen. Natürlich müssen wir hier selbstkritisch anerkennen, dass die Forschung und der projektive Reiz des gesellschaftlich intervenierenden Ausstellens von unseren Ansprüchen und Sehnsüchten nach alternativen gesellschaftlichen Entwürfen mitproduziert werden.

Auch die Lehre verändert sich im Spannungsfeld unterschiedlicher und sich nicht selten in Konflikt befindlichen Zeitlichkeiten. Dennoch möchten wir an dieser Stelle betonen, dass gerade die mühsame Arbeit des Austausches und des zeitlich einzuplanenden Zusammenkommens und die aktive Verknüpfung von Forschung und Lehre im ethnographischen Studienprojekt der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft es wert sind. Gerade um diese langfristigen Studienformate, die über mehrere Semester gehen, die ein Ausprobieren, ein Zusammendenken und das Aufbauen von Beziehung ermöglichen, ist im Rahmen der Bolognareform gekämpft worden (König/Korff 2001). Es ist klar, dass sie in der Logik von Schnelligkeit und schlankeren Planungsprozessen und in Zeiten von weniger Investment für Lehre schnell auf der Kippe stehen.

So sind wir sehr froh, dass wir die *Lehr-* und *Lern-Zeit* des Studienprojektes hatten und uns auch Zeit genommen haben, Teil des Denkraumes des Humboldt Labors zu werden. Wir hoffen, dass unsere Untersuchungen zeigen, dass die Zeitlichkeiten der Planungsprozesse im Humboldt Labor nicht linear zu denken sind. Für uns sind Vergangenheiten, Gegenwart und Zukünfte verflochten und wir folgen in unseren Beiträgen diesen arbeitsamen Verknüpfungspraktiken. Kuratieren als Relation zu begreifen, bedeutet somit nicht nur die Gleichzeitigkeit strukturierter und strukturierender Praktiken des Ausstellungs-Machens, sondern ebenso die aktive Gestaltung multitemporaler Beziehungen.

SILVY CHAKKALAKAL  ist seit August 2023 Professorin am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) der Universität Zürich und hat hier den Lehrstuhl für Populäre Literaturen und Medien inne. Davor war sie Juniorprofessorin am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen ästhetische Praxis, Kulturanalysen der Zeit entlang einer Anthropology of the Future, Historische Ethnographie und Ansätze der multimodalen Ethnographie und Bildgeschichte. Kontakt: silvy.chakkalakal@uzh.ch

DOMINIK BIEWER  studierte Europäische Ethnologie und Ethnologie in Berlin und Freiburg. Seine Forschungsinteressen umfassen Critical Heritage Studies, Politische Ethnographie und die Ethnography of the Senses. In diesem Zusammenhang beschäftigt er sich mit historischen Formen der Wissensproduktion, kollaborativen Wissenskulturen und multimodalen ethnographischen Erzähltechniken. Kontakt: d_biewer@icloud.com

LAURA STROTT  studierte Sozial- und Kulturanthropologie, Politikwissenschaften und Europäische Ethnologie an der Freien Universität Berlin und der Humboldt Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkt liegen auf post- und dekolonialen Perspektiven, mit besonderem Interesse an (konflikthaften) Aushandlungsprozessen, Verflechtungsdynamiken und Momenten des Scheiterns. Kontakt: strottlaura@gmail.com

Endnoten

- 1 Auch Saidya Hartman (2008, 2006) eruiert das poetische Surplus in ihrem Schreiben und in ihrem Nachdenken über eine Historiographie im Archiv der Sklaverei. Allerdings ist ihr Entwurf von Geschichten als Reparation weniger Teil einer relationalen Politik als bei Sedgwick, sondern betont die singuläre Erfahrung »of being black« (Hartman/Wilderson 2003, Hartman 1997).
- 2 Beispielsweise in Form von *Anders zur Welt kommen: Das Humboldt Forum im Schloss. Ein Werkstattbericht* (9.7.2009 – 17.1.2010), einer kollaborativen Ausstellung zwischen den Staatlichen Museen zu Berlin, der Humboldt Universität zu Berlin und der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, die im Alten Museum Berlin stattfand. Oder *[laut] Die Welt hören* (22.3.2018 – 16.9.2018) in der Humboldt Box, eine Zusammenarbeit der Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss, des Ethnologischen Museums der Staatlichen Museen zu Berlin, der Humboldt-Universität zu Berlin, der Stiftung Stadtmuseum Berlin und der Kulturprojekte Berlin GmbH sowie der AMAR Foundation in Beirut, und mit der Unterstützung von der Arab Fund For Arts and Culture AFAC. Die Humboldt Box war von 2011 bis 2018 ein temporärer Ausstellungsort neben der Baustelle zum Berliner Schloss, die über den Bau und die Planung des Stadtschlusses, die Geschichte des Ortes und die museale Konzeption des Humboldt Forums, aber auch der Humboldt-Universität zu Berlin informierte (vgl. hier die Pressemitteilung vom 29.6.2011: <https://www.preussischer-kulturbesitz.de/pressemitteilung/artikel/2011/06/29/eroeffnung-der-humboldt-box.html>, aufgerufen am 29.1.2024).
- 3 Unter Formatierungsprozess verstehen wir diejenigen Prozesse, die Ausstellungen zu einem einzigartigen, von anderem zu unterscheidendem Medium machen; also die Prozesse, in der die Ausstellung zu ihrer spezifischen Form findet.

- 4 Auch an weiteren musealen Orten in Berlin und Leipzig sind Europäische Ethnolog*innen zu finden. Um nur einige aus dem Berliner Kontext zu nennen: Die Europäische Ethnologin Natalie Bayer, die das FHXB Friedrichshain-Kreuzberg Museum leitet; Franka Schneider, die lange Jahre am Berliner Institut für Europäische Ethnologie arbeitete und nun am Museum Europäischer Kulturen oder auch der Kulturanthropologie Friedrich von Bode, der zunächst Stellvertretender Leitender Kurator des Humboldt Labors war und dann Leiter Forschung und Ausstellungen bei den Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen (GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig, Museum für Völkerkunde Dresden und Völkerkundemuseum Herrnhut), Staatliche Kunstsammlungen Dresden und nicht zuletzt auch Joachim Baur, der eine Professur Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Dortmund inne hat und schon seit langen Jahren das Berliner Ausstellungsbüro DIE EXPONAUTEN mitleitet sowie außerdem seit 2023 gewähltes Mitglied im Vorstand ICOM Deutschland ist. Auch die Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde unter Leitung von Leonore Scholze-Irrlitz, die seit 1995 am Berliner Institut für Europäische Ethnologie angesiedelt ist, hat ein besonderes Augenmerk auf die Zusammenarbeit mit der Museumswelt.
- 5 Im Oktober 2018 unterzeichnete die Ungarische Regierung einen Erlass zur Abschaffung des Studienfachs Gender Studies. Auch das Verlassen der Central European University (CEU) von Ungarn und der Standortwechsel nach Wien 2018/19 sind Teil dieser Entwicklungen (vgl. auch Henninger u. a. 2021).
- 6 Wir folgen an dieser Stelle Chantal Mouffes Differenzierung des Politischen: »by ›the political‹ I refer to the dimension of antagonism which I take to be constitutive of human societies, while by ›politics‹ I refer to the set of practices and institutions through which an order is created, organizing human coexistence in the context of conflicts provided by the political« (Mouffe 2005, 9).
- 7 Für ähnliche temporal-analytische Fragen am Schnittpunkt Wissenschaft, Öffentlichkeiten und Künste/Kuration interessiert das Forschungsprojekt C02 »Futurity as Intervention« (Silvy Chakkalaka, Hana Ćurak und Sarah Etz) und das Forschungsprojekt »Reflektion« (Silvy Chakkalaka, Janette Helm) beide angesiedelt im Sonderforschungsbereich 1512 Intervenierende Künste. Intervention werden in diesem Rahmen zunächst als Praktiken konzeptualisiert, die das Potenzial haben, bekannte Zeitstrukturen wie die heteronormative Reproduktionszeit oder Ideen wie kontinuierlicher Fortschritt, Entwicklung oder Unterentwicklung zu verändern oder neu zu konfigurieren.
- 8 Das Hahne-Niehoff-Archiv ist eine Forschungssammlung, die der Landesstelle Berlin-Brandenburgische Volkskunde zugeordnet ist, die seit 1995 am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität als eigene wissenschaftliche Abteilung besteht (vgl. <https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/das-institut/organisationsstrukturen/landesstelle-fuer-berlin-brandenburgische-volkskunde>, aufgerufen am 29.1.2024). Die Sammlung umfasst ca. 1.122 Kleinbildfilme in etwa 41.000 Aufnahmen zu volkskundlichen Themen (<https://portal.wissenschaftliche-sammlungen.de/SciCollection/13829>, aufgerufen am 29.1.2024). Das Lautarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin besitzt eine akustische Sammlung von ca. 10.000 Schellackplatten, Wachswalzen und Tonbändern. Die Kernbestände der Sammlung bilden Aufnahmen aus deutschen Kriegsgefangenenlagern im Ersten Weltkrieg, Stimmportraits berühmter Persönlichkeiten aus den 1910er und 1920er Jahre sowie Sammlungen deutscher Mundart und Dialekte. Institutionell ist das Lautarchiv an das Helmholtz Zentrum für Kulturtechnik angebunden (vgl. <https://www.kulturtechnik.hu-berlin.de/sammlungen/lautarchiv/>, vgl. <https://www.lautarchiv.hu-berlin.de>, aufgerufen am 29.1.2024).
- 9 Huey Copeland (2012): Close-up: Specters of History. Carrie Mae Weems's Lincoln, Lonnie, and Me. In: Artforum, Print September 2014. Zuletzt im deutschsprachigen Kontext: Württembergischer Kunstverein Stuttgart; Kunstmuseum Basel. In ihrer Pepper Ghost-Installation »Lincoln, Lonnie, and Me—A Story in 5 Parts«, (2012) tritt Weems am Ende sogar selbst auf und macht sich selbst als projizierende und projizierte Schwarze Künstlerin sichtbar.
- 10 Im Anschluss und während des Projektes haben einzelne Studierende studentische Jobs im Institut für Europäische Ethnologie, bei Centre for Anthropological Research on Museums and Heritage (CARMAH), dem Grassi Museum Leipzig und in Form einer kuratorischen Assistenz im Humboldt Labor selbst begonnen. So kann das Studienprojekt auch als Sprung ins spätere Berufsfeld angesehen werden, was auch Alumnis des Faches immer wieder bestätigen. Diese Tatsache soll jedoch nicht die aktuellen Arbeitskämpfe um einen tariflich gebundenen Arbeitsvertrag (TVStud) unsichtbar machen, die auch deshalb kämpfen, da studentisches Arbeiten oft gleichzeitig von prekären Arbeitsverhältnissen in Form von niedrigen Löhnen, unklaren Arbeitszeiten und befristeten Anstellungen geprägt sind.
- 11 Vgl. zur Zentralität des Begriffs *recognition* Fraser/Honneth (2003).

Literatur

- Binder, Beate (2009): Streitfall Stadtmitte: Der Berliner Schlossplatz. Köln.
- Binder, Beate/Silvy Chakkalakal (2022): Debatte. Dangerous Temporalities. Die unerträgliche Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 16/1, 103 – 125.
- Bloch, Ernst (1993): Werkausgabe. Band 5. Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt am Main.
- von Bose, Friedrich (2016): Das Humboldt Forum. Eine Ethnografie seiner Planung. Berlin.
- Ders. (2024): Ausstellen als Forschungspraxis. Das Humboldt Labor als Ort des kollaborativen Forschens. In: Heide Barrenechea u. a. (Hg.): Nach der Natur/After Nature. Laborbuch zur Ausstellung im Humboldt Labor. Berlin/Zürich, 68 – 75.
- Ders. (2025): Intervening Potentials: Artistic Research on Human Remains in University Collections. Some Curatorial Reflections. In: Tal Adler/Sharon Macdonald (Hg.): Artistic Provenance Research. Bielefeld (im Erscheinen).
- De Bruyn, Eric C.H./Sven Lütticken (Hg.) (2020): Futurity Report. London.
- Butler, Judith (1999): Subjects of Desire: Hegelian Reflections in Twentieth-Century France. New York.
- Chakkalakal, Silvy (2019): Future/ No Future. Kritisch-ethnographische Perspektiven auf Bildung und intervenierende Bildungspraktiken. In: Alltag – Kultur – Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie 5, 77 – 105.
- Dies. (2021): Figuration als Poiesis. Macht, Differenz und Ungleichheit in der figurationalen Kulturanalyse. In: Peter Hinrichs u. a. (Hg.): Theoretische Reflexionen. Europäisch-ethnologische Perspektiven. Berlin, 135 – 152.
- Dies. (2023): Fragile Zukünfte. Kultur als spekulatives Archiv. In: Manuel Trummer u. a. (Hg.): Zeit. Zur Temporalität von Kultur. Münster, 27 – 44.
- Cornut-Gentille D'Arcy, Chantal/Lawrence Grossberg (2010): An Interview with Lawrence Grossberg. Personal Reflections on the Politics and Practice of Cultural Studies. In: Atlantis 32/2, 107 – 120.
- Ege, Moritz (2021): Konjunktur/Konstellation. In: Peter Hinrichs u. a. (Hg.): Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin, 177 – 194.
- Fassin, Didier (2015): The Public Afterlife of Ethnography. In: American Ethnologist 42/4, 592 – 609.
- Ders. (Hg.) (2017): If Truth Be Told: The Politics of Public Ethnography. Durham.
- Fraser, Nancy/Axel Honneth (2003): Redistribution or Recognition? A Political-Philosophical Exchange. London/New York.
- Geißler, Andreas (2024): Die kinetische Forschungswand. In: Barrenechea, Heide u. a. (Hg.): Nach der Natur. Laborbuch zur Ausstellung im Humboldt Labor. Berlin/Zürich, 78 – 83.
- Greenblatt, Stephen (1991): Resonance and Wonder. In: Ivan Karp/Steven D. Lavine (Hg.). Exhibiting Cultures the Poetics and Politics of Museum Display. Washington, 42 – 56.
- Graff, Agnieszka/Elżbieta Korolczuk (2022): Anti-Gender Politics in the Populist Moment. Abington/New York.
- Häntzschel, Jörg (2017): Verstrickung als Prinzip. In: Süddeutsche Zeitung, 20.11.2017. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/kulturpolitik-verstrickung-als-prinzip-1.3757309>, abgerufen am 12.2.2025.
- Hamm, Marion (2013): Engagierte Wissenschaft zwischen partizipativer Forschung und reflexiver Ethnographie. In: Beate Binder u. a. (Hg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster, 55 – 72.
- Henninger, Annette u. a. (2021): Mobilisierungen gegen Feminismus und ›Gender‹. Erscheinungsformen, Erklärungsversuche und Gegenstrategien. Opladen u. a.
- Hall, Stuart (Hg.) (1997): Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. Vol. 2. London u. a.
- Hartman, Saidiya (1997): Scenes of Subjection: Terror, Slavery and Self-Making in Nineteenth Century America. Oxford.
- Dies. (2006): Lose your Mother. New York.
- Dies. (2008): Venus in Two Acts. In: Small Axe 26 12/2, 1 – 14.
- Dies./Frank B. Wilderson (2003): The Position of the Unthought. In: Qui Parle 13/2, 183 – 201.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2003): Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You're So Paranoid, You Probably Think This Essay Is About You. In: Dies. (Hg.): Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity. Durham/London, 123 – 152.
- König, Gudrun M./Gottfried Korff (Hg.) (2001): Volkskunde'00: Hochschulreform und Fachidentität. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Tübingen.
- Lindner, Rolf (2003): Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99/2, 177 – 188.
- Low, Seta M./Sally Engle Merry (2010): Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas: An Introduction to Supplement 2. In: Current Anthropology 51/S2, 203 – 226.
- Mouffe, Chantal (2002): Which Public Sphere for a Democratic Society? In: Theoria, 49/99, 55 – 65.
- Dies. (2005): On the Political. London/New York.

- Nowotny, Stefan/Gerald Raunig (2016): *Instituierende Praxen. Bruchlinien der Institutionskritik*. Wien.
- Prinz, Sophia/Hilmar Schäfer (2015): *Die Öffentlichkeit der Ausstellung: Eine Dispositivanalyse heterogener Relationen des Zeigens*. In: Dagmar Danko u. a. (Hg.): *Kunst und Öffentlichkeit*. Wiesbaden, 283 – 302.
- Raunig, Gerald/Gene Ray (2009): *Art and Contemporary Critical Practice: Reinventing Institutional Critique*. London. <https://hal.science/hal-03775431/>, aufgerufen am 29.1.2024.
- Rogoff, Irit u. a. (2016): *Infrastructure*. In: *Freethought at Bergen Assembly 2016*. <https://research.gold.ac.uk/id/eprint/20062/>, aufgerufen am 29.1.2024.

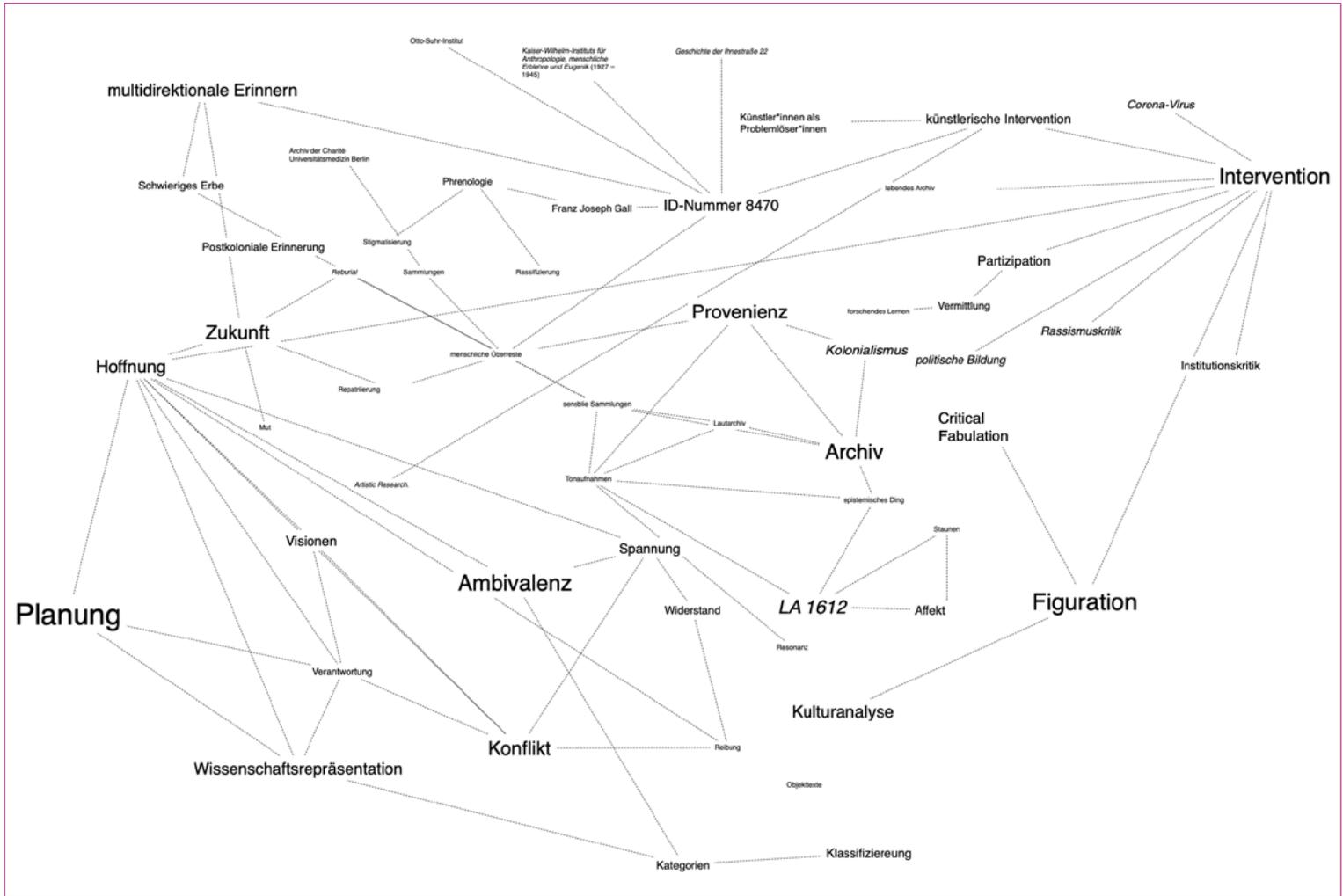
Abbildungsverzeichnis

Abb.: Grafik *Süddeutsche Zeitung*, © Jörg Häntzschel, 2017, Stiftung Humboldt Forum, Humboldt Forum Kultur GmbH, SPK, SZ-Recherche, *Süddeutsche Zeitung*.



Copyright: © 2025 The Author(s)

ADAPTER Verbindungen, Kon(Figurationen), Netzwerke



Grafik: © Tabea Rossol.



Verbindungen machen und zeigen – Relationales Ausstellen im Grid

Tabea Rossol

ABSTRACT: Folgender Beitrag untersucht, wie das Humboldt Labor die ausgestellten Objekte zueinander in Beziehung setzt. Dabei arbeite ich die These aus, dass das Verbindungen-Machen und -Zeigen wesentliche kuratorische Strategien der Ausstellung *Nach der Natur* darstellen. Das relationale Ausstellen interveniert dabei in das Netzwerk von Kurator*innen, Besucher*innen und Objekten und stellt die Frage danach: wer spricht? Durch eine weite kulturanalytische Perspektive nimmt der Beitrag auch andere Wissenschaftsausstellungen, die sich mit universitären Sammlungen beschäftigen, in einen feldübergreifenden Blick, um so die kulturelle Spezifik des Humboldt Labors herausarbeiten zu können. Genauso folge ich den Veränderungen der kuratorischen Praktiken über die Zeit hinweg und beforsche die vergangenen Ausstellungen der Humboldt-Universität zu Berlin. Letztere werden einer kleinteiligen Analyse unterzogen, zum Beispiel in der Befragung der Objektkonstellationen, der Ausstellungstexte, der verwendeten Kategorien sowie des Aufbaus und des Designs darauf hin, wie sie das Relationale jeweils verhandeln.

SCHLAGWORTE: Kulturanalyse, Wissenschaftsausstellung, Objekttexte, Klassifizierungen, Ausstellungskategorien

ZITIERVORSCHLAG: Rossol, T. (2025): Verbindungen machen und zeigen – Relationales Ausstellen im Grid. In: Berliner Blätter 90, 21–34, DOI: 10.60789/901200

Das Relationale als Gegenstand und Perspektive

In meinem ersten Mastersemester am Institut für Europäische Ethnologie (IfEE), besuchte ich, so wie es der Studienverlaufsplan vorsieht, das Seminar *Ethnography Reloaded: Epistemologische und methodologische Selbstverständnisse und Debatten* und die Ringvorlesung *Zum Verhältnis von Ethnographie und Kritik: Eine Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. Beide Veranstaltungen stellen die unterschiedlichen Denkrichtungen und Ansätze der Forschungsbereiche des Instituts sowie zentrale Konzepte und Methoden der Europäischen Ethnologie vor. Ich benötigte sehr viel mehr Zeit als dieses eine dafür im Studienplan veranschlagte Semester, um die ausgelösten Verwirrungen der Einführungsveranstaltungen etwas zu ordnen. Welche Felder untersuchen die Wissenschaftler*innen am IfEE? Stadt? Technik? Museen? Migration? Und mit welchen analytischen Perspektiven werden diese Felder erforscht? Science and Technology Studies? Public Anthropology? Gender Studies? Ich hatte den Eindruck, dass sich nicht nur die Forschungsfelder stark voneinander unterscheiden, sondern auch die ethnographischen Vorgehensweisen und Methoden. Doch eine Gemeinsamkeit der Ansätze am

IfEE – so zumindest der Eindruck, der sich bei mir nach einiger Zeit einstellte – ist die Fokussierung auf das In-Beziehung-Setzen, das relationale Denken, das Aufspüren und Herstellen von Verbindungen im Feld.¹ In den von mir besuchten Seminaren am Institut erschienen mir die mit dem Begriff der *Relation* verbundenen Fragen als programmatisch für das Fach Europäische Ethnologie: Wie setzen sich die Akteur*innen (intentional und nicht intendiert) in Beziehungen zueinander? Wie werden welche Akteur*innen in Beziehung gesetzt? Welche (machtvolle) Rolle nimmt die Forscher*in in diesem Beziehungsgeflecht ein?

Die Praxis des Verbindungen-Suchens und -Herstellens begegnete mir auch in unserem Forschungsfeld dem Humboldt Labor. Jede Ausstellung versammelt unterschiedliche Artefakte, die Ausstellungs- und Objekttexte, das Mobiliar, das Licht et cetera und setzt diese Vielzahl an Akteur*innen auf spezifische Weise zueinander in Beziehung (vgl. Macdonald 2007, 9). Das Verbindungen-Suchen und -Zeigen – so die These dieses Beitrags – nimmt im Humboldt Labor jedoch eine, die Ausstellung *Nach der Natur* gestaltende und narrativierende, das heißt formgebende Position ein. Es beeinflusst nicht nur die Auswahl und Beschreibung der gezeigten Objekte, sondern auch das Gesamtkonzept und den Aufbau der Ausstellung. An diese Beobachtungen anknüpfend vertritt der Beitrag die zweite These, dass sich *das Relationale* als ästhetische Verdichtung, als ein Geflecht von Praktiken, Theoremen und Strategien an der Schnittstelle von Wissenschaftsausstellungen und der Europäischen Ethnologie/der Empirischen Kulturwissenschaft formiert.

Der Beitrag nimmt dabei Rolf Lindner folgend eine weite kulturanalytische Perspektive auf seinen Gegenstand ein (vgl. Lindner 2003). Lindner bezieht sich auf Ernst Cassirer, der kulturelle Bedeutung relational begreift. Damit ist gemeint, dass Phänomene nicht aus sich selbst heraus erklärbar sind, sondern sich gegenseitig konstituieren (vgl. ebd., 179). Erst durch ihre Situiertheit in einem Verflechtungszusammenhang erhalten sie ihre spezifische Kontur (vgl. ebd.). Das Denken in Beziehungen richtet sich dabei gegen eine essentialistische Positionierung. Phänomene werden nicht als eigenständig und unabhängig gedacht und es wird nicht versucht, sie anhand den ihnen vermeintlich innewohnenden und unveränderbaren Eigenschaften zu beschreiben.² Eine relationale Perspektive fordert ein Denken in »Konstellationen, in Nachbarn, Konkurrenten und Vorbildern« (vgl. ebd., 181). Das spezifische Moment des Ausstellens von und durch Relationen im Humboldt Labor wird also erst durch dessen Verortung im Feld der Wissenschaftsausstellungen überhaupt erkenn- und verstehbar.

In meiner Forschung gerieten so die Nachbar*innen des Humboldt Labors in den Blick: Das sich in Planung befindende Forum Wissen an der Georg-August-Universität Göttingen (eröffnet im Juni 2022) und das Ghent University Museum. Forum for Science, Art and Doubt (GUM) der Universität Gent (eröffnet Oktober 2020). Beide Ausstellungen experimentieren, ähnlich wie das Humboldt Labor, mit universitären Sammlungen und stellen Wissen als dynamischen und kollektiven Prozess dar (vgl. Döring 2021, 80). Durch den Vergleich der drei Ausstellungen lassen sich die Unterschiede und die Ähnlichkeiten der Ausstellungspraxis besonders gut herausarbeiten.

Die Humboldt-Universität zu Berlin (HU Berlin) hat sich bereits in mehreren Ausstellungen mit ihren Sammlungen beschäftigt. Eine Untersuchung dieser vergangenen Ausstellungen ist wichtig, um die Veränderungen in der Ausstellungspraxis nachzuvollziehen und so die Besonderheiten des Humboldt Labors zu begreifen. Es handelt sich dabei um die im Martin-Gropius-Bau gezeigten Ausstellungen *Theatrum naturae et artis. Wunderkammern des Wissens* (2000–2001), *Weltwissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin* (2010–2011) und *+ultra. Gestaltung schafft Wissen* (2016–2017).

Meine kulturalanalytische Ausrichtung möchte dabei die konkreten Verflechtungsmomente des Forschungsgegenstandes herausarbeiten. Es geht mir um die Verbindungen eines gleichzeitig kleinteiligen und weiten kulturalanalytischen Blicks. Zudem möchte ich sowohl die Materialität als auch die narrative Eigenlogik der Ausstellung mit in die Analyse einbeziehen. Silvy Chakkalakal bringt – unter Bezugnahme auf feministische Theorie – dezidiert auch nicht-menschliche Akteur*innen in ihren Entwurf einer figurationalen relationalen Kulturanalyse mit ein. In Anschluss an Norbert Elias begreift sie die relationalen Netze als von Macht durchzogene Figurationen. Macht kommt dabei nicht einzelnen Akteur*innen zu, sondern ist strukturell eine Eigenschaft von Beziehungen (Elias 2006, 95; Chakkalakal 2021,136). Im Kontext der Analyse von Ausstellungen und Museen schreibt auch Sharon Macdonald den nicht-menschlichen Akteur*innen Handlungsmacht zu. Dabei untersucht sie die Beteiligung der scheinbar »unbedeutenden« Details wie die Architektur der Gebäude, die Klassifizierung und Gegenüberstellung von Artefakten, die Verwendung von Vitrinen oder interaktiven Elementen und beschreibt, wie diese die Ausstellungssituationen verändern (Macdonald 1998, 3).

Dieser kleinteiligen Perspektivierung folgend, gehe ich insbesondere auf einen Teil der Ausstellung, das so genannte »Grid«, ein. Dabei handelt es sich um eine Hängekonstruktion, die den Großteil der gezeigten Objekte, deren Beschreibung und Kategorisierung versammelt. Das Grid bildet in seinen Bestandteilen den zentralen Forschungsgegenstand dieser Untersuchung. Weiterhin besteht der Materialkorporus aus Interviews mit Kurator*innen und Mitarbeitenden der jeweiligen Ausstellungen, den Planungsdokumenten, den Objektbeschreibungen, den Webseiten, Broschüren und Ausstellungskatalogen sowie Feldnotizen von teilnehmenden Beobachtungen bei internen Diskussionen und Gesprächen.

Relationen I: Auswahl und Anordnung



Abb. 1 »Blick auf das Grid«

Der englische Begriff *Grid* bedeutet auf Deutsch *Netz* oder *Gitter*. Im mittleren Abschnitt der Decke des rund 1.000 Quadratmeter großen Ausstellungsraums ist eine im weitesten Sinne als gitterförmig beschreibbare Konstruktion befestigt an der motorisierte Stahlar-

me angebracht sind. Die hoch und runter fahrbaren Arme halten unterschiedlich geformte Vitrinen, die insgesamt 38 Objekte präsentieren. Die Gegenstände gehören zu einem Großteil den universitären Sammlungen der HU Berlin an, aber auch andere wissenschaftliche Institutionen und Künstler*innen stellten ihre Objekte und Werke zur Verfügung. So versammelt *Nach der Natur* ein weites Spektrum an Objekten, dass von den *Kanistermasken* des Künstlers Romuald Hazoumè über die *Farbmittelproben* aus der Petrochemischen Farbmittelsammlung der Technischen Universität Dresden bis hin zu dem *Feuchtpräparat einer Hand eines Schimpansen* der Zoologischen Lehrsammlung der HU Berlin oder dem *Strandgut aus Kunststoff* aus dem Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik (HU Berlin) reicht.

In der Disparität der Objekte folgt die Ausstellung den Auswahlstrategien der frühen Wunderkammern, wobei das Labor gerade in seiner Anfangsphase als »moderne Wunderkammer« bezeichnet wurde (Humboldt Labor 2017, 2020). In den Wunderkammern des 15. Jahrhunderts wurden die Wissensgebiete der Geschichte, Kunst, Natur und Wissenschaft nicht getrennt voneinander ausgestellt und somit ein universaler Zusammenhang zwischen den Objekten evoziert.³

Der Bezugspunkt Wunderkammer ist schon in den vergangenen Ausstellungen der HU Berlin anzutreffen: Die Ausstellung *Theatrum naturae et artis* trägt den Untertitel *Wunderkammern des Wissens* und auch in der *Weltwissen* Ausstellung schwingt diese Referenz mit, wird aber ganz anders ausgelegt als im Humboldt Labor: Der für die Lichthof-Installation im Rahmen der Ausstellung *Weltwissen* beauftragte Künstler Marc Dion stellt die Wunderkammer als »kosmologisches System« in den Mittelpunkt (Luetzow o.A.). Nach Dion verkörpern Wunderkammern »eine gewisse Sicht auf die Welt [...] in denen das Objekt nicht Ding an und für sich ist, sondern etwas Größeres darstellt« (ebd.). In der Installation repräsentiert demnach jedes Objekt eine wissenschaftliche Sammlung oder einen Kontinent, die wiederum stellvertretend für eine bestimmte Weltsicht stehen: »Jeder Kontinent wird von einer menschlichen Gestalt und einem Gefäß repräsentiert. Und natürlich die abstrakten Disziplinen: Linguistik, Geschichte, Philosophie, Physik, Chemie, Mathematik« (ebd.).

Dieses indexikalische Verhältnis von Objekt – Sammlung – Weltsicht wird durch die Anordnung der Artefakte mit hervorgebracht. Die einzelnen Disziplinen bilden, wie in Abbildung 2 eingezeichnet, klar voneinander abgegrenzte Bereiche. In den 104 Quadraten des Regals werden die Objekte und damit die Disziplinen und Weltsichten homogenisiert und vergleichbar gemacht. Die Inszenierung zielt auf das Sichtbar-Machen der wissenschaftlichen Praktiken des Ordnen, Vergleichens und Sammeln ab. Außerdem soll, so der Künstler, die Ausschnitthaftigkeit der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinen verdeutlicht werden (vgl. ebd.).

Dions Anordnung der Objekte betont die Grenzen und Unterschiede, während die einzelnen Disziplinen und Kontinente kaum miteinander in Verbindung gesetzt werden. Sie funktionieren als diskrete Einheiten, die auch in sich nicht weiter aufgedrösel oder verkompliziert werden. Nur am linken Rand des Regals werden verbindende Momente sichtbar. Von Fossilien am unteren Rand des Regals über Pflanzen bis hin zu Säugetieren wird ein linearer Zusammenhang zwischen den Objekten evoziert: »[E]ine ununterbrochene aufsteigende Linie der Komplexität« (ebd.).

Einer solchen Einordnung entlang wissenschaftlicher Disziplinen, Kontinenten oder linearen Anordnungen verweigert sich die Konstellation der Objekte im Humboldt Labor. Das Grid vermittelt vielmehr den gewollten Eindruck einer *Nicht-Ordnung*: Die Objekte sind weder in Gruppierungen zusammengefasst noch wurde der Raum, abgesehen vom

Archivbereich, weiter unterteilt. Da es keinen kuratorisch vorgegebenen Weg durch die Ausstellung gibt – und die Objekte nicht durch Räume oder Regalwände getrennt sind – werden die Artefakte, die nahe beieinander hängen, miteinander assoziiert (s. Abb. 4).

Die ausgestellte zerdrückte Kunststoffflasche mit dem Titel *Strandgut aus Kunststoff* deutet beispielsweise auf die Zerstörung der Umwelt (vgl. Objekttext 53). In Verbindung mit den links neben der Kunststoffflasche hängenden *Reliefmodellen zum Bergsturz von Goldau im Jahr 1806* gerät die historische Dimension der Umweltzerstörung in den Blick (vgl. Objekttext 43). Der zugehörige Objekttext des Feuchtpräparats *Hand eines Schimpansen* thematisiert den Zusammenhang zwischen Kolonialismus und der Zerstörung der Lebensräume von Menschen, Tieren und Pflanzen (vgl. Objekttext 63).

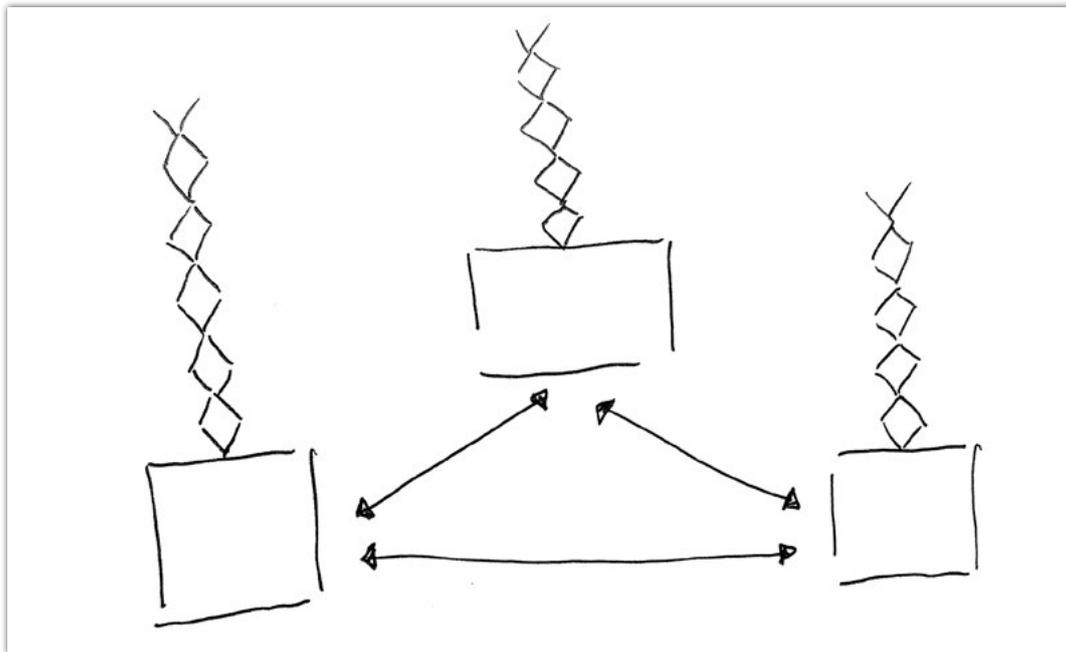


Abb. 2 »Skizze der Objektrelationen im Grid des Humboldt Labors.«
Forschungsskizze vom 5.10.2021

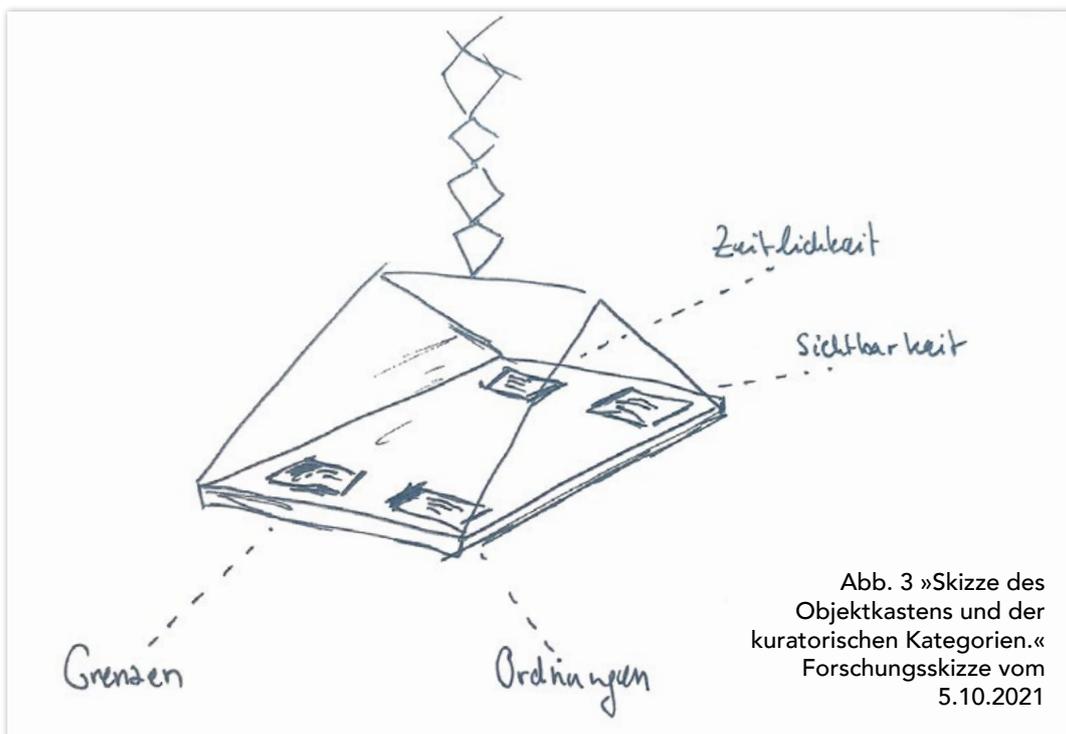
Die spezifische Objekt-Konstellation entsteht gerade auch durch die Verbindung mit den Nachbar-Objekten; sie verkomplizieren sich gegenseitig und eröffnen zusätzliche Bedeutungsebenen und -zusammenhänge. Dabei werden sie nicht – wie im oben genannten Beispiel des Künstlers Dion – auf eine typologisierende Weise festgeschrieben. Die Objekte im Grid stehen weder für eine bestimmte Weltsicht, noch funktionieren sie als Repräsentanten ihrer jeweiligen Sammlungen oder Herkunftsorte. Wie genau die Objekte miteinander in Beziehung stehen, wird nicht erklärt, sondern lediglich durch die Anordnung im Raum nahegelegt. Bedeutung wird damit nicht als den Objekten innewohnend gedacht und somit Essenzialisierung vermieden. Was wir über die Artefakte wissen, wird vielmehr als offener Prozess – nicht im Sinne eines *Anything goes* – und als dynamisch konzeptualisiert. Die Objektbedeutungen verändern sich je nach den Konstellationen, welche sich wiederum im Laufe der Ausstellung ändern soll, da die Arme hoch- und herunterfahren können.

Das Grid spannt so ein durchlässiges Netzwerk von Bedeutungen und Bezügen auf, die von den Besucher*innen selbst erschlossen werden. Die Deutungshoheit über die Objekte, die Dion sich durch die klare Einordnung und den Aufbau kuratorisch und auktorial klar

aneignet, überträgt sich in Kontrast dazu im Grid des Humboldt Labors durch das locker-assoziative In-Verbindung-Setzen der Objekte auf die Besucher*innen. Die Besucher*innen werden nicht einfach als »Schwamm« für das Expert*innenwissen angesprochen, sondern als aktive Interpret*innen und Performer*innen von Bedeutungszusammenhängen imaginiert (Macdonald 2007, 150).⁴ Auch die Objekte unterliegen nicht der alleinigen Deutungshoheit der/s Kurator*in/Künstler*in. Sie werden nicht als eindimensionale Einheiten identifiziert, sondern als multidimensionale und prozessuale Akteur*innen, die erst in Relation zueinander ein Bedeutungsgeflecht, das kein abgeschlossenes Ganzes bildet, entfalten.

Relation möchte ich dabei nicht affirmativ begreifen, sie also nicht als selbsterfüllende Prophezeiung denken: Nehmen wir Kunstwerke und Kuration in ihrem Akteurstatus ernst, dann birgt auch eine auktoriale Inszenierung das Potential für Missverständnisse und ungewollte Verbindungen. Dieses gilt natürlich auch für die Kuration des Grids. Neben dem Gegenstand *Strandgut aus Kunststoff* – einer zerbeulten Plastikflasche – ist beispielsweise ein kleines Männchen – der *Tank Man* – aufgestellt. Die jadegrüne Figur des Künstlers Fernando Sánchez Castillo ist an dem ikonischen Bild des jungen Mannes orientiert, der sich bei den Studierendenprotesten 1989 auf dem Tian'anemen-Platz den staatlichen Panzern entgegenstellte (vgl. Objekttext 52). Als Ausstellungsbesucherin frage ich mich, was der Zusammenhang zwischen der Plastikflasche und der gewaltsamen Niederschlagung der Demokratiebewegung sein könnte. Die Objekte widersetzen sich hier eindeutigen Verbindungen im Sinne von affirmativen Bezügen, vielmehr agieren sie als fragende und widerspenstige Akteur*innen; sie machen vielmehr Widersprüche auf und stellen Fragen. Auch diese Phänomene des Entzugs und der Entnetzung möchte ich als Teil des sozio-kulturellen Beziehungs- und Abhängigkeitsnetzes begreifen.

Relationen II: Einordnung und Kategorie



Um jedes einzelne Ausstellungsobjekt im Grid sind drei Objekttexte und eine Zeichnung angeordnet (s. Abb. 3). Die Texte und die Zeichnung folgen vier thematischen Überschriften, die ich als kuratorische Kategorien bezeichnen möchte: Sichtbarkeit, Ordnungen, Grenzen und Zeitlichkeit.

Die Einteilung von Wissenschaftsausstellungen nach bestimmten Schlagwörtern kennzeichnete bereits die vergangenen Ausstellungen der HU Berlin: Ein Teil der Ausstellung *Weltwissen – die Wissenswege* – war ebenfalls nach Kategorien organisiert, wobei diese unterschiedlichen wissenschaftlichen Praktiken vorstellten: Entwerfen – Verwerfen, Experimentieren, Reisen, Sammeln, Lehren, Kooperieren, Rechnen, Vermessen, Streiten, Visualisieren, Interpretieren (vgl. Henning 2011, 210–375). Die Ausstellung *+ultra* führte die Besucher*innen an Techniken des Beobachtens, Beschreibens, Analysierens und Gestaltens anhand der Ordnungskategorien Natur als Grammatik, Lebendige Kybernetik, Biokonstruktivismus, Code und Materie, Datenkörper und Bild-Operationen heran (vgl. Stuhl 2017, 12).

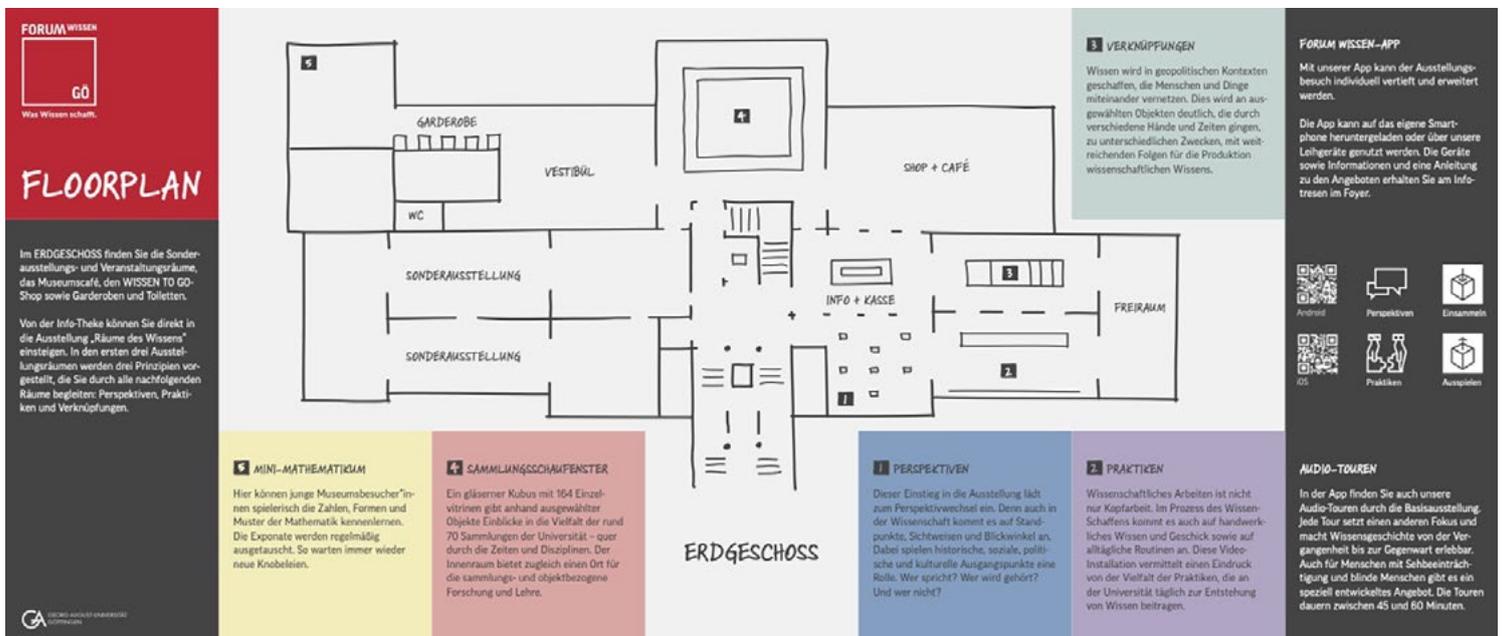


Abb. 4 »Floorplan« Basisausstellung Forum Wissen in Göttingen

Das Zusammenfassen von Objekten unter bestimmten Kategorien lässt sich auch in anderen sich in Planung befindenden oder kürzlich eröffneten Wissenschaftsausstellungen nachvollziehen: Das GUM arbeitet beispielsweise mit den Kategorien Chaos, Zweifel, Modell, Messen, Imagination, Wissen, Netzwerk (vgl. Faltblatt Ausstellung GUM). Hier fungieren also wissenschaftliche Begriffe als strukturierende Kategorien. Auch das Forum Wissen greift auf Kategorien zurück, um die Objekte zu ordnen. Es bedient sich dabei räumlichen Logiken, wie Proberaum, Bibliothek, Hörsaal, Freiraum, Am Rand, Der Markt, Auf dem Holzweg, Auf Reisen, Im Labor, Am Schreibtisch oder Die Badewanne (vgl. Blume 2017).

Die gewählten Kategorien erzeugen dabei bestimmte Beziehungen zwischen den Objekten. So versammelt die Kategorie Chaos im GUM sehr unterschiedliche Gegenstände: von dem *Beauchêne-Präparate eines Bockkäfers* über Modelle von äußeren Geschlechtsorganen beim Menschen hin zu einem Gemälde einer Klassifizierung des Pflanzenreichs. Zunächst erklärt ein übergeordneter Text den Zusammenhang von Chaos und Wissen-

schaft. Die wissenschaftliche Praxis des Klassifizierens und Ordnen wird als Umgang mit der »chaotischen« Welt beschrieben (Faltblatt Ausstellung GUM). Die einzelnen Objekttexte zeigen auf, inwiefern das jeweilige Objekt mit der Kategorie Chaos beziehungsweise der wissenschaftlichen Klassifizierung interagiert.

In der Beschreibung *Beauchêne-Präparate eines Bockkäfers* heißt es:

»Bei dieser [Beauchêne] Technik lässt der Anatomiker ein wenig Abstand zwischen den Körperteilen. So sieht man auch bei den kompliziertesten Strukturen klar und deutlich, wie sie beschaffen sind. Die komplexe Wirklichkeit wird übersichtlicher und ordentlicher« (ebd.).

Auch der Objekttext zum *Griechische[n] Frauenbild* verweist auf wissenschaftliche Klassifizierungen: »[...] Kunsthistoriker greifen auf solche äußeren Merkmale zurück, um Bildhauerkunst einzuordnen. Anhand des Stils dieser Skulptur können sie beispielsweise feststellen, dass das Werk aus der hellenistischen Zeit stammt [...]« (ebd.; s. Abb. 5).

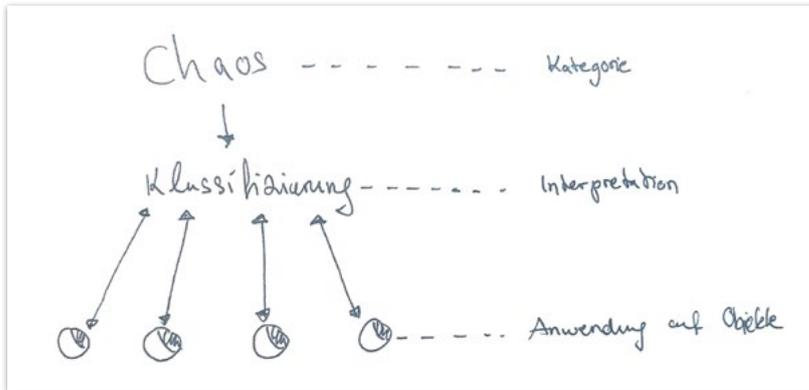


Abb. 5 »Skizze Zusammenhang Objekt und Kategorie im GUM.«
Forschungsskizze vom 5.10.2021

Die Verbindungen zwischen der Kategorie und den einzelnen Gegenständen werden durch die Objektbeschreibung erzeugt. Letztere betonen bei jedem Objekt die Bedeutungsebene der Klassifizierung. Die Kategorie Chaos bezeichnet und bestimmt die Beziehung zwischen den Objekten. Dabei bringen die Objekte die Bedeutung von Chaos beziehungsweise Klassifizierung im Kontext der Wissenschaft auch hervor, sie funktionieren definitorisch und gestalten das kuratorische Argument (vgl. O'Neill 2012, 5). Auch die *Wissenswege* der Ausstellung *Weltwissen* und die Basisausstellung im Göttinger Forum Wissen stellen einen definitorischen Zusammenhang zwischen den Objekten, den Texten und den Kategorien her, wobei die Objekte dazu dienen, die von den Kurator*innen geschaffenen Ordnungen zu erklären.

Die Einordnungen im Humboldt Labor eröffnen anders gelagerte Zusammenhänge. Zunächst werden die Kategorien Sichtbarkeit, Ordnungen, Grenzen und Zeitlichkeit auf alle Objekte im Grid angewendet und nicht nur auf bestimmte Objektgruppen. Die jeweilige kategorialen Bedeutung eröffnet sich erst im Zusammenspiel von Text und Gegenstand.

Anders als im GUM, fokussiert die Ausstellung im Humboldt Labor nicht auf die Erklärung der Kategorien. So kann der Begriff »Grenzen« im Text zur *Kanistermaske »Benin«* oder zu »*Hoffnung für Bonn*« auf konkrete Übergänge von Landesgrenzen verweisen, während er in der Beschreibung der *Farbmittelproben aus der Petrochemischen Farbmittelsammlung* auf das Verschwimmen von typologisierenden oder linguistischen Grenzen hinweist. Beim Objekt *Arbeitszeugnis des Hofapothekers Caspar Neumann* analysiert

der Begriff die Grenzen der gesellschaftlichen Möglichkeiten für Frauen im 17. und 18. Jahrhundert (vgl. Objekttexte 25, 11, 35).

Was unter Grenzen zu verstehen ist, verschiebt sich also je nach Objekt. Der Begriff wird so in seinen unterschiedlichen Bedeutungsmöglichkeiten aufgespannt. Er entwickelt Interpretationspotential. Die Kategorien funktionieren demnach nicht lediglich als diskrete Einheiten, vielmehr entfalten sich die Bedeutungsebenen fließend und in Aushandlung mit den Objekten. Mit jeder Interaktion zwischen Kategorie und Objekt entstehen potentiell neue, spezifisch situierte Bedeutungszusammenhänge (s. Abb. 6). Die Ausstellung greift das Verflochten-Sein des Objekts mit seinen Interpretationen durch die bezeichnenden Kategorien auf. Der stellvertretende leitende Kurator Friedrich von Bose beschreibt die Anwendung der vier Kategorien auf die Objekte im Gespräch mit Daniela Döring wie folgt:

»Vielleicht geht es am ehesten um die Kenntlichmachung eines Wissensprozesses, und dass die Perspektiven und Fragestellungen maßgeblichen Einfluss darauf haben, welche Form der Gegenstand annimmt und wie man sich ihm nähern kann« (von Bose in Döring 2019, 89).

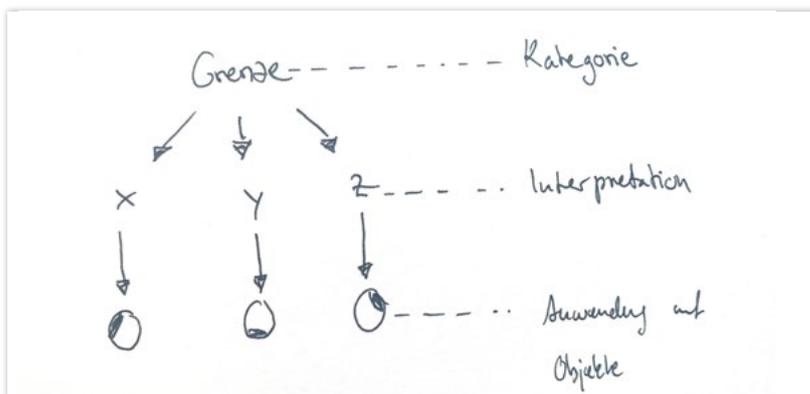


Abb. 6 »Skizze Zusammenhang Objekt und Kategorie im GUM.«
Forschungsskizze vom 5.10.2021

Mit Annemarie Mol möchte ich hier argumentieren, dass die ontologische Multiplizität der ausgestellten Objekte durch diese Formatierung der Kategorien betont wird. Das In-der-Welt-Sein der Objekte wird so auf spezifische Weise hervorgebracht. Mol zeigt so, wie Realität »vollzogen« oder »enacted« wird (Mol 1991, 76). Dabei können auch Kontrastierendes und Gegensätzliches die Relation ausmachen: Das Objekt *Cobalthaltiges Kalkgestein* füllt die Kategorie Sichtbarkeit mit dem Verweis auf die Unsichtbarkeit der Geschichte der Mienenarbeiter*innen im Kongo und der Nutzung von Cobalt in Smartphones und Elektroautos sowie dem Völkermord an Nama und Herero (vgl. Objekttext 55).

»Nach den Aufständen von Herero und Nama und dem folgenden Krieg (1904–1908) verschärfte das Deutsche Reich die Gesetze in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika. Einheimische hatten fast keine Rechte mehr. Sie arbeiteten auch deshalb in den Minen, weil sie weder Land noch Vieh besitzen durften. Gesetze zum Arbeitsschutz und gegen Kinderarbeit, die in Europa immer weiter ausformuliert wurden, galten für afrikanische Arbeitskräfte nicht.

Noch in der Gegenwart herrschen in vielen Minen auf dem afrikanischen Kontinent Arbeitsbedingungen, die an die Kolonialzeit erinnern. Im Kongo etwa wird Cobalt häufig von Kindern abgebaut. Cobalt ist ein Bestandteil von Lithium-Ionen-Akkumulatoren in Mobiltelefonen oder Elektroautos« (Objekttext 55).

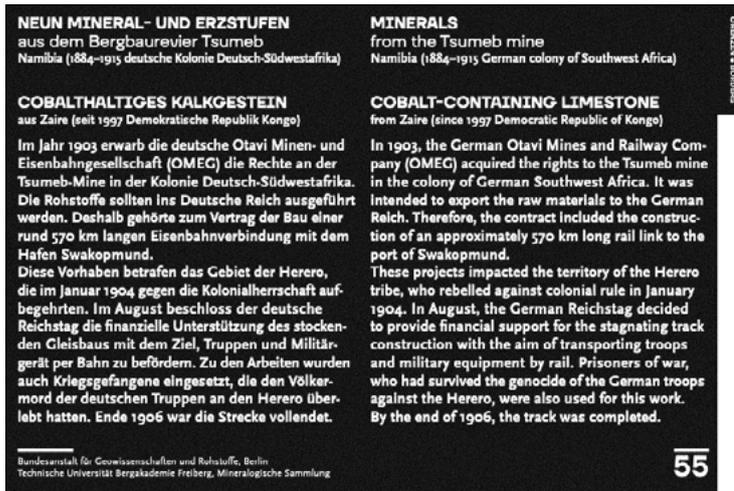


Abb. 7 »Objekttext Neun Mineral- und Erzstufen/ Cobalthaltiges Kalkgestein, Kategorie Sichtbarkeit«

Der Kalkstein wird an dieser Stelle als begehrter neokolonialer Rohstoff beschrieben der symbolisch für die Ausbeutung der Mienenarbeiter*innen steht. Unter der Kategorie Ordnungen wird der Kalkstein als wissenschaftliches Objekt gedacht:

»Im sächsischen Freiberg kamen 1907 rund 400 Tonnen Erze aus Tsumeb an, sie sollten für die Königliche Bergakademie klassifiziert und auf ihre wirtschaftliche Nutzbarkeit hin untersucht werden. [...] Ihre Benennung ehrte später auch Männer, die zur Kolonialzeit Leitungsfunktionen in Tsumeb ausgeübt hatten« (ebd.).

In dieser Beschreibung werden die kolonialen Verwicklungen von wissenschaftlichen Praktiken in den Mittelpunkt gestellt. Das wissenschaftliche Objekt ist mit dem kolonialen Objekt und dem Wirtschaftsobjekt aufs Engste verknüpft. Auch Mol verweist auf die sich gegenseitig bedingenden Aktualisierungen der Objekte, die sie nicht als abgegrenzte Einheiten denkt: »the various performances of an object may collaborate and even depend on one another« (Mol 1999, 83). So beziehen sich die unterschiedlichen »Enactments« von Kalkstein aktiv aufeinander.

Relationen III: Perspektive und Form

In von Boses oben zitierten Beschreibung der Funktion der Kategorien zeichnet sich nicht nur eine Vorstellung von Objekten als multidimensionale Akteur*innen ab, es impliziert auch ein bestimmtes Verständnis vom wissenschaftlichen Arbeiten, das der Kurator auf die Ausstellungspraxis überträgt: Die Fragestellung und die eingenommene Perspektive gestalten das Potential der Forschungsergebnisse in der wissenschaftlichen Forschung (von Bose in Döring 2019, 89). In einer Ausstellung eröffnen sie je unterschiedlich kategoriale Zugänge zu den ausgestellten Objekten. Als *Enactment* bringt dieses narrative *Framing* Objekte kuratorisch in die Welt. Dabei wird klar, dass Relationen-machen als eine Verknüpfung von materiellem In-der-Welt-Sein und kuratorischer Inszenierung und Imagination verstanden werden kann.

Dass Fragestellungen und Perspektiven wissenschaftliche Ergebnisse maßgeblich formen, thematisierten bereits die dem Humboldt Labor vorangegangenen Ausstellungen. Im Begleittext der Kategorie Interpretieren der Ausstellung Weltwissen heißt es, »[g]leichzeitig ist Beschreibung immer auch Interpretation, weil sie einer ausgewählten

Perspektive entspringt. Die Interpretation wird von bestimmten Fragen gelenkt. Sie ist individuell und disziplinär geprägt« (Henning 2011, o. A.). Zur Illustration der Charakterisierung der wissenschaftlichen Tätigkeit der Interpretation werden verschiedene Objekte – *Bronzekopf Benin* und *Karl Marx' 11. Feuerbach-These* – mit jeweils unterschiedlichen Foci ausgestellt.

Das Humboldt Labor verhandelt die Perspektivität, Prozesshaftigkeit und Relationalität von Wissensproduktion nicht in einem Ausstellungstext oder illustriert sie mit einem Objekt. Vielmehr manifestieren sich diese gestalterischen Eigenschaften im Ausstellungsaufbau selbst; in der Anordnung der vier Objekttexte beziehungsweise der Zeichnung um die einzelnen Objekte. Das wird auch in von Boses Beschreibung der Funktion der Kategorien deutlich: Es geht ihm um die »Kenntlichmachung« des Zusammenhangs zwischen Perspektive und wissenschaftlichem beziehungsweise ausgestelltem Objekt (von Bose in Döring 2019, 89). Der kategoriale Begriff, wie zum Beispiel »Grenze«, zielt nicht auf die Beschreibung, sondern auf das Darstellen der Perspektivität von Wissen. Diese »Kenntlichmachung« des Verwoben-Seins von Perspektive und Objekt verdeutlicht auf selbst-reflexive Art und Weise die Praxis des kuratorischen Einordnens. Dadurch wird die kuratorische Deutungshoheit selbst sichtbar gemacht und die Ordnungskategorien werden zu Akteur*innen des Artefakt-Mensch Beziehungsnetzwerkes. Durch das Herstellen von Relationen wird vielmehr gezeigt, weniger erklärt, wie sowohl Beschreibung und Objekte als auch die Objekte in ihren unterschiedlichen Konstellationen sich gegenseitig konstituieren und hervorbringen.

Kollaborationen

Dieser Beitrag hat den Versuch unternommen, die relationalen Praktiken des Humboldt Labors als eine kuratorische Form des Verbindungen-Machens und -Zeigens herauszustellen. Daran möchte ich die Vermutung anschließen, dass die kuratorische Planung des Humboldt Labors durch die enge und langfristige Zusammenarbeit und personelle Überschneidungen zwischen dem IfEE und dem Kurator*innenteam der Ausstellung geprägt ist. So promovierte der Ausstellungskurator Friedrich von Bose beispielsweise auf einer wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle und war Gründungsmitglied des Museumslabor am IfEE, das später in das Kolloquium des *Centre for Anthropological Research of Museum and Heritage (CARMAH)* überführt wurde. Auch die Kuratorin des Labor-Archivbereichs – Franka Schneider – war aktives Mitglied des Museumslabors und langjährige wissenschaftliche Mitarbeiterin am IfEE.

Hier wird die Europäische Ethnologie/ Empirische Kulturwissenschaft einmal mehr als Museumswissenschaft sichtbar (vgl. beispielsweise Kallinich 2003; Korff 2007; von Bose 2016; Bayer 2017; Thiemeyer 2016 und 2018). Das von mir eingangs als programmatisch für das Fach Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft beschriebene Denken in Relationen intervenierte nicht zufällig in den Ort des Humboldt Labors. Die Ausstellung wendet sich explizit gegen eine essentialisierende Lesart der Objekte. Sie werden nicht auf eine bestimmte kuratorisch vorgegebene Bedeutung festgelegt, sondern befinden sich innerhalb der Ausstellung in einem relationalen Gefüge, das die Prozesshaftigkeit und Beweglichkeit von Wissen in den Vordergrund stellt. So verweigert sich *Nach der Natur* vereinfachenden Narrativen. Das Humboldt Labor beschränkt sich nicht darauf, positivistisch zu zeigen, wie Wissenschaft funktioniert, ihre Mechanismen, Institutionen und Instrumente zu beschreiben (vgl. Latour 2017). Es nimmt vielmehr die Verwicklungs-

geschichten und die vielgestaltigen Implikationen wissenschaftlichen Handelns mit und durch die ausgestellten Gegenstände in den Blick und weist dabei auch immer auf problematische Verflechtungen hin.

TABEA ROSSOL  studierte Ethnographie: Theorie – Praxis – Kritik an der Humboldt-Universität zu Berlin und interessiert sich für den Begriff der Relation und seine Verwendungen im Fach. Kontakt: tabea.rossol@gmail.com

Endnoten

- 1 Die Auslegungen des Relationalen gestalten sich dabei im Fachkontext der Europäischen Ethnologie/ Empirische Kulturwissenschaft sehr unterschiedlich. Während sich das im weitesten Sinne an Stefan Becks Projekt einer relationalen Anthropologie orientierte Verständnis von Relation tendenziell in einem Science and Technology Studies Kontext verortet, könnte ein kulturanalytisches Relationsverständnis im Anschluss an Rolf Lindner eher als ein Denken in Konstellationen im Sinne der Cultural Studies gelesen werden. Beide Ansätze ähneln sich aber in ihrer anti-essentialistischen Haltung (vgl. Lindner 2003; Beck 2008).
- 2 Die britische Sozialanthropologin Marilyn Strathern vollzieht die Entwicklungen und Auswirkungen des Relationsbegriffs im anglo-amerikanischen Denken nach: Dabei beschreibt sie ihn als Gegenpol zu der aristotelischen Substanzorientierung, welches sie mit den individualistischen Tendenzen der anglo-amerikanischen Gesellschaft sowie der englischen Sprache in Verbindung setzt (vgl. Strathern 2020, 167-169).
- 3 Auch im Berliner Schloss befand sich eine Kunst- und Wunderkammer, die auch als Begründung für den umstrittenen Wiederaufbau des Schlosses angeführt wurde (vgl. Stiftung Preußischer Kulturbesitz 2020).
- 4 Hooper-Greenhill spricht in diesem Zusammenhang auch von einem Paradigmenwechsel in der Besucher*innenforschung (Hooper-Greenhill 2006, 362).

Literatur

- Bayer, Natalie u. a. (2017): Kuratieren als antirassistische Praxis. Berlin.
- Beck, Stefan (2008): Natur | Kultur. Überlegungen zu einer relationalen Anthropologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 104/2, 161 – 199.
- Blume, Judith (2017): Räume des Wissens: die Planung der Ausstellung für das Forum Wissen beginnt. In: Universität Göttingen (Hg.): Forum Wissen Blog, <https://www.forum-wissen.de/blog/raeumes-des-wissens-die-planung-der-ausstellung-fuer-das-forum-beginnt/>, aufgerufen am 27.3.2025.
- Chakkalikal, Silvy (2021): Figuration als Poiesis. Macht, Differenz und Ungleichheit in der figurationalen Kulturanalyse. In: Peter Hinrichs u. a. (Hg.): Theoretische Reflexionen. Europäisch-ethnologische Perspektiven. Berlin, 135 – 151.
- Döring, Daniela (2021): Wie Wissenschaft ausstellen? Über aktuelle Planungen zukünftiger Wissenschaftsausstellungen und -museen. Im Gespräch mit Marie Luisa Allemeyer, Friedrich von Bose und Christian Vogel In: Eckhard Kluth u. a. (Hg.): Dokumentation der 11. Sammlungstagung: »Transferzonen – Universität, Sammlung, Öffentlichkeit«. Münster, 77 – 95.
- Draxler, Helmut (2013): Modern Art: Its Very Idea and the Time/Space of the Collection. In: Jean Martignon u. a. (Hg.): The Curatorial. A Philosophy of Curating. London u. a., 163 – 167.
- Elias, Norbert (2006): Was ist Soziologie? Frankfurt am Main.
- Henning, Jochen (Hg.) (2011): Weltwissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin. München.
- Hooper-Greenhill, Eilean (2006): Studying visitors. In: Sharon Macdonald (Hg.): A Companion to Museum Studies. Oxford, 362 – 376.
- Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.) (2017): Das Humboldt-Labor. Wissenschaften in Bewegung, https://www.interdisciplinary-laboratory.hu-berlin.de/media/documents/Humboldt-Labor_Broschuere_DE.pdf, aufgerufen am 27.3.2025.

- Kallnich, Joachim (2003): Botschaft der Dinge. Berlin.
- Korff, Gottfried (Hg.) (2007): Museumsdinge. Deponieren-Exponieren, Köln u. a.
- Latour, Bruno (2017): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt am Main.
- Lindner, Rolf (2003): Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99/2, 177 – 188.
- Luetzow, Gunnar (o. A.): »Mein Atelier ist der Flohmarkt!« – Ein Gespräch über Wunderkammern, Lautsprecher und den größten Pflanzensamen der Welt mit dem amerikanischen Künstler Mark Dion, <https://www.weltwissen-berlin.de/index.php/regal.html>, aufgerufen am 10.9.2021.
- Macdonald, Sharon/Paul Basu u. a. (Hg.) (2007): Exhibition Experiments. London.
- Macdonald, Sharon (2007): Interconnecting: museum visiting and exhibition design. In: CoDesign 3/1, 149 – 162.
- Mol, Annemarie (1999): A word and some questions. In: John Law u. a. (Hg.): Special Issue Sociological Review Monography Series. Actor Network Theory and after. Oxford, 74 – 89.
- O'Neill, Paul (Hg.) (2012): The Culture of Curating and the Curating of Culture(s). Cambridge.
- Stiftung Preußischer Kulturbesitz (Hg.) (2020): Auf einen Blick: Das Humboldt Forum. In: Dossier Website Stiftung Preußischer Kulturbesitz, <https://www.preussischer-kulturbesitz.de/newsroom/dossiers-und-nachrichten/dossiers/dossier-humboldt-forum/auf-einen-blick-das-humboldt-forum.html>, aufgerufen am 29.1.2024.
- Strathern, Marilyn (2020): Relations. An Anthropological Account. Durham.
- Stuhl, Frauke u. a. (Hg.) (2017): +ultra gestaltung schafft wissen. Dokumentation der Ausstellung und ihrer partizipativen Vermittlungsformate. Münster.
- Thiemeyer, Thomas (2016): Das Museum als Wissens- und Repräsentationsraum. In: Markus Walz (Hg.): Handbuch Museum. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart, 18 – 21.
- Thiemeyer, Thomas (2018): Geschichte im Museum. Theorie – Praxis – Berufsfelder. Tübingen.
- von Bose, Friedrich (2016): Das Humboldt Forum. Eine Ethnografie seiner Planung. Berlin.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Digitalfotografie: © Philipp Plum, 2021, Humboldt-Universität zu Berlin / Inside Outside | Petra Blaisse / Stiftung Schloss Friedenstein Gotha.
- Abb. 2 Forschungsskizze vom 5.10.2021: © Tabea Rossol.
- Abb. 3 Forschungsskizze vom 5.10.2021: © Tabea Rossol.
- Abb. 4 Floorplan Basisausstellung Forum Wissen: © 2023, studio m2m3 Kassel / Georg-August-Universität Göttingen.
- Abb. 5 Forschungsskizze vom 5.10.2021: © Tabea Rossol.
- Abb. 6 Forschungsskizze vom 5.10.2021: © Tabea Rossol.
- Abb. 7 Humboldt Labor: Objekttext Neun Mineral- und Erzstufen / Cobalthaltiges Kalkgestein, Kategorie Sichtbarkeit. © 2020, Humboldt-Universität zu Berlin / Ausstellungsgrafik: Julia Neller.

Materialverzeichnis

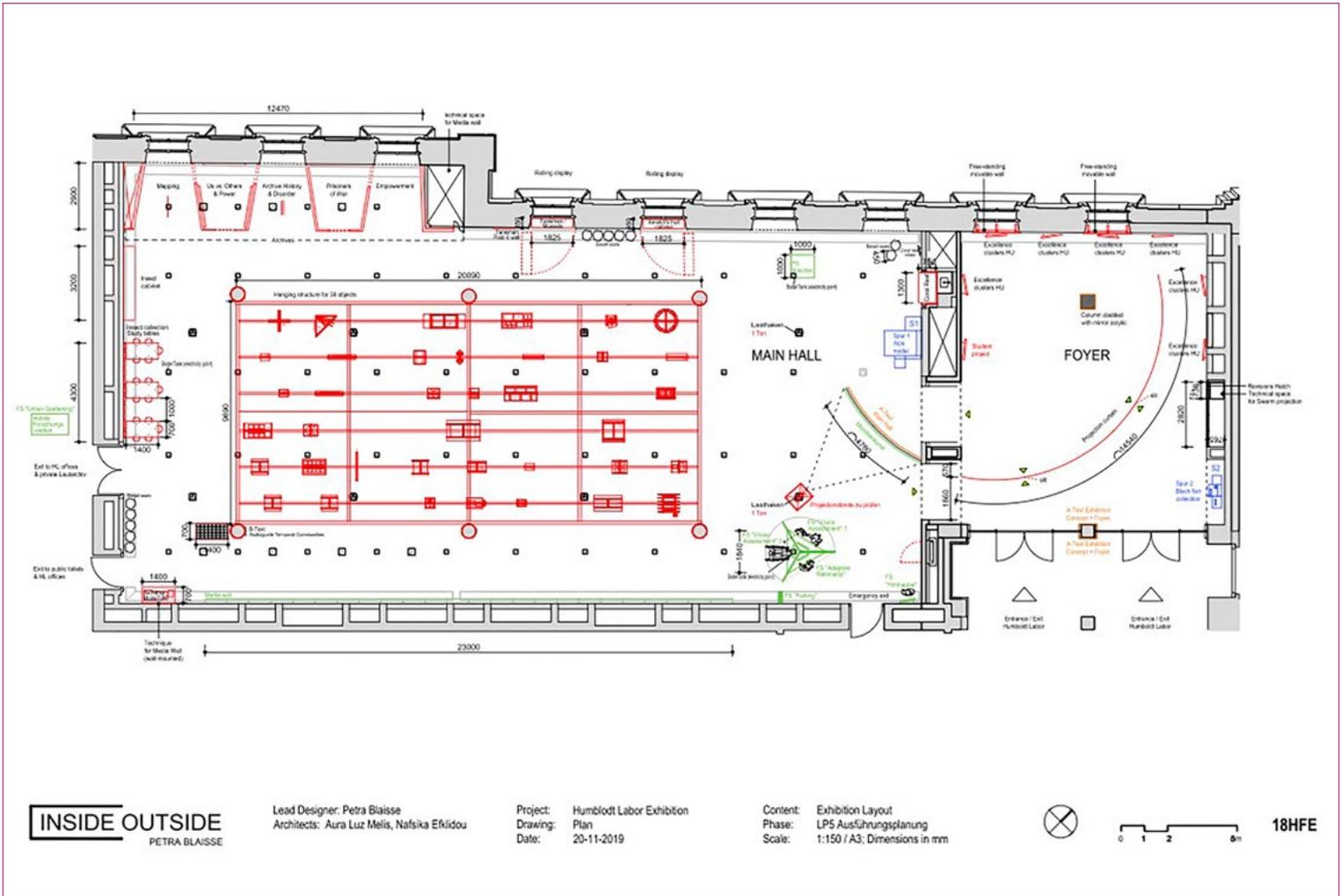
- Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label 53: Strandgut aus Kunststoff angeschwemmt an europäischen Küsten Humboldt-Universität zu Berlin, Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik.
- Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label 43: Reliefmodelle zum Bergsturz von Goldau im Jahr 1806, Joseph Martin Baumann (1767 – 1837), Humboldt-Universität zu Berlin, Geographisches Institut, Geomorphologisch-Geologische Sammlung.
- Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label 63: Hand eines Schimpansen, Feuchtpräparat. Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Biologie, Zoologische Lehrsammlung.
- Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label 52: »Tank Man«, Fernando Sanchez Castillo.
- Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label 25: Kanistermaske »Benin« »Hoffnung für Bonn«, Romuald Hazoumè, Dr. Martin Baumgart, Bonn.
- Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label 11: Farbmittelproben aus der Petrochemischen Farbmittelsammlung der Technischen Universität Dresden. Technische Universität Dresden, Fakultät Chemie und Lebensmittelchemie, Historische Farbstoffsammlung.
- Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label 35: Arbeitszeugnis des Hofapothekers Caspar Neumann (1683 – 1737) für das Dienstmädchen Maria Elisabeth Danielin (um 1703 – 1749). Humboldt-Universität zu Berlin, Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik.

Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label 55: Cobalthaltiges Kalkgestein aus Zaire (seit 1997 Demokratische Republik Kongo). Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe, Berlin Technische Universität Bergakademie Freiberg, Mineralogische Sammlung.
Ghent University Museum (2020): Objekttexte GUM (Faltblatt).



Copyright: © 2025 The Author(s)

ADAPTER Grundriss



INSIDE OUTSIDE
PETRA BLAISSE

Lead Designer: Petra Blaisse
Architects: Aura Luz Melis, Nafsika Efklidou

Project: Humboldt Labor Exhibition
Drawing: Plan
Date: 20-11-2019

Content: Exhibition Layout
Phase: LP5 Ausführungsplanung
Scale: 1:150 / A3; Dimensions in mm



0 1 2 8m

18HFE

Grafik: © Inside Outside, Petra Blaisse.



Verflochtene Geschichten, verflochtene Erinnerungen. Ethnographische Untersuchungen von (vergangenen) Hoffnungen und ihrem Nachleben

Laura Strott

ABSTRACT: Vom späten 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts waren die Felder der Anthropologie und Medizin eng miteinander verflochten. Dabei waren Menschen und menschliche Überreste Teil von rassifizierenden und rassistischen Forschungspraxen. Bis heute finden sich viele Spuren in universitären und musealen Sammlungen. Spuren, die hier in Form von Präparaten, Abgüssen oder Skeletteilen dieser Menschen lagern. Folgender Artikel untersucht Zukunftsvorstellungen von Wissenschaftler*innen dieser Zeit. Darüber hinaus wird beleuchtet, wie die Institutionen der Wissensproduktion, die diese beerbten, heute mit diesem schwierigen Erbe umgehen und welche Zukünfte daraus erwachsen. Untersucht wird dies anhand einer relationalen Kulturanalyse des Humboldt Labors, einer der Ausstellungsfläche der Humboldt-Universität zu Berlin, sowie dem heutigen Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, das in den ehemaligen Gebäuden des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (1927–1945) seine Räumlichkeiten hat. Unter der Bezugnahme auf das künstlerisch intervenierende Projekt *Who is ID 8470?* des Künstlers und Forschers Tal Adler, werden die Relationen zu weiteren Ausstellungsobjekten im Humboldt Labor als auch über dessen Grenze hinaus zu dem Projekt Geschichte der Ihnstraße 22 untersucht. Dabei zeigt sich, dass Vergangenheiten nicht abgeschlossen sind, sondern mit Gegenwart und Zukünften aktiv verflochten sind.

SCHLAGWORTE: Human Remains, Koloniale Geschichte, Ausstellung, Intervention, Ethnographie, intervenierende Kunst, Schwieriges Erbe, Postkoloniale Erinnerung

ZITIERVORSCHLAG: Strott, L. (2025): Verflochtene Geschichten, verflochtene Erinnerungen. Ethnographische Untersuchungen von (vergangenen) Hoffnungen und ihrem Nachleben. In: Berliner Blätter 90, 37–52, DOI: 10.60789/901199

»Memory is past made present« (Rothberg 2009, 3)

Erinnerung ist für den Literaturwissenschaftler Michael Rothberg eine multitemporale Praxis, die Vergangenes gegenwärtig macht und die im Gegenwärtigen verhandelt wird. Rothberg legt somit einen analytischen Blick nahe, der die Verflechtungen verschiedener Vergangenheiten, Gegenwart und Zukunftsvorstellungen, in der Erinnerungsarbeit beleuchtet und herausarbeitet (ebd.).

Solche Verflechtungen spielten auch im Prozess der Kuration der Ausstellung *Nach der Natur* des Humboldt Labors eine zentrale Rolle. Die Ausstellungsfläche der Humboldt-Universität zu Berlin im Humboldt Forum, dem wiederaufgebauten Stadtschloss, ist allein durch seinen Standort schon Teil der fortlaufenden Debatte zu Fragen von kolonialem Erbe, Provenienz sowie Restitutionsforderungen. Aber auch viele der Objekte der universitären Sammlungen, die dort ausgestellt werden, sind auf Grund der Art und Weise ihres Eingangs in die jeweiligen Sammlungen oder ihrer Verstrickung in rassistische und rassifizierende Forschungspraxen, Teil dieses vielschichtigen Diskurses. Viele Objekte, die das Humboldt Labor ausstellt, tragen Spuren rassistischer, sexistischer, klassistischer sowie ableistischer Wissenschaftsgeschichte in sich.

In diesem Beitrag frage ich nach den vergangenen Hoffnungen dieses schwierigen Erbes wissenschaftlicher Institutionen, die sich in den universitären Sammlungen finden lassen. Dazu werden zunächst die historischen Verflechtungen der Felder Anthropologie¹ und Medizin im 19. und 20. Jahrhundert nachgezeichnet. Am Beispiel der rassistischen und rassifizierenden Forschung des Anthropologen Eugen Fischer (1874–1967), Direktor des *Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik* und späterer Rektor der *Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, zeichne ich zugrundeliegende Hoffnungen einer solchen Wissenspraktik nach. Hoffnungen sind Formationen eines in die Zukunft ausgerichteten Momentums, das (kollektive) Kräfte bündeln kann, um bisher unverwirklichte Potentiale in die Realität umzusetzen (Bryant/Knight 2019, 136). Im Kontext der Forschungen des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, sowie vorausgehenden Forschungen, zeigt sich der biopolitische Wunsch nach der wissenschaftlich gestützten Steuerung der Bevölkerungsentwicklung zu größtmöglicher Homogenität. Die zugrundeliegenden Hoffnungen können daher nicht einfach als positive Bestrebung betrachtet werden, sondern müssen besonders im Kontext rassistischer und rassifizierender Forschung problematisiert (ebd., 142) und auf seine Ein- und Ausschlüsse untersucht werden.

Im Zuge seiner Wissenschaftsausstellung setzt sich das Humboldt Labor auch mit dem schwierigen Erbe solcher Forschungen auseinander. Dabei können sich verschiedene Visionen von Ausstellungsinszenierungen gegenüberstehen und miteinander konkurrieren. Anhand des Beispiels eines Schädels mit phrenologischen Beschriftungen nach Franz Josef Gall (1758–1828), der unter der Identifikationsnummer (ID) 8470² in der anatomischen Sammlung der Charité lagert, beleuchte ich die unterschiedlichen Hoffnungen und Bestrebungen, die sich an ID 8470 festmachen und im Zuge der Planung der Ausstellung zeigten. Dabei gehe ich insbesondere auf die Arbeit des Künstlers und Forschers Tal Adler und sein intervenierendes Projekt *Who is ID 8470?*³ ein, das Teil des *Making Differences* Projekts des *Centre for Anthropological Research on Museum and Heritage (CARMAH)*⁴ ist. Die Videoinstallation, die nun Teil der Ausstellung *Nach der Natur* ist, verwebt verschiedene Zeiten und Geschichten miteinander und macht so auf die Systematiken und strukturellen Kontinuitäten in medizinwissenschaftlicher Forschung aufmerksam. Diese Art des »multidirektionalen Erinnerns« (Rothberg 2009, 1) findet sich auch in dem Projekt *Geschichte der Ihnstraße 22*, das unter Leitung der Historikerin Manuela Bauche an der Freien Universität Berlin verortet ist. Ihr Projekt beschäftigt sich mit der Geschichte des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik und erarbeitet Konzepte, wie diese in und um die Gebäude des heutigen *Otto-Suhr-Instituts* sichtbar gemacht werden können. Beide Projekte sind Teil postkolonialer Erinnerungsdiskurse. In Relation zueinander gebracht, zeigen diese Projekte meines Erachtens, welche Potentiale in einem verflochtenen und multitemporalen Blick auf die Vergangenheit liegen können.

Sammeln, Messen, Kategorisieren – Anthropologie und Medizin als Wissenschaften vom Menschen

Sammeln, Messen und Kategorisieren von menschlichen Körpern waren lange Zeit wissenschaftliche Praxen, die Anthropologie und Medizin eng miteinander verbanden. Beide disziplinäre Felder waren, ausgehend vom 18. Jahrhundert, in ihrem Drang Menschen zu untersuchen und zu kategorisieren, von einem positivistischen Wissenschaftsverständnis getrieben, indem das gesammelte menschliche Material als Untersuchungsobjekt und Beweis für etwaige Theorien dienen sollte (Lange 2011, 28; Chakkalakal 2014, 50–54). Jedoch gingen die Verbindungen von Medizin und Anthropologie über die bloßen wissenschaftlichen Methoden hinaus. Die beiden Felder waren sowohl personell als auch im Erkenntnisinteresse eng verwoben. Viele Wissenschaftler(*innen) betätigten sich in beiden Disziplinen. So waren Adolf Bastian⁵ (1826–1905), Rudolph Virchow⁶ (1821–1902), Felix von Luschan⁷ (1854–1924), Franz Boas (1858–1942) und Eugen Fischer sowohl als Anthropologen als auch als Mediziner ausgebildet. In Berlin waren viele der Wissenschaftler*innen über die *Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* miteinander vernetzt, »die in einem universalen, Natur- und Geisteswissenschaften verbindenden Ansatz den Menschen ›als biologisches Wesen und als Kulturschöpfer‹ zu erforschen suchte« (Imeri u. a. 2014, 306).

Im Zuge der Ausbreitung des deutschen Kolonialismus im 19. Jahrhundert eröffnete sich eine Vielzahl an Möglichkeiten für Forscher*innen ihre Erkenntnisinteressen voranzutreiben (Dietrich 2007, 173–175). Damit einher ging, dass die hier untersuchten Menschen weniger als Subjekte und mehr als Objekte betrachtet wurden (Lange 2011, 21). Solche Objektivierung von Menschen war keineswegs zufällig, sondern die Wahl von Versuchsobjekten verlief entlang von Differenzkategorien wie beispielsweise Geschlecht, ›Rasse‹ oder Behinderung. Gleichzeitig wurden durch diese Forschungen besagte Differenzen konstruiert und in Körper eingeschrieben (Dietrich 2007, 155; Sabisch 2007, 226). Zunehmend spielten in der Forschung auch ausschweifende Sammlungsprogramme eine Rolle, in denen Wissenschaftler*innen, Expeditionsreisende, Laien sowie professionelle Sammlernetzwerke große Mengen an Bildern, Abgüssen, Skizzen, Haaren, Haut, Knochen, Schädeln sowie ganzen Skeletten von Menschen in den kolonialisierten Gebieten sammelten und in deutsche Museen und Forschungseinrichtungen brachten (Lange 2011, 22–25).

»Die ungeheuren Sammlungen an Daten und Objekten, die deutsche und österreichische (ebenso wie andere europäische und nordamerikanische) Anthropologen und Ethnologen ab dem späten 19. Jahrhundert anhäuften, waren motiviert von Fragen nach der Erforschung und Einteilung der Menschheit in Kulturen, Sprachen, Völkern und ›Rassen‹.« (ebd., 28)

Das gesammelte menschliche Material wurde zum Beweis für Theorien herangezogen, die sich mit der menschlichen Entwicklung befassten und Menschen anhand von rassistischen Ideologien kategorisierten.

»Viele anthropologische Beiträge zum Thema der ›Rasse‹ lassen Schwierigkeiten mit der Definition dieses Konzeptes sowie Unsicherheiten in der konkreten Anwendung von mathematischen, besonders statistischen Methoden und in der Interpretation ihrer Ergebnisse erkennen.« (ebd., 29)

Trotzdem versorgten die so entstandenen rassistischen Theorien den europäischen Kolonialismus mit einer wissenschaftlichen Grundlage.

An dieser Stelle möchte ich auf die Phrenologie als ein konkretes Beispiel für eine solche rassifizierende und rassistische anthropometrische Forschungspraxis eingehen, da sie im Kontext des Humboldt Labors von besonderer Relevanz ist.

Exkurs Phrenologie

Die Phrenologie ist die von dem Anatom Franz Josef Gall begründete Schädellehre. Im Mittelpunkt dieser Lehre steht die Annahme, dass man anhand der Größe und Ausformungen des Schädels Rückschlüsse auf die individuellen charakterlichen und psychischen Eigenschaften der Menschen schließen könne (Furnham 2008). Die Phrenologie, der die Erkenntnis zu Grunde lag, dass Charakter/Psyche in Verbindung mit dem Kopf/Gehirns stehen, kann somit auch als Beginn der modernen Hirnforschung betrachtet werden. Der Schädel/das Gehirn rutschten so in den Mittelpunkt der Wissenschaft vom Menschen (Hagner 2008, 12f.).

»Gall ging davon aus, dass es wenige grundlegende Funktionen im Gehirn gibt, die in ihrer Addition das breite Spektrum menschlicher Verhaltensweisen erklären lassen. Der vom Sitz der Seele befreite Blick aufs Gehirn machte einer Zerebralisierung Platz.« (Fitsch 2014, 31).

Die so vollzogene Verräumlichung des Denkens in Form des Schädels und des Gehirns ging auch mit dessen Visualisierung und Ästhetisierung einher und schuf so eine Verbindung von bildlicher Darstellung und Norm.

»Die Verknüpfung von ›ästhetischer Definition‹ mit der ›moralischen Ordnung‹ wurde über visuelle Zuschreibungen – wie zum Beispiel der Einfluss von Form oder Größe des Schädels auf die Intelligenz – vorgenommen.« (ebd., 36)

Diese Verbindung ermöglichte die Kategorisierung von Menschen anhand von Schädeln. Solche Kategorisierungen waren geprägt von ihnen zugrundeliegenden rassistischen, sexistischen und klassistischen Ideologien (ebd., 37). Im 19. Jahrhundert diente die Phrenologie dazu, die vermeintliche Unterlegenheit der kolonialisierten Menschen zu belegen (Furnham 2008, 184). Wie diese und ähnliche Forschungsvorhaben von Hoffnungen angetrieben waren, werde ich nachfolgend herausarbeiten.

Eugen Fischer, das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik und die biopolitischen Hoffnungen der Eugenik

Wissenschaft hat oft zukunftsschaffende Anteile. Durch ihre Forschungen produzieren Wissenschaftler*innen spezifisches Wissen, das in gesellschaftlichen Aushandlungen Visionen und Hoffnungen hervorbringt. Mit den Sozialanthropolog*innen Bryant und Knight lässt sich Hoffnung als ein in die Zukunft ausgerichtetes Momentum verstehen, das (gesellschaftliche) Kräfte bündeln kann, um bisher unverwirklichte Potentiale in die Realität umzusetzen (2019, 136). Da Hoffnung als zukunftsorientiertes Konzept immer

eine positive Aufladung zu haben scheint, ist es wichtig, die Konstruktion dieser Positivität im spezifischen Fall zu betrachten (Bryant/Knight 2019, 157). Dies lässt sich auch mit dem Kulturanthropologen Ghassan Hage als »Societal Hope« fassen. Solche, jeder Gesellschaft immanenten, sozialen Hoffnungen fasst Hage als »the production and distribution of a meaningful and dignified social life« (2003, 15). Diese soziale Konstruktion eines positiven, in die Zukunft gerichteten Momentums, muss also daraufhin befragt werden, wen und was diese Vision einschließt und wen und was nicht. Besonders im Kontext ›rassenhygienischer‹ Ideen und eugenischer Praktiken wird offensichtlich, dass Hoffnungen gesellschaftlich positioniert und von Ein- und Ausschlüssen geprägt sind. Dabei zeigt sich, dass Hoffnungen durchaus exkludierend und mit Ideologien wie Rassismus, Sexismus oder Ableismus aufgeladen sein können.

Die Eugenik, wie sie unter anderem ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa und den USA zu finden war,⁸ war getrieben von der Vorstellung, dass sich durch die ›Vermischung‹ verschiedener ›Rassen‹ der ›eigene Volkskörper‹ verschlechtere. Durch eine gezielt gesteuerte Bevölkerungspolitik sollte einer solchen ›Entartung‹ entgegengewirkt werden und die Gesellschaft gar körperlich und geistig verbessert werden (Dietrich 2015, 163–165). Dabei sind aus dieser Hoffnung auf eine gesunde »homogene ›Volksgemeinschaft« jene ausgeschlossen, die als ›minderwertig‹ betrachtet wurden (ebd., 167f.). Diese Vorstellungen und Hoffnungen waren verzahnt mit und gestützt von wissenschaftlichen Forschungen, die Differenz und ›Minderwertigkeit‹ von Menschen gleichzeitig annahm, definierte und in Körper einschrieb (Dietrich 2007, 155; Sabisch 2007, 226). Konkret bedeutet dies die Bestimmung von als ›fremd‹ markierten, kranken oder behinderten Menschen, sowie anderer soziale Randgruppen.

Diese Programmatik findet sich auch in der Arbeit des Arztes und Anthropologen Eugen Fischer und des von ihm geleiteten Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik. Fischer war »überzeugter Rassenhygieniker«, »begeisterter Anhänger des Kolonialismus« (Strähle 2015, 2) und maßgeblich für die Ausrichtung des Instituts verantwortlich. Wegweisend dafür war unter anderem seine Forschungsarbeit zu den »Rehoboter Bastards« (1908) in der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika (dem heutigen Namibia) (ebd.). Dort untersuchte er anhand von »körperlichen Merkmalen wie Haarstruktur, Augen- oder Hautfarbe die Vererbung von ›Rassenmerkmalen« bei den Nachkommen weißer Siedler mit Schwarzen Frauen (Manufacturing Race o. J.; Schmuhl 2005, 42). Anhand seiner Untersuchungen schlussfolgerte er, dass »die Vererbung menschlicher (Rasse-)Eigenschaften nach den Mendelschen Regeln zweifelsfrei nachgewiesen« (Schmuhl 2005, 42) wurden, und teilt die untersuchten Nachkommen in eine ›Zwischenstufe‹ zwischen den seiner Ansicht nach überlegenen Weißen und den unterlegenen Schwarzen ein (Strähle 2015, 2). Britta Lange schreibt zu der Forschung Eugen Fischers:

»Fischers Arbeit wurde als Nachweis für die Kopplung von Vererbung und menschlichen ›Rassen‹ rezipiert. Inzwischen konnte jedoch gezeigt werden, dass er dies aufgrund der Quantität der untersuchten Personen und Generationen sowie der zu vagen Definition des ›Reinrassigen‹ gerade nicht beweisen, sondern nur annehmen konnte.« (Lange 2011, 29)

Zweifel an Fischers Befunden kommen jedoch nicht erst durch heutige Forschung auf. Bereits der Begründer der US-amerikanischen Kulturanthropologie, Franz Boas, kam anhand seiner anthropometrischen Untersuchungen von 1908–1911 von Migrant*innen aus Ost- und Südeuropa und ihren Kindern zu der Feststellung, dass sich körperliche Merk-

male, wie Kopfformen, ohne eine Veränderung der Abstammung, langsam verändern (Boas 1912, 562). Er plädierte daher für die Formbarkeit menschlicher Erscheinung:

»As long, then, as we do not know the causes of the observed changes, we must speak of a plasticity (as opposed to permanence) of types, including in the term changes brought about by any cause whatever—by selection, by changes of prenatal or postnatal growth, or by changes in the hereditary constitution of the individual.« (Boas 1912, 557)

Dies widersprach den Grundannahmen der physischen Anthropologie, die »von der Konstanz der Kopfform« ausging und der bestehenden Rassentheorien, »die bestimmten, nach morphologischen Merkmalen klassifizierten Rassen, Kulturleistungen und Fortschritt-fähigkeit absprachen« (Kaufmann 2003, 319).

Trotz der fragwürdigen und widerlegten wissenschaftlichen Grundlagen solcher »ras-sentheoretischen« Forschungen, stellten sie die Basis für die weiteren wissenschaftlichen und gesellschaftspolitische Bestrebungen dar und gewannen gegenüber den »geogra-fisch-historischen« oder »funktionalistisch-soziologischen« Ansätzen in der besagten Zeit größeren Einfluss (Imeri u. a. 2014, 313).

Die biopolitischen Bestrebungen der Eugenik finden sich auch in dem 1923 veröffent-lichten Werk *Grundrisse der menschlichen Erblehre und ›Rassenhygiene‹* (Scare Quotes hinzugefügt, L.S.), das Fischer zusammen mit dem befreundeten Erwin Baur (1875–1933) und seinem Schüler Fritz Lenz (1878–1976) publizierte. Im gemeinsam verfassten ersten Band werden angenommene menschliche Varianzen, ›Rassenunterschiede‹ sowie die Vererbung von Krankheiten und »geistigen Begabungen« dargelegt. Der zweite Band, der von Lenz verfasst wurde, stellt aufbauend auf den Ersten »praktische Forderungen« für das »soziale und persönliche Leben« (Baur u. a. 1921, 2). Dabei wird hier sowohl die steuernde Ebene der angestrebten Bevölkerungspolitik sowie die selbstdisziplinierende Ebene der individuellen Lebensführung nach ›rassenhygienischen‹ Leitlinien deutlich. So werden als mögliche Maßnahmen unter anderem »Eheverbote« und die »Verhinderung der Fortpflanzung Untüchtiger« vorgeschlagen.

Diese Bestrebungen wurden von dem Gedanken der Verbesserung und Förderung eines imaginierten deutschen ›Volkskörpers‹ angetrieben.

»Diese Weiterentwicklung, diese Umbildung eines Volkes kann zum Guten, zur Er-tüchtigung und zum Aufstieg des Volkes führen, sie kann aber auch, und das ist bei allen Kulturvölkern der häufigste Fall, rascher oder langsamer seinen Verfall seine ›Entartung‹ bewirken. [...] Wenn wir nicht wissen, welche verschiedenen ›Rassen-bestandteile‹ ein Volk zusammensetzen, nach welchen Gesetzen die ›Rassenunter-schiede‹ und die zahllosen Unterschiede der Einzelmenschen vererbt werden und wie Auslesevorgänge auf ein Volk einwirken, tappen wir mit allen Betrachtungen über die Wirkung von sozialen und politischen Einflüssen auf die Beschaffenheit eines Volkes völlig im Dunkeln.« (Baur u. a. 1921, 1; Scare Quotes hinzugefügt, L.S.)

Dieser Gedanke findet sich auch in der Ausrichtung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für An-thropologie, menschliche Erblehre und Eugenik wieder, das darauf abzielte, »den sozia-len Wohlstand in Deutschland durch wissenschaftlich-angeleitete Bevölkerungspolitik« zu verbessern (Manufacturing Race o. J.). Mit dem Aufbau des Instituts entfernte sich Fischer von den Methoden der Anthropometrie, auch wenn diese immer noch praktiziert

wurden. Dabei verwies er unter anderem auf die bereits erwähnte Studie von Franz Boas. So spiegelt sich im Namen des Instituts eine inhaltlich-qualitative Verschiebung in zwei Richtungen: »Einerseits sollte die Anthropologie – als *Anthropobiologie* – mit der Humangenetik, andererseits – als *Sozialanthropologie* – mit der Eugenik verschmelzen«⁹ (Schmul 2005, 45, Hervorhebung im Original). Die erste Verschiebung von der Anthropologie hin zur Anthropobiologie zeigte sich darin, dass in dem 1927 gegründeten Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik der Humangenetiker Otmar von Verschuer¹⁰ (1896–1969) die Leitung der Abteilung für »menschliche Erblehre« übernahm. Von Verschuer war bekannt für seine »Zwillingsforschung« anhand der er die Vererbung von Krankheiten, Charakterzügen als auch »krimineller Neigungen« nachweisen wollte (Strähle 2015, 2).

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 eröffneten sich für die Wissenschaftler*innen um Fischer und von Verschuer neue Möglichkeiten für ihre rassistischen und rassifizierenden Forschungen und das Institut konnte gut an die Ideologie der neuen Regierung anknüpfen. So wurden durch die Verbindung zu dem Arzt des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau Josef Mengele¹¹ (1911–1979) Blutproben und Leichenteile von Insass*innen des Lagers untersucht. Durch ihre Tätigkeiten als Gutachter*innen blieben viele der Forschung jedoch nicht nur theoretisch, sondern resultierten auch in die konkrete Zwangssterilisierungen oder Einweisungen in Konzentrationslager (Manufacturing Race o. J., Strähle 2015, 2ff). Hier wird auch die enge Verflechtung von Wissenschaft und Politik während des Nationalsozialismus ersichtlich, die nicht allein auf einen »Missbrauch von Wissenschaft« geschoben werden kann (Bauche u. a. 2022a, 263). Vielmehr verwirklichen sich die Hoffnungen, die sich schon in den Anfängen der eugenischen Forschungen finden lassen.

(Post)koloniale Wissenschaft ausstellen

Als Wissenschaftsausstellung konfrontiert sich das Humboldt Labor mit dem schwierigen Erbe universitärer Sammlungen und Fragen rund um Provenienz, Restitution und neuen Erinnerungsformen.

»Mit der Eröffnungsausstellung *Nach der Natur* ist es [das Humboldt Labor, L.S.] ein Ort, an dem aktuelle Forschungsvorhaben und Ergebnisse vorgestellt werden, ein Ort der Vernetzung, der Diskussion, des Austauschs, der Interdisziplinarität und Internationalität, auch des Streitgesprächs zu drängenden Fragen unserer Zeit. Und dies auch in historischer Perspektive mithilfe zahlreicher Objekte aus der faszinierenden Welt der Universitäts-sammlungen und der Wissenschaftsgeschichte.« (Humboldt Labor 2020)

So finden sich in der Ausstellung zahlreiche Objekte mit gewaltvoller, rassistischer oder völkischer Vergangenheit. Sei es die *Nobelpreisurkunde von Robert Koch*, unter der unter anderem die koloniale Verflechtung von Kochs Forschung zur Schlafkrankheit besprochen wird (Humboldt Labor 2020: Grid, D-Label: 44, *Nobelpreisurkunde Koch, Ordnungen*). Ein weiteres Beispiel ist die Archiv-Ausstellung, in der durch die gemeinsame Kuration des Lautarchivs, des Hahne-Niehoff-Archivs und des Janheinz-Jahn-Archivs die Verstrickungen von völkischen und rassistischen Ideen dargestellt werden, aber auch Widerstände dagegen sichtbar werden (siehe die Beiträge »Begehren nach Resonanz. Re-Figuration

einer historischen Tonaufnahme zwischen Archiv und Ausstellung« von Dominik Biewer und »Schwieriges Erbe ausstellen – »Programmatische Leerstellen« als kritische Repräsentation im Projekt *Who is ID 8470?* und den Archivausstellungen« von Ricarda Rivoir in diesem Band). Aktuelle Forschungen werden in der Kuratation mit Wissenschaftsgeschichte in Beziehung gesetzt und vor deren Hintergrund reflektierbar. Dabei ist das Humboldt Labor verflochten mit den immer stärker werdenden Diskursen um das koloniale Erbe Deutschlands und seiner musealen sowie universitären Institutionen und dem Umgang damit. Besonders in Berlin spiegeln sich diese Debatten auch in dem Anfang 2020 gestarteten Projekt zur kolonialen Geschichte der Stadt wider.¹²

Auch an der Freien Universität Berlin regen sich seit den Knochenfunden auf dem Campus Gelände während Bauarbeiten in 2014¹³ erneut Debatten rund um den Umgang mit dem schwierigen Erbe wissenschaftlicher Institutionen.¹⁴ Seit Anfang 2019 beschäftigt sich nun eine Gruppe von Wissenschaftler*innen rund um die Historikerin Manuela Bauche mit der Frage, wie in den Gebäuden des ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik die Geschichte sichtbar gemacht werden kann. Dies ist auch das Ergebnis studentischer Forderungen nach mehr öffentlich sichtbarer Erinnerung am heutigen Otto-Suhr-Institut (Bauche u. a. 2022, 258f.).

Die Gleichzeitigkeit und Kulmination dieser Projekte, Initiativen und Diskurse lässt sich als Figuration, die laut Silvy Chakkalalal immer beides ist – andauernd und un-mittelbar – fassen. Dabei handelt es sich um ein »prozesshaftes«, »dynamisches« und »reziprokes« Beziehungsgeflecht, das von »Verbundenheit, Abhängigkeit, Austausch [und] Machtrelationen« geprägt ist (Chakkalalal 2021, 2). Mit Hilfe der Figuration lassen sich spezifische Momente in ihrer langfristigen Entwicklung fassen. Das bedeutet, dass Aktivist*innen, die seit Jahrzehnten für die Thematisierung der kolonialen Geschichte und deren Anerkennung kämpfen, genauso Teil dieses Geflechts sind wie reaktionäre Kreise, die die Bedeutung eben dieser Geschichte herunterspielen. Diese Anziehungen und Abstoßungen sind Formen des sich in Beziehung setzen (ebd.). Dieses Geflecht, dessen Teil das Humboldt Labor ist, wirkt auch auf den Kurationsprozess der Ausstellung *Nach der Natur* ein.

Hoffnungen und Vorstellungen im Kurationsprozess

Im Zuge des Kurationsprozesses wählten die Kurator*innen unterschiedliche Objekte aus, die in Betracht gezogen werden sollten, Teil der Ausstellung zu werden. Dafür durchsuchten sie auch die Sammlungen der Berliner Universitäten und Ausstellungskataloge vergangener Wissenschaftsausstellungen der Humboldt-Universität zu Berlin.¹⁵ So landete ein menschlicher Schädel, der unter der Identifikationsnummer (ID) 8470 in der anatomischen Sammlung der Charité geführt wird, auf der Objektliste. ID 8470 ist kein einfaches Knochenpräparat, sondern mit Markierungen und Beschriftungen versehen, die der Schädellehre des Arztes und Anatomen Franz Josef Gall (1758–1828) folgen. Herkunft und Identität der Person, um deren Schädel es sich handelt – also die Provenienz – sind nicht bekannt.

Die Aussicht, einen menschlichen Schädel auszustellen, dessen Provenienz ungeklärt ist, weckte bei Teilen des kuratorischen Teams Unbehagen und löste einen Diskussions- und Reflexionsprozess aus. Um dieses Dilemma zu adressieren, luden die Kurator*innen den Historiker und Provenienzforscher Holger Stoecker, die Kunsthistorikerin und Kuratorin Anna Szöke, sowie den Künstler und Forscher Tal Adler zu einem Gespräch ein. Letz-

terer hatte sich bereits im Projekt *Dead Images*¹⁶ mit Fragen des Ausstellens von *Human Remains*¹⁷ beschäftigt. Adler schlug vor, anstatt den Schädel auszustellen, in Form einer Kunstinstallation genau diese Fragen der Provenienz und des Ausstellens von *Human Remains* zu thematisieren.

Hier wird evident, wie sich an solchen Objekten heute andere Vorstellungen und Hoffnungen festmachen können als beispielsweise noch vor einigen Jahren. »Objects thus mediate history and memory because of the ways in which they aid us in reorienting the relationship of past, present, and future« (Knight/Stewart 2016, 8). Dies wird deutlich daran, dass sich die Kurator*innen des Humboldt Labors im Gegensatz zu den ihnen vorangegangenen Wissenschaftsausstellungen gegen das Ausstellen des Schädels entschieden.

Gleichzeitig taten sich an ID 8470 unterschiedliche Hoffnungen und Ausstellungsvisionen auf, die auch miteinander in Konkurrenz standen. Für eine*n Kurator*in¹⁸ kamen zunächst Fragen der Inszenierung auf, denen er*sie gerne nachgegangen wäre. In den vorherigen Ausstellungen sei der Schädel auf Augenhöhe gezeigt worden, was den Eindruck erweckt habe man begegne einem Menschen. Dies stehe allerdings im Widerspruch dazu, dass es gerade nicht um den Menschen ginge, sondern der Schädel ein wissenschaftshistorisches Objekt sei, welches Galls Theorie abbilde. Demnach hätte der Schädel eher von hinten oder oben betrachte werden sollen, um die Beschriftungen in den Fokus zu rücken. Die verschiedenen Präsentationsmöglichkeiten, ihre Implikationen sowie die kuratorischen Abwägungen hätte man ebenfalls in der Ausstellung thematisieren können (Interview Kurator*in I vom 3.2.2021).

Die Fragen nach der Inszenierung von Überresten, die einmal zu einem Menschen gehörten, der durch wissenschaftliche Praxen Objektifiziert wurde, deuten hier ein Spannungsverhältnis an. Dieses bewegt sich auch zwischen den teils wegweisenden Erkenntnissen wissenschaftlicher Forschung im 18. oder 19. Jahrhundert und dem schwierigen Erbe eben dieser. Der Objekttext, der die Installation begleitet, spiegelt diese Spannungen nun unter anderem unter *Ordnungen*¹⁹ wider. Dort wird Gall als Pionier der Hirnforschung benannt. Jedoch weisen die Kurator*innen gleichzeitig auch auf die Kritik hin, die bereits zu dessen Lebzeiten aufkam, und auf die »soziale Stigmatisierung« (Humboldt Labor 2020: Grid, D-Label: 54, *Who is ID 8470?*, *Ordnungen*), die mit dessen Theorie einherging.

Ein entscheidendes Argument in der kuratorischen Diskussion, ob der Schädel ausgestellt werden soll, oder nicht, war die fehlende Provenienz. Da das kuratorische Team keine Objekte zeigen wollte, deren Herkunft ungeklärt sind oder die gar schwierigen Kontexten entstammen, entschied man sich im Falle des Gall-Schädels für das Format der künstlerischen Intervention (Interview Kurator*in II vom 26.6.2020). *Who is ID 8470?* setzt an dem Punkt des Nicht-Wissens an und reflektiert gemeinsam mit dem kuratorischen Team und Expert*innen der Provenienzforschung und Geschichtswissenschaft Fragen der Ethik des Ausstellens insbesondere, wenn die Provenienz unbekannt ist (siehe »Schwieriges Erbe ausstellen – »Programmatische Leerstellen« als kritische Repräsentation im Projekt *Who is ID 8470?* und den Archivausstellungen« von Ricarda Rivoir in diesem Band).

Das Resultat dieser (anhaltenden) Auseinandersetzung befindet sich nun als Teil des Objekt *Grids* in der Mitte des Ausstellungsraums des Humboldt Labors (siehe Tabea Rossols Beitrag »Verbindungen und zeigen. Relationales Ausstellen im Grid« in diesem Band). Die Installation besteht aus zwei miteinander verwobenen Videostreams. Im ersten Stream kommen Teile des kuratorischen Teams sowie Expert*innen zu Wort. Sie erläutern darin, ihre Gedanken im kuratorischen Prozess, was Provenienzforschung ist, und weshalb so wenig über den Menschen, dessen Schädel ID 8470 einmal war, bekannt ist.

So erklärt der Leiter des Medizinhistorischen Museums Thomas Schnalke als Teil der Videoinstallation, weshalb so viele menschliche Überreste anonym geführt werden.

»Die Präparate selbst in ihrer Entstehung sollten ja eine Versachlichung eine Vergegenständlichung des Körpers aufbieten. Das heißt der Name wurde getilgt, die Erinnerung an die Person wurde aktiv nicht mitgeführt, um letztendlich ein Ding an sich zu fertigen, um daran den Körper zu erklären« (Thomas Schnalke in: *Who is ID 8470?* 2021: 1:33 – 1:55 min)

Mit dem Bewusstsein um die fehlende Provenienz des Schädels sind weitere Hoffnungen verbunden. Insbesondere, da die anatomische Sammlung der Charité keine Hinweise auf die Identität und Lebensgeschichte von ID 8470 liefert, gibt es das Bestreben, die Lücken im Wissen über diese Person zu schließen. Diese Hoffnung ist, dem Kultur- und Literaturwissenschaftler Stephen Best und seinen Betrachtungen des visuellen Archivs der Sklaverei folgend, Teil der gewaltvollen Logiken und Lücken des Archivs: »Any longing that may be generated by absence can always be answered by the hope of recovery« (2011, 156). Gleichzeitig stellt Best fest, dass diese Hoffnung auf Wiederentdeckung von authentischen und unverfälschten Blicken trügerisch ist, da die Subjekte des Archivs nur in dessen Logiken existieren (ebd., 159). Dies spiegelt sich in der Aussage des Chefkurators Gorch Pieken für die Videoinstallation *Who is ID 8470?*: »I would like to have the whole story in our exhibition. To have the entire biography of the person. I am very curious to know who she or he was« (Gorch Pieken in: *Who is ID 8470?* 2021, 12:44 – 12:57 min).

Im zweiten Stream der Installation wird das Nicht-Wissen um die Provenienz des Schädels noch einmal anders in Form von spekulativen Narrationen aufgegriffen. So werden vier verschiedene mögliche Provenienzen angedeutet und durch Geister erzählt. Diese Erzählungen lassen sich mit der Kultur- und Literaturwissenschaftlerin Saidiya Hartman (2008) als kritische Fabulation verstehen. Hartman entwickelte diesen Ansatz in der Auseinandersetzung mit dem Archiv der transatlantischen Sklaverei. Indem spekulative Narration mit Archivarbeit verbunden wird, soll es so möglich werden, über im Archiv vergrabene Subjekte zu sprechen.

»By playing with and rearranging the basic elements of the story, by re-presenting the sequence of events in divergent stories and from contested points of view, I have attempted to jeopardize the status of event, to displace the received or authorized account, and to imagine what might have happened or might have been said or might have been done.« (ebd., 11)

Auch Tal Adler hat sich in seiner künstlerischen Forschung auf die Suche nach eben jenen vergrabenen Biographien gemacht. Die Geschichten sind an Personen angelehnt, die real existiert haben.

»[...] I don't want to invent everything from just imagination. And I want it to refer to historical conditions and historical settings, like the fact that there were more women than men who ended up in anatomy. [...] So where could they have come from? What were their conditions? What were their relationship between the sick and the people who died, and the people who later got their bodies and cut them? And who were the people who mediated this transfer. How exactly did it happen?« (Interview Tal Adler vom 17.11.2020).²⁰

Hartman verweist auf und diskutiert auch die ethischen Schwierigkeiten dieses Unterfangens:

»The task of writing the impossible [...] has as its prerequisites the embrace of likely failure and the readiness to accept the ongoing, unfinished and provisional character of this effort, particularly when the arrangements of power occlude the very object that we desire to rescue.« (2008, 14)

Die Schwierigkeit einer solchen Recherche und deren Übersetzung in eine Narration konnten Clara Dröll, Ricarda Rivoir und ich selbst miterleben, als wir Tal Adler bei der Recherche für die Biographie einer Dienstmagd aus dem Jahr 1762 unterstützten.²¹ Wir versuchten Aspekte über das Leben der Frau herauszufinden, über die nicht viel mehr bekannt war, als dass sie unverheiratet schwanger war, kurz nach der Geburt ihres Kindes starb und ihr Körper zu Forschungszwecken an die Anatomie übergeben wurde. Doch ihr Leben blieb schemenhaft und viele Fragen unbeantwortet. Wie hieß die Person? Unter welchen Umständen wurde sie schwanger? Hatte sie Angst das Kind alleine großziehen zu müssen? Das fragmentierte Wissen lies viele Möglichkeiten zu, die Geschichte der Dienstmagd zu erzählen, die sorgfältig in ihren Implikationen abgewogen werden mussten. Hier zeigte sich das Spannungsverhältnis, in dem sich die künstlerisch spekulative Arbeit der Installation bewegt (siehe auch Ricarda Rivoirs Beitrag „Schwieriges Erbe ausstellen. ›Programmatische Leerstellen‹ als kritische Repräsentation im Projekt *Who is ID 8470?* und den Archivausstellung« in diesem Band).

Objekte, die Geschichte(n) verflechten

Schlussendlich wurden vier Erzählungen Teil der Videoinstallation. Neben der Dienstmagd sind dies der preußische Architekt Karl Friedrich Schinkel (1781–1841), der verzweifelt über die Veränderungen an seinem Entwurf für das Preußische Stadtschloss war. Weiter wird eine Person porträtiert, die durch die 1896 stattfindende Völkerschau Kairo in Berlin in die Stadt kam, krank wurde und starb sowie eine Frau, die in der Zeit des Nationalsozialismus vor ihrer Hinrichtung von einem Arzt untersucht wurde. Vermischt sind diese Erzählungen mit weiteren Geistern, die stellvertretend für die vielen Geschichten stehen, die es nicht mehr in die Installation geschafft haben.

Die verschiedenen Narrationen verdeutlichen nicht nur die ungeklärte Provenienz um den Schädel ID 8470, sondern vielmehr zeigen sie die Vielzahl an Geschichten auf, in denen Menschen gegen ihren Willen für medizinische Zwecke in wissenschaftlichen Institutionen landeten. Auf diese Art und Weise wird auf die verschiedenen Systematiken, Kontinuitäten und strukturellen Ähnlichkeiten der medizinisch-anthropologischen Forschung eingegangen, die Menschen zu Objekten der Wissenschaft machten. So wird hier auch deutlich, dass es sich in vielen Fällen um Menschen handelte, die sozial marginalisiert waren; Menschen, die entweder rassifiziert wurden, als krank galten oder deren Lebensweise als nicht gesellschaftsfähig angesehen wurde. Die Installation verwebt nicht nur verschiedene Schicksale miteinander, sondern verbindet auch verschiedene Zeiten. An dieser Stelle wird die zuvor erwähnte Relationalität von Zeit ersichtlich. Indem Vergangenheiten reaktiviert und sowohl diskursiv als auch kreativ mit Gegenwarten verbunden werden, entsteht eine Gleichzeitigkeit sonst getrennter Zeitlichkeiten. Solche Gleich-

zeitigkeiten erfassen die Kulturanthropologen Daniel M. Knight und Charles Stewart als »cultural proximity«:

»Such instances of cultural proximity can be realized in multiple modes of historical consciousness, including dreams, visions and collective memory, or through engagement with objects, artefacts, institutionalized nationalism, and the education system.« (Knight/Stewart 2016, 6)

Auch das von der Historikerin Manuela Bauche geleitete Projekt zur *Geschichte der Ihnestraße 22* verbindet Geschichten miteinander, indem die Kontinuitäten und strukturellen Ähnlichkeiten wissenschaftlicher Praxis zwischen kolonialen und nationalsozialistischen Kontexten aufgezeigt werden. So bricht das Projekt mit Vorstellungen, die den Kolonialismus und den Nationalsozialismus als getrennte, abgeschlossene Vergangenheiten behandeln. Gleichzeitig sollen die geschichtlichen Bezüge auch mit der Gegenwart in Verbindung gebracht werden.

Diese Verbindungen von Vergangenheiten und Gegenwarten zeigen sich auch bei einer gemeinsamen Infoveranstaltung der *Freien Universität Berlin* mit der *Max-Planck-Gesellschaft* und dem *Landesdenkmalamt Berlin* zu den Untersuchungen der 2015 und 2016 gefundenen menschlichen und tierischen Knochen auf dem Campus Gelände der Freien Universität im Februar 2021. Im Laufe der Veranstaltung wiesen Vortragende Wissenschaftler*innen auf die Verbindung des »gewissenlosen Forschungsrassismus« des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik mit dem rassistischen Anschlag in Hanau im Februar 2020 hin (Feldnotiz vom 23.2.2021). Der Attentäter hatte im Vorfeld rassistische und verschwörungsideologische Aussagen verbreitet. Damit steht dieser nicht nur in einer Reihe mit rassistischen Anschlägen, wie beispielsweise in Mölln (1992) und Solingen (1993), den Morden des sogenannten Nationalsozialistischen Untergrunds (2000–2007) oder dem Anschlag in Halle (2019),²² sondern vielmehr lassen sich diese Taten auch als langfristige Folgen der rassistischen und rassifizierenden Wissenschaftsgeschichte verstehen. Die von den Projekten *Who is ID 8470?* und *Geschichte der Ihnestraße 22* aufgemachten Verbindungen machen es möglich, verschiedene gewaltvolle Geschichten in Dialog zueinander zu setzen. So kann, Michael Rothberg zufolge, die Möglichkeit entstehen, dass sich verschiedene Erinnerungen befähigen in die öffentliche Sphäre zu treten, anstatt in einen Wettbewerb um Aufmerksamkeit zu stehen. Diese Art der Erinnerung fasst Rothberg als »multidirectional memory« (Rothberg 2009, 3–5). Die Projekte schließen damit an die Vielzahl von Beispielen an, in denen sich verschiedene Opfergruppen in ihrem Kampf um Anerkennung und Entschädigung aufeinander beziehen und miteinander solidarisieren. So unterstützten beispielsweise jüdische Organisationen in den 1970ern aktiv die Anerkennung von Rom*nja und Sinti*zze als Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik (Bauche u. a. 2022b, 54). Dieses Potential der Solidarität betont Manuela Bauche, weist jedoch gleichzeitig darauf hin, dass die Geschichten dieser Kollaborationen auch von Hierarchien und Machrelationen durchzogen sind (ebd., 55f.).

Ausblick: Erinnern heißt verändern

Wie an dem Beispiel der Bestrebungen des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik und der ihr vorangegangenen Forschungen, wie der Phrenologie deutlich wird, müssen Hoffnungen darauf befragt werden, wen und was sie

exkludieren. In der Hoffnung auf eine gesunde und homogene ›Volksgemeinschaft‹ wurden Menschen systematisch als ›minderwertig‹ konstruiert und markiert. Dies hatte zur Konsequenz, dass Menschen zum Objekt wissenschaftlicher Experimente und Ziel eugenischer Maßnahmen, wie Zwangssterilisationen, wurden. So kollaborierten die Wissenschaftler*innen des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik auch mit der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik und profitierten von dieser. Heute stellen sich wissenschaftliche Institutionen wie das Humboldt Labor und die Freie Universität diesem schwierigen Erbe.

Teil dieser Beschäftigung sind die Projekte *Who is ID8470?* und *Geschichte der Ihnestraße 22*. Diese blicken relational auf Geschichte und verflechten in der Auseinandersetzung kreativ und diskursiv Vergangenheiten mit (vergangenen) Zukünften und der Gegenwart. Gleichzeitig sind sie selbst eingebunden in die zunehmenden Projekte, Initiativen und Diskurse, die gewaltvolle Vergangenheiten miteinander in Verbindung setzen. Diese Fülle und Gleichzeitigkeit lässt sich mit Chakkalalal als Figuration verstehen (2021). Dabei scheinen sie nicht allein von dem Wunsch erfüllt, Geschichte zu verkomplizieren oder gar die Geschichtsschreibung zu vervollständigen. Vielmehr sehe ich sie als Ausdruck einer Hoffnung, durch eine verflochtene, postkoloniale Erinnerungsarbeit auf strukturelle Ähnlichkeiten von Vergangenheiten und Gegenwart aufmerksam zu machen und so gegenwärtigen rassistischen, antisemitischen, ableistischen und sexistischen und Kontinuitäten zu begegnen.

LAURA STROTT  studierte Sozial- und Kulturanthropologie, Politikwissenschaften und Europäische Ethnologie an der Freien Universität Berlin und der Humboldt Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf post- und dekolonialen Perspektiven, mit besonderem Interesse an (konflikthafter) Aushandlungsprozessen, Verflechtungsdynamiken und Momenten des Scheiterns. Kontakt: strottlaura@gmail.com

Endnoten

- 1 Im 18. Jahrhundert etablierte sich die Anthropologie als empirische Wissenschaft vom Menschen mit naturwissenschaftlicher Ausrichtung (Chakkalalal 2014, 44). Daher ist die Biologische Anthropologie wie sie hier gemeint ist, von den heute gängigen Fächern der US-amerikanischen Cultural Anthropology (Begründer und Vertreter ist Franz Boas) und der britischen Social Anthropology (bekannte Vertreter sind beispielsweise Bronislaw Malinowski und Alfred R. Radcliffe-Brown) zu unterscheiden. Diese Fächer sind eher mit der in Deutschland weiter verbreiteten Ethnologie/Sozial- und Kulturanthropologie oder Europäischen Ethnologie/empirische Kulturwissenschaften/Kulturanthropologie verwandt.
- 2 ID 8470 wird im Sammlungsportal als »Schädel mit Beschriftung nach Gall« geführt (o. J.). Ihm sind die Inventarnummern AN 8711 und N.C. 381 zugeordnet. <https://www.sammlungen.hu-berlin.de/objekte/sammlung-am-centrum-fuer-anatomie/8470/>, abgerufen am 29.1.2024.
- 3 *Who is ID 8470?* (2021): Artistic Provenance Research. *Who is ID 8470?* <https://www.youtube.com/watch?v=IFfYhyrd4To>, aufgerufen am 29.1.2024.
- 4 Das Projekt lief unter der Leitung von Prof. Dr. Sharon Macdonald 2016 – 2022 und wurde von der Alexander von Humboldt Stiftung finanziert. <https://www.carmah.berlin/making-differences-in-berlin/>, abgerufen am 2.2.2023.
- 5 Adolf Bastian war Ethnologe und Gründer des Berliner Völkerkundemuseums (Kaufmann 2003, 316).
- 6 Rudolph Virchow war Anthropologe und Pathologieprofessor und lange Zeit Vorsitzender der

- Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (Imeri u. a. 2014, 306).
- 7 Felix von Luschan hielt den ersten Lehrstuhl für Anthropologie an der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin und war Direktor der Afrika- und Ozeanien-Abteilung des Berliner Völkerkundemuseums (Imeri u. a. 2014, 313).
 - 8 Frühe Vertreter waren unter anderem Joseph Arthur de Gobineau (1816-1882), Francis Galton (1822-1911) sowie Wilhelm Schallmayer (1891-1919) (Dietrich 2015, 163).
 - 9 Die hier angesprochene Sozialanthropologie ist von der britischen Fachtradition der Social Anthropology zu unterscheiden. Siehe hierzu Endnote 1.
 - 10 Von Verschuer übernahm ab 1942 die Stelle des Institutsdirektors von Fischer.
 - 11 1937 wurde Mengele von Verschuers Assistent am Frankfurter Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene (Schmuhl 2003, 334).
 - 12 <https://www.tagesspiegel.de/berlin/leder-er-will-kolonialgeschichte-berlins-aufarbeiten-4141660.html>, abgerufen am 3.2.2023.
 - 13 2014 wurden bei Bauarbeiten rund um das Gebäude des ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik menschliche und tierische Knochen, sowie Gipsabformungen und runde Kunststoffmarken gefunden. Siehe hierzu: <https://www.tagesspiegel.de/wissen/einfach-eingeaschert-5177635.html>, abgerufen am 29.1.2024.
Die von der Freien Universität Berlin beauftragte Archäologin Susan Pollock vermutete bei einer Informationsveranstaltung im Februar 2021 auf Grund der Auffindesituation, dass sie möglicherweise im Versuch sie zu verstecken vergraben wurden. Es liesse sich jedoch nicht ausschließen, dass dies erst durch spätere Nutzer*innen der Gebäude geschah (Feldnotiz vom 23.2.2021). Eine Zusammenfassung der Veranstaltung findet sich unter anderem im universitären Online-Magazin campus.leben. <https://www.fu-berlin.de/campusleben/campus/2021/210226-abschluss-knochenfunde/>, abgerufen am 21.5.2024.
 - 14 Eine erste Debatte hatte bereits in den 1980er begonnen, im Zuge derer eine Gedenktafel angebracht wurde. 2013 wurde von Studierenden des Otto-Suhr-Instituts eine Ausstellung zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik erarbeitet, die sich heute Online finden lässt (Manufacturing Race. o. J.).
 - 15 Die drei großen Wissenschaftsausstellungen der Humboldt-Universität zu Berlin waren *Theatrum Naturae et Artis – Theater der Natur* (Bredenkamp u. a. 2000), *Weltwissen – 300 Jahre Wissenschaft in Berlin* (Henning/Andraschke 2010) und *+ultra – gestaltung schafft wissen* (Doll u. a. 2016).
 - 16 Dead Images war Teil des Projektes *TRACES – Transmitting Contentious Cultural Heritage with the Arts* des Centre for Anthropological Research on Museum and Heritage (CARMAH). Das Projekt wurde von Prof. Klaus Schönberger geleitet und erhielt Förderung von dem Horizon 2020 Programm der Europäischen Kommission. <https://www.tracesproject.eu/index.html?p=73.html>, abgerufen am 28.1.2023. Siehe außerdem Adler u. a. 2021.
 - 17 Der Deutsche Museums Bund definiert Human Remains als: »all untreated, treated and preserved forms of human bodies or body parts« (German Museums Association 2021, 12). Dies schließt auch jene Überreste ein, die in (rituellen) Objekten verarbeitet wurden. Von dieser Definition schließt er Abformungen von Körpern, Fotografien, anthropometrische Date, Stimm- oder Filmaufnahmen aus, betont jedoch, dass diese Art der Objekte durchaus sensibel sein können (ebd., 13).
 - 18 Die Namen der Kurator*innen werden zum Zweck der Anonymisierung weggelassen.
 - 19 Die einzelnen Objekte des Humboldt Labors sind begleitet von drei verschiedenen Objekttexten und einer Illustration, die unter den Kategorien Grenzen, Ordnungen, Sichtbarkeit und Zeitlichkeit die Objekte aus unterschiedlichen Perspektiven kontextualisieren.
 - 20 Ricarda und ich sind außerdem als Geister in der Videoinstallation zu sehen.
 - 21 Auf diese Geschichte stieß Tal Adler im Buch *Der zerstückte Körper* von Karin Stuckenbrock (2001).
 - 22 Dies ist eine beispielhafte, jedoch unvollständige Aufzählung von rechter, rassistischer oder antisemitischer Gewalt in Deutschland innerhalb der letzten 30 Jahre.

Literatur

- Adler, Tal u. a. (2021): Dead Images. Facing the History, Ethics and Politics of European Skull Collections. In: Marion Hamm /Klaus Schönberger (Hg.): *Contentious Heritage and the Arts: A Critical Companion*. Klagenfurt, 63 – 68.
- Bauche, Manuela u. a. (2022a): Geschichte der Ihnstraße 22: Remembering the Kaiser Wilhelm Institute for Anthropology, Human Heredity, and Eugenics. In: Gordon, Michelle Gordon/ Rachel

- O'Sullivan (Hg.): Colonial Paradigms of Violence: Comparative Analysis of the Holocaust, Genocide and Mass Killing. *European Holocaust Studies*, Band. 4. Göttingen, 255 – 264.
- Dies. (2022b): From ›Opferkonkurrenz‹ to Solidarity. A Round Table. In: *German Historical Institute London Bulletin*. 44/2, 32 – 85.
- Baur, Erwin u. a. (1921): Grundriß der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene. München.
- Best, Stephen (2011): Neither Lost nor Found: Slavery and the Visual Archive. In: *Representations*, 113/1, 150 – 163.
- Boas, Franz (1912): Changes in the Bodily Form of Descendants of Immigrants. *American Anthropologist*, 14/3, 530 – 562.
- Bredenkamp, Horst u. a. (Hg.) (2000): *Theatrum Naturae et Artis. Theater der Natur und Kunst. Wunderkammer des Wissens. Katalog. Band 1.* Berlin.
- Bryant, Rebecca/Daniel M. Knight (2019): *The Anthropology of the Future.* New York.
- Chakkalakal, Silvy (2014): Die Welt in Bildern. Erfahrung und Evidenz in Friedrich J. Bertuchs »Bilderbuch für Kinder« (1790 – 1830). Göttingen.
- Dies. (2021): Figuration als Poiesis. Macht, Differenz und Ungleichheit in der figurationalen Kulturanalyse. In: Peter Hinrichs u. a. (Hg.): *Theoretische Reflexionen. Europäisch-ethnologische Perspektiven.* Berlin, 135 – 152.
- Dietrich, Anette (2007): Weiße Weiblichkeiten. Konstruktion von »Rasse« und Geschlecht im deutschen Kolonialismus. Bielefeld.
- Doll, Nikola u. a. (Hg.) (2016): +ultra: gestaltung schafft wissen. Leipzig.
- Fitsch, Hannah (2014): »...dem Gehirn beim Denken zusehen?« Sicht- und Sagbarkeiten in der funktionellen Magnetresonanztomographie. Bielefeld.
- Furnham, Adrian (2008): Phrenologie. In: Adrian Furnham (Hg.): *50 Schlüsselideen Psychologie.* Heidelberg, 184 – 187.
- German Museums Association (2021): Guidelines. Care of Human Remains in Museums and Collections. <https://www.museumsbund.de/publikationen/care-of-human-remains-in-museums-and-collections/>, abgerufen am 29.1.2024.
- Hagner, Michael (2008): *Homo cerebralis. Der Wandel vom Seelenorgan zum Hirn.* Frankfurt am Main.
- Hartman, Saidiya (2008): Venus in Two Acts, In: *small axe* 26 12/2, 1 – 14.
- Humboldt Labor (2020): Humboldt Labor. Mission. <https://www.humboldt-labor.de/de/labor/mission>, abgerufen am 29.1.2024 [Link nicht mehr aktiv].
- Imeri, Sabine u. a. (2014): Volks- und Völkerkunde an der Berliner Universität bis 1945. In: Heinz-Elmar Tenorth (Hg.): *Geschichte der Universität Unter den Linden 1810 – 2010. Praxis ihrer Disziplin. Band 5: Transformation der Wissensordnung.* Berlin, 303 – 320.
- Jochen, Hennig/Udo Andraschke (Hg.) (2010): *Weltwissen: 300 Jahre Wissenschaft in Berlin.* Katalog zur Ausstellung in Berlin; Martin-Gropius-Bau. München.
- Kaufmann, Doris (2003): »Rasse und Kultur«. Die amerikanische Kulturanthropologie um Franz Boas (1858 – 1942) in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – ein Gegenentwurf zur Rassenforschung in Deutschland. In: Hans-Walter Schmuhl (Hg.): *Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933.* Göttingen, 309 – 327.
- Knight, Daniel M./ Charles Stewart (2016): Ethnographies of Austerity: Temporality, Crisis and Affect in Southern Europe. In: *History and Anthropology* 27/1, 1 – 18.
- Kleist, Nauja/ Stef Jansen (2016): Hope over Time - Crisis, Immobility and Future-Making. In: *History and Anthropology* 27/4, 373 – 392.
- Lange, Britta (2011): Sensible Sammlungen. In: Margit Berner u. a. (Hg.): *Sensible Sammlungen: Aus dem anthropologischen Depot.* Hamburg, 15 – 40.
- Lenz, Fritz (1932): *Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik).* München.
- Manufacturing Race (o. J.): *Manufacturing Race. Contemporary Memories of Building's Colonial Past.* <http://manufacturingrace.org/de/2-the-institute>, abgerufen am 21.11.2021.
- Rothberg, Michael (2009): *Multidirectional Memory: Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization.* Redwood City.
- Sabisch, Katja (2007): Das Weib als Versuchsperson: Medizinische Menschenexperimente im 19. Jahrhundert am Beispiel der Syphilisforschung. Bielefeld.
- Sammlungsportal (o. J.). Schädel mit Beschriftungen nach Gall. <https://www.sammlungen.hu-berlin.de/objekte/sammlung-am-centrum-fuer-anatomie/8470/>, abgerufen am 29.1.2024.
- Schmuhl, Hans-Walter (Hg.) (2003): *Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933.* Göttingen.
- Dies. (2005): *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblchkeitslehre und Eugenik 1927 – 1945.* Göttingen.

- Strähle, Volker (2015): »Rassenforschung« in Dahlem. Von der Kolonialwissenschaft zur Ausrottungspolitik – das »Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik« (1927 – 1945). In: Berlin Postkolonial, <https://web.archive.org/web/20160703232212/http://www.berlin-postkolonial.de/cms/index.php/institutionen/35-ihnestrasse-22>, abgerufen am 21.5.2020.
- Tagesspiegel (2015): Umgang mit Skelettfunden in Dahlem. Einfach eingäschert. <https://www.tagesspiegel.de/wissen/einfach-eingeschert-5177635.html>, abgerufen am 29.1.2024.
- Dies. (2020): Fünfjähriges Kulturprojekt startet. Lederer will Kolonialgeschichte Berlins aufarbeiten. <https://www.tagesspiegel.de/berlin/lederer-will-kolonialgeschichte-berlins-aufarbeiten-4141660.html>, abgerufen am 29.1.2024.
- Who is ID 8470? (2021): Artistic Provenance Research. Who is ID 8470? <https://www.youtube.com/watch?v=IFfYhyrd4To>, abgerufen am 29.1.2024.

Materialverzeichnis

- Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label: 44, *Nobelpreisurkunde Koch, Ordnungen*.
- Humboldt Labor (2020): Grid, D-Label: 54, *Who is ID 8470?, Ordnungen*.



Copyright: © 2025 The Author(s)

Ambivalenzen ausstellen. Hoffnungsvolle Visionen im Humboldt Labor

Ronda Ramm

ABSTRACT: Das Verhandeln von Spannungs- und Konfliktfeldern ist eine zentrale Vision kontemporärer Ausstellungsprojekte im universitären Kontext. Wissen soll dabei nicht mehr nur repräsentiert, sondern auch hinterfragt und der Prozess seiner Entstehung sichtbar gemacht werden. In diesem Artikel untersuche ich die Darstellung von Ambivalenz als hoffnungsvoller Vision im Humboldt Labor, welche der Gleichzeitigkeit von unterschiedlichem Wissen und Wahrheiten gerecht werden möchte. Ich zeige auf, wie Ambivalenz sowohl durch Visionen einzelner Personen als auch als Erkenntnisbewegung in der Ausstellung sichtbar wird. Welche Form Ambivalenz im Humboldt Labor annehmen kann, wird auch maßgeblich in Planungspraktiken geformt. Um diesen Planungspraktiken nachzugehen, folge ich Übersetzungsprozessen in der Ausstellung und zeige auf, dass es innerhalb dieser zu Reibungsmomenten und Widerständen kommen kann. Technologien, Architekturen und Objekte werden dabei als Akteure sichtbar, welche die Vision von Ambivalenz grundlegend mitformen. Zuletzt untersuche ich die Frage, in welchem Verhältnis Kritik und Verantwortung zu der Vision von Ambivalenz stehen. Dabei wird deutlich, dass sich im Humboldt Labor unterschiedliche Formen von Kritik nebeneinander versammeln, in deren Zusammenspiel die Möglichkeiten und Grenzen der Imagination von Ambivalenz ausformuliert werden.

SCHLAGWORTE: Ambivalenz, Museumslabor, Wissenschaftsrepräsentation, Humboldt Labor, Planung

ZITIERVORSCHLAG: Ramm, R. (2025): Ambivalenzen ausstellen. Hoffnungsvolle Visionen im Humboldt Labor. In: Berliner Blätter 90, 53 – 67, DOI: 10.60789/901196

Ambivalenzen ausstellen: Eine Ethnographie der Imagination und Planung

Während ich auf der Internetseite des Humboldt Labors scrolle, entdecke ich eine Collage, die mein Interesse weckt. Es handelt sich um eine Abbildung des Palasts der Republik, der zwischen 2006 und 2008 abgerissen wurde und früher genau an der Stelle des 2013 wiedererbauten Berliner Schlosses stand, das heute das Humboldt Forum beherbergt. Auf dem Palast sitzt, einer Bildüberschrift ähnelnd, das Wort *Zweifel* (siehe Abb. 1). Rechts daneben sieht man eine Abbildung der Kuppel des Berliner Schlosses, auf der das Logo der Humboldt-Universität zu Berlin zu erkennen ist. Erst als ich meinen Blick um 90 Grad drehe, fällt mir das rote Fragezeichen auf, das über dem Kreuz auf der Kuppel zu schweben scheint. Die Bildunterschrift der Collage sagt: »Zweifel ist ein Grundprinzip des wissenschaftlichen Arbeitens«¹.

Die Abbildung arbeitet in mir, weil sie ein Spannungsverhältnis zuspitzt, das ich seit einiger Zeit versuche in Worte zu fassen. Das Humboldt Labor möchte ein Ort kritischer Wissensproduktion sein, der post- und dekoloniale Kritik übt und Wissenshegemonien hinterfragen möchte. Gleichzeitig sitzt es, wie das Humboldt Forum, im Berliner Schloss. Dabei wirkt es wie ein neu errichtetes Denkmal das auf eigentümliche Weise den Bruch der Berliner Mitte mit ihrer ostdeutschen Geschichte und die Rückkehr Berlins zu seiner Identität als kulturimperialistischer preußischer Metropole zementiert (von Bose 2013, 2). Die Collage auf der Internetseite des Labors stellt die verdrehte Kuppel auf dem Berliner Schloss neben den Palast der Republik und sagt mir: Es ist normal zu zweifeln, an dem Abriss des Palasts, an dem Kreuz auf der Kuppel, an dem Konzept Humboldt Forum. Sie drückt damit auch aus, dass widersprüchliches Wissen nebeneinander positioniert werden kann und die Ambivalenzen, die dieser Prozess aufwirft, ausgehalten werden können und müssen.

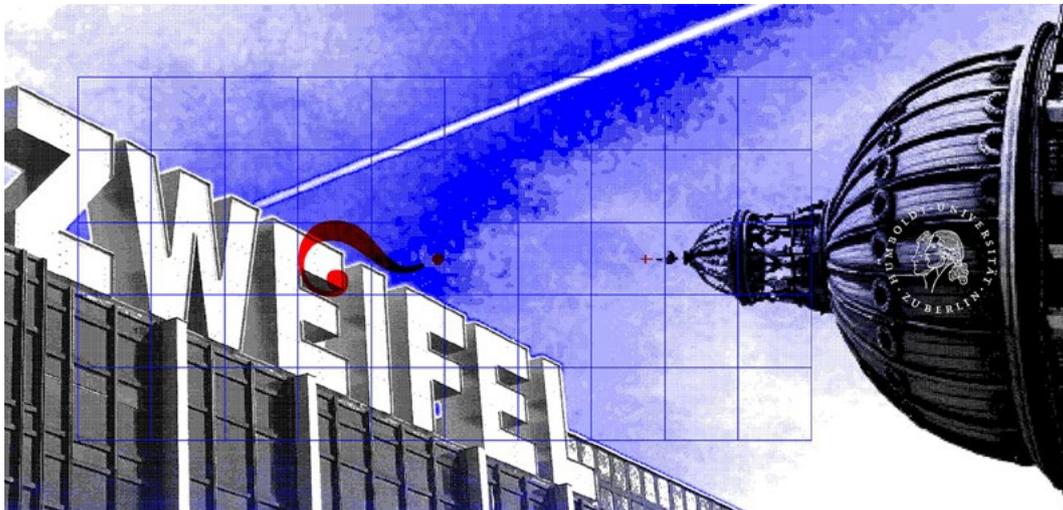


Abb. 1: Collage auf der Website des Humboldt Labors »Zweifel ist ein Grundprinzip des wissenschaftlichen Arbeitens«, aufgerufen am 13.11.2020, Webpage, Link nicht mehr aktiv.

Der Ausstellungsort des Humboldt Labors möchte keine einfachen Antworten finden, sondern wissenschaftliche Gegenstände in ihrer Komplexität abbilden. Er versteht sich nicht als klassisches Museum, sondern als Labor. Dabei will der Ort nicht nur vorgefertigtes Wissen nach außen tragen, sondern »ein Ort der Vernetzung, der Diskussion, des Austauschs, der Interdisziplinarität und Internationalität, auch des Streitgesprächs zu drängenden Fragen unserer Zeit [sein].«²

Mit dieser Vision ist das Humboldt Labor nicht allein, sondern muss vielmehr innerhalb figurationaler Zusammenhänge (Chakkalalal 2022) mit anderen musealen Institutionen verstanden werden. Daniela Döring und Jennifer John schreiben in ihrem Text *Museale Visionen: Ansätze eines reflexiven Museums*, dass das Museum zunehmend als Verhandlungsort von gesellschaftlichen Machtverhältnissen imaginiert wird:

»Das Museum als Heterotopie (Foucault 2004) hat das Potential, anerkennende Sichtbarkeiten hervorzubringen und den institutionellen Rahmen der Normierung, die Ambivalenzen und Paradoxien des Seh- und Lesbaren, also des Identifizier- und Erkennbaren zu exponieren.« (Döring/John 2015, 24)

Dabei wird in museale Institutionen die Hoffnung gesetzt, dass sie nicht nur innerhalb ihrer eigenen räumlichen und zeitlichen Begrenzung die Möglichkeit für Veränderungen anstoßen, sondern auch darüber hinaus gesellschaftlich wirksame Effekte mit sich bringen.

In diesem Artikel untersuche ich eben jene hoffnungsvolle Vision des Formats Ausstellung als Ort der Verhandlung von Spannungsfeldern und des Anstoßes für gesellschaftlichen Wandel. Dabei identifiziere ich Ambivalenz als zentrales Element dieser hoffnungsvollen Vision im Humboldt Labor und frage danach, wie Ambivalenz als imaginierte Vorstellung in Planungspraktiken von unterschiedlichen Akteur*innen verhandelt wird. Die Darstellung von Ambivalenz zieht nicht nur repräsentative Effekte für Besucher*innen des Ausstellungsraums nach sich. Bereits in der Planung der Ausstellung formt das Imaginieren von Ambivalenz die Konstellationen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteur*innen und bringt spezifische Formen von Reibung (Tsing 2005) hervor. Angelehnt an Jasanoffs (2015) Konzept der *Sociotechnical Imaginary* verstehe ich Imagination dabei als soziale Praxis des Zukunftsmachens, die nicht nur in abstrakten Vorstellungen über eine Zukunft besteht, sondern grundlegend ist für soziale Ordnungen (Jasanoff/Kim 2009, 122). Ambivalenz wird als konstitutives Prinzip sichtbar, das oftmals bereits in Zusammenhängen von menschlichen und nichtmenschlichen Beziehungen imaginiert wird.

Praktiken des Imaginierens wurden für meine ethnographische Forschung besonders dadurch relevant, da das Humboldt Labor zu Beginn meiner Untersuchung noch kein physischer Ort war, den ich betreten konnte. Ähnlich wie Friedrich von Boses Ethnographie zur Planung des Humboldt Forums, war mein Forschungsfeld gerade dadurch gekennzeichnet, dass es weder einen Ort noch ein fertiges Projekt gab (von Bose 2016, 23), sondern vielmehr ein dynamisches und unabgeschlossenes Feld bildete. Planung ist dabei immer von langfristigen Vorhaben und schnellen Entscheidungen gekennzeichnet, die sowohl von wirtschaftlichen, politischen als auch architektonischen Bedingungen gerahmt werden. Ein Blick auf die alltäglichen Praktiken von Planungsprozessen kann die komplexen Verhältnisse dieser strukturierenden Elemente aufzeigen und sichtbar machen, wie in Praktiken selbst Strukturen hergestellt und (re-)produziert werden (Müller/Lange 2016, 9).

Die Planung der Ausstellung war in drei Teilbereiche gegliedert, die sich auch in der heutigen räumlichen Aufteilung des Labors wiederfinden: dem Archivbereich, dem Objektbereich und der kinetischen Forschungswand. Separat von diesen Bereichen ist ein interaktiver Fischschwarm im Eingangsbereich, der auf einen Vorhang projiziert wird, sowie mehrere Einzelobjekte, die keinem Bereich direkt zugeordnet sind. Raum als Analysekategorie spielt in meiner Forschung eine zentrale Rolle. Dabei arbeite ich mit einem relationalen Raumverständnis, das Raum als gesellschaftlichen Produktionsprozess versteht, welcher sich in einer ständigen Neu-Konfiguration befindet (von Bose u. a. 2012, 11). Ich begegnete dem Humboldt Labor durch Interviews, Pläne, Bilder, Tabellen, Computer Renderings, kollaborative Tools, Beobachtungen von Konzeptionstreffen und erst gegen Ende meiner Forschung durch Besuche der Baustelle und schließlich dem für eine Öffentlichkeit zugänglichen Ausstellungsraum des Humboldt Labors. Ich konzentrierte mich in meiner ethnographischen Forschung vor allem auf die Planung der kinetischen Wand und der Konzeption des Objektbereichs.

Im Folgenden zeige ich auf, wie die Darstellung von Ambivalenz als geteilte Vision meines Feldes in den Blick meiner Analyse geriet. Anschließend beschreibe ich den Objektbereich der Ausstellung und untersuche, wie die Imagination von Ambivalenz dort als Grundlage von Wissensproduktion Ausdruck findet. Dabei arbeite ich heraus, dass das konzeptionisierende Imaginieren einer Ausstellung bestimmte Formen von Übersetzung

(Gal 2015) mit sich bringt. Durch einen Fokus auf Imagination in Form von übersetzenden Praktiken wird auch sichtbar, dass nichtmenschliche Akteure sich unter Umständen der Darstellung von Ambivalenz widersetzen. Gleichzeitig prägen nichtmenschliche Akteure in der Ausstellung, wie beispielsweise Computerprogramme oder Objektkästen, die Möglichkeiten der Imagination von Ambivalenz bereits grundlegend vor. Nicht zuletzt verdeutlicht meine Untersuchung, dass entlang der Darstellung von Ambivalenz die Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlicher Kritik verhandelt werden. Hier wird zwischen einer postmodernen Lesart von Uneindeutigkeit und Gleichzeitigkeit und der Notwendigkeit von eindeutiger Positionierung und politischer Haltung von Wissenschaft changiert.

Abb. 2: Ansicht der Forschungswand im Humboldt Labor und Hängekästen (Pantographenvitrinen) mit Objekten.



Ambivalenz als Ausstellungsprinzip

»Man nennt den Begriff Freiheit und sofort muss man diesem andere Dinge entgegengesetzen. Man nennt den Begriff Sicherheit und sofort stehen dem nicht nur Herausforderungen entgegen, sondern Spannungsverhältnisse, die man nicht auflösen können wird. [...] Es geht darum, dass man keine einfachen Erklärungsmuster anbietet, sondern eigentlich mit diesen Ambivalenzen, Spannungsverhältnissen, und Komplexitäten arbeitet, dass man diese darstellt, abbildet, aber natürlich in einer Form, die das vermitteln lässt und eben auch Wissenschaft erzählt.« (Interview Cordula Hamschmidt vom 28.5.2020)

Ambivalenz verstanden als Spannung ist zentral für Cordula Hamschmidt, die als Koordinatorin des *Knowledge Exchange Lab* für den Bereich Kunst und Kultur am Exzellenzcluster

SCRIPTS an der Freien Universität Berlin arbeitet. Sie ist einer der externen Partner*innen, die an der Planung und Konzeption der kinetischen Forschungswand des Humboldt Labors beteiligt waren. Im gemeinsamen Interview stellt sich der Umgang mit Ambivalenz als zentrales Thema in der Wissenschaftsvermittlung heraus. Für Hamschmidt kann es in der Auseinandersetzung mit Ambivalenz nicht um eine Wertung gehen oder eine Entscheidung für eine Perspektive, vielmehr solle eben jene Wertung ausgesetzt werden, um die Spannungsverhältnisse, die sich in der Forschungsarbeit um das Konzept der liberalen Freiheit aufbauen, auszuhalten.

Überlegungen dazu, wie Ambivalenz Gesellschaft grundlegend konstituiert, finden sich in Zygmunt Baumanns viel zitierten Buch *Ambivalenz und Moderne* (2016). Baumann argumentiert, dass Ambivalenz in der Moderne durch den Versuch, die Welt vollkommen zu klassifizieren und zu ordnen, zu einer Bedrohung wurde (Baumann 2016, 22). Aus diesem Grund versuchte man laut Baumann Ambivalenz kontinuierlich zu eliminieren. Jedoch habe die Arbeit der Klassifizierung immer wieder neue Ambivalenzen hervorgebracht (ebd., 13f.). Baumann formuliert in seinem Buch ein Plädoyer für Ambivalenztoleranz und darauf aufbauend eine hoffnungsvolle Ethik der Postmoderne: Wenn Differenz nicht mehr als Problem verstanden würde, sei das friedliche Koexistieren unterschiedlicher Lebensformen möglich (ebd., 160). Auch der Philosoph Jacques Derrida vermutet in dem Aushalten von Ambivalenz ein Potenzial, das sich aus dem Herausheben aus der Dualität der Gegenüberstellung von positiv und negativ ergibt (Derrida 1999, 350). Gerade durch das Hin- und Herbewegen zwischen unterschiedlichen Polen, zwischen dem Entweder/Oder und dem Aussetzen einer Entscheidung würde in dem Raum dazwischen Neues entstehen (Haller 2011, 361). Ich möchte argumentieren, dass sich auch in den konzeptionellen Überlegungen im Humboldt Labor eine ähnlich hoffnungsvolle Vision von Ambivalenz auffinden lässt. Dies wird auch in der Absicht deutlich, Wissen nicht als etwas Vorgefertigtes zu präsentieren, sondern vielmehr das Prozesshafte und Unabgeschlossene von Wissenschaft zu betonen. So erklärt Andreas Geißler, der als Kurator an der Planung des Humboldt Labors arbeitete:

»Wir versuchen zu zeigen, im Sinne von Backstage der Wissenschaft, wie das [Wissen] halt produziert wird und dass es sich aber auch verändern kann, dass es auch nicht so ist, dass es dann gesetzt ist und es ist immer wahr, dass vielleicht Wahrheit nicht so eine Rolle spielt. Sondern es gibt Annahmen und die stellen sich als richtig heraus, aber auch nur weil man eben bestimmte Fragen gestellt hat.« (Interview Andreas Geißler vom 11.11.2020)

Geißler entwickelt eine konstruktivistische Perspektive auf Wissenschaft, die ich als Intervention in ein positivistisches Wissenschaftsverständnis verstehe. Wissenschaft wird im Zuge dessen als etwas verstanden, das unterschiedliche Wahrheiten produziert, die wiederum in ihren jeweiligen Entstehungskontexten verstanden werden müssen. Mit dieser Vorstellung von der Repräsentation von Wissenschaft ist auch die Vision der Ausstellung als Ort, an dem Konflikte ausgetragen werden, verbunden. So formulierte Friedrich von Bose 2015 in Bezug auf das Humboldt Labor in Berlin Dahlem³: »One of the lab's fundamental principles should be to create a place where (these) conflicts are not only played out, but also turned into a productive force.« (von Bose u. a. 2015, 47)

Ausstellungsorte werden als agonistische Kontaktzonen (Sternfeld 2012; Mouffe 2015) imaginiert. An ihnen sollen sich unterschiedliche Positionen auf eine Art begegnen, welche das Anerkennen der jeweils anderen Position ermöglicht, um so bestehende Macht-

verhältnisse verändern zu können (Mouffe 2015, 31). Ambivalenz von wissenschaftlichem Wissen wird hier also nicht nur als das friedliche Koexistieren unterschiedlicher Wissensformen verstanden, sondern als konflikthafte Feld in dessen Begegnungen ein Potenzial für Veränderung vermutet wird.

In diesen Ausschnitten wird deutlich, dass unterschiedliche Akteur*innen des Humboldt Labors die hoffnungsvolle Vision formulieren, widersprüchliches und komplexes Wissen auszustellen, in welchem keine eindeutigen Antworten vorgegeben werden, sondern vielmehr Spannungsverhältnisse repräsentiert und konflikthafte Positionen in einen Austausch miteinander gebracht werden sollen. Um der Frage nachzugehen, wie sich diese Vision von Ambivalenz in der konkreten Gestaltung der Ausstellung wiederfindet, gehe ich ihr im Folgenden in einzelnen Ausstellungselementen und deren Planung nach.

Das Labor als ambivalente (Erkenntnis)Bewegung

Das Humboldt Labor versteht sich als Museumslabor und nicht als Museum im klassischen Sinne. Die Abgrenzung zwischen Museumslabor und Museum ist zwar keine eindeutige, jedoch wird im musealen Feld der Laborbegriff genutzt, um auf prozessoffene und künstlerisch forschende Ausstellungsformate zu verweisen (von Bose 2017, 348). Dabei soll oftmals die Herstellung und Repräsentation von Wissen als räumlich und zeitlich eng miteinander verknüpfte Gegenstände sichtbar gemacht werden und der Prozess der Wissensproduktion selbst in den Fokus gerückt werden (te Heesen/Vöhringer 2014, 16). So steht in einer Broschüre des Humboldt Labors von 2017:

»Hier soll nicht nur Wissen präsentiert und Erzählungen angeboten werden, sondern auch Wissen in der Interaktion zwischen Akteur*innen, Objekten und Architektur aktiv generiert werden. Der wissenschaftliche Erkenntnisprozess, das Experiment steht im Mittelpunkt.« (Humboldt Labor 2017, 10)

Die Verwobenheit von der hoffnungsvollen Vision von Ambivalenz und dem explorativen Format des Museumslabors lässt sich auch räumlich im Humboldt Labor erfassen: Die Objekte des Objektbereichs (Grid) im Humboldt Labor sind beweglich. Sie hängen an einem Gitter, das unter der Decke befestigt ist, und können von dort per Fernbedienung auf und ab bewegt werden. Es können zum Beispiel einige Objekte auf Kopfhöhe der Besucher*innen hängen, während andere über ihnen schweben. Die Objektvitrinen sind so gestaltet, dass Objekte ausgetauscht werden können. Eine Reihenfolge, in der sich die Besucher*innen den Objekten nähern, ist nicht festgelegt. Es gibt auch keine vorgeschriebenen Wege, auf denen die Menschen durch die Ausstellung laufen. Sie sollen ihren eigenen Weg durch die Ausstellung finden und so unterschiedliche relationale Verbindungen herstellen. Die Objekte stehen also weder still, noch erscheinen sie in einem vorgefertigten Zusammenhang. Vielmehr soll die Ungeplantheit des Weges und die Verschiebbarkeit der Objekte das Erforschen von unerwarteten Bedeutungszusammenhängen ermöglichen.⁴

Um die Objekte herum sind Objekttexte angeordnet, welche das Objekt aus verschiedenen Perspektiven beleuchten. Wenn Besucher*innen sich durch die Ausstellung bewegen, betrachten sie die Objekte auch physisch von unterschiedlichen Seiten. Sharon Macdonald und Paul Basu beschreiben, dass Museumslabore meist eine gewisse Ergebnisoffenheit anstreben und dabei riskante Erkenntnisprozesse anstoßen: »A risky process of assembling people and things with the intention of producing difference that makes a

difference« (Macdonald/Basu 2007, 17). Auch im Objektbereich des Humboldt Labors ist letztendlich nicht vollends kontrollierbar, welche Relationen die Besucher*innen ziehen und wie und ob Objekte zueinander sprechen.

Die Beweglichkeit möchte ungewohnte Arten des Sehens und Verstehens evozieren und so eine »Intervention in etablierte Wahrnehmungsstrukturen [sein], wie sie die Institution Museum und das Format Ausstellung selbst ganz grundlegend geprägt haben« (von Bose 2017, 357). Simon Godart, Postdoctoral Researcher im Cluster *Temporal Communities* an der Freien Universität Berlin, reflektiert in einem Interview über die Absichten seines Clusters bei der Herstellung eines Audioguides, der den Objektbereich begleitet:

»Das war am Anfang auch so ein bisschen unser Gedanke mit unserem Vorgehen, da vielleicht so ein leises Irritationsmoment herzustellen, dass diese Verbindung von Text und Objekt vielleicht nicht immer so augenfällig ist und, dass die Herleitung davon dann vielleicht was aufschließt, was in beidem, also in Text und im Objekt, irgendwie verborgen sein könnte.« (Interview Simon Godart vom 8.5.2020)

Godart beschreibt, dass Bedeutung nicht einfach nur durch den Text oder lediglich durch das Objekt generiert werden soll, sondern in einem Bereich des Dazwischens. Die Deutungsmacht darüber, wie die Besucher*innen den Zusammenhang von Text und Objekt interpretieren, wird teilweise abgegeben, indem die Autor*innen keine eindeutige Verbindung schaffen.

Objekte, Architekturen und Besucher*innen sollen aktiv und reflektiert in einen gemeinsamen Aushandlungsprozess darüber treten, welche Bedeutung die Objekte haben. Dabei wird davon ausgegangen, dass es keine eindeutigen relationalen Zusammenhänge gibt, in welchen die Objekte verortet sind. Durch das Aufgeben der Grenzen von Objekt und Text soll eine binäre Struktur grundsätzlich hinterfragbar werden, indem eine Offenheit für unerwartete Relationen und Bedeutungszusammenhänge erprobt wird. Ambivalenz wird hier also an unterschiedlichen Momenten als Erkenntnisbewegung sichtbar, welche sowohl in Architekturen als auch in begleitenden Elementen, wie dem Audioguide, eingeschrieben ist.

Im Folgenden gehe ich Ambivalenz in Momenten der Planung nach und zeige auf, wie im Kontext von unterschiedlichen Übersetzungsmomenten Ambivalenz in Reibung gerät und somit geformt wird.

Ambivalenz übersetzen: Momente der Reibung



Im Dezember 2020 besuchte ich zum ersten Mal die Baustelle des Humboldt Labors. Es war kurz vor der virtuellen Eröffnung des Humboldt Forums und das Gebäude wirkte noch immer sehr unfertig. Auch im Humboldt Labor waren längst nicht alle der Objektkästen mit Objekten bestückt. Mir fielen besonders zwei Kästen ins Auge, in denen Computer ausgestellt waren. Sie hingen nicht wie die anderen Kästen von der Decke, sondern standen auf dem Boden. Andreas Geißler erklärte mir, dass sie sich nicht bewegen ließen. Die Objekte seien etwas zu schwer für die beweglichen Arme.

Abb. 3: Konvolut historischer Computer aus der Sammlung des CASE Computer Museums der HU in Objektkästen

Diese Objektvitrinen, die für mich etwas merkwürdig auf dem Boden standen, machten mich auf etwas aufmerksam: In dem Moment, in dem die Computer in die beweglichen Objektkästen eingefügt werden, bewegen sie sich auch in einer neuen, spezifischen Konstellation mit ihrer materiellen Umwelt. So schreibt der Medienwissenschaftler John Shiga: »Thus the transfer of a technology is not simply an undisturbed movement from one setting to another, but rather a process involving resistance by and transformation of the entities that move and of the host entities that receive.« (Shiga 2007, 28) Die Tragkraft der Arme ist nicht kompatibel mit dem Gewicht der Computer, was in dem Moment deutlich wird, indem die Computer aus dem Archiv in den Objektkasten transportiert werden. Während die Kurator*innen wollen, dass sich Objekte beliebig bewegen lassen, um so in endlosen Konstellationen repräsentiert zu werden, wehren sich diese gegen die Erwartung, beweglich zu sein.

Auch den Entzug und den stillen Widerstand möchte ich als Bewegung verstehen. Gerade der Stillstand auf dem Boden macht das Prinzip der Bewegung als solches sichtbar. Schweben und Nicht-Schweben werden in ihrer Relation zu erkenntnisproduzierenden Ausstellungspraktiken, die auf das komplexe Verhältnis von Imaginationen und Architekturen hinweisen.

Die Bestrebungen, Ambivalenzen darzustellen, sind in relationale Zusammenhänge zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteur*innen eingebettet, welche die Darstellung der Ambivalenz im Labor mitformen. In diesen Zusammenhängen gibt es unterschiedliche Momente von Reibung, einem Begriff, in dem das Konflikthafte bereits mitschwingt. So schreibt Anna Tsing: »Through the friction of such processes (collaborations) global conservation projects like other forms of travelling knowledge gain their shape.« (Tsing 2005, 13) Ausstellungsplanungen sind geprägt von Momenten, in welchen Objekte, aber auch abstrakte Ideen, von Computerprogrammen, Notizen, Archiven oder anderen Orten in wiederum andere Programme, Notizhefte oder in den Ausstellungsraum transportiert werden. Diese Übertragungen möchte ich als Übersetzungen konzeptualisieren, innerhalb derer Wissen (Foucault 1988) von einer Form in eine andere Form gebracht wird. Dabei wird dieses Wissen jedoch immer auch ein Stück weit verändert und neue Formen von Wissen werden mit hervorgebracht (Gal 2015, 236).

Diese Veränderung von Wissen wurde mir besonders in Bezug auf die Planung der über dreißig Meter langen kinetischen Forschungswand des Humboldt Labors deutlich. Die Wand besteht aus Rollos, die sich auf- und einfahren lassen. Auf sie wird ein Film projiziert, der aus so genannten Szenen besteht, die jeweils zusammenhängende Sinnabschnitte darstellen. Darauf erzählen ausgewählte Wissenschaftler*innen in kurzen Beiträgen von zwei bis drei Minuten über ihre Forschungsthemen. Es laufen mehrere Filme parallel ab. Neben diesen Statements finden sich unterschiedliche Bilder, Social Media Posts und

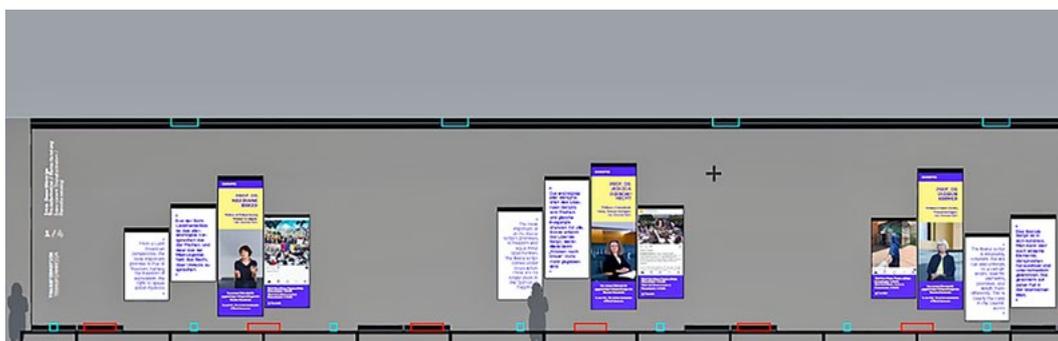


Abb. 4: Ausschnitt aus dem Storyboard der Planung der kinetischen Wand, 11.11.2020

kurze Texte auf der Wand. Diese dienen teilweise als Illustration für einzelne Beiträge, können aber auch kontrastierende Perspektiven oder übergeordnete Verbindungslinien eröffnen. Abbildung 4 zeigt einen Ausschnitt aus dem Storyboard der Wand vom November 2020. In dem Ausschnitt geht es inhaltlich um Regionalperspektiven zu Freiheits- und Gleichheitsthemen.

Wenn man näher an den Beitrag von der Politikwissenschaftlerin Marianna Braig heran zoomt, sieht man, dass neben ihrer Aussage ein Instagram Post steht. (siehe Abb. 5)

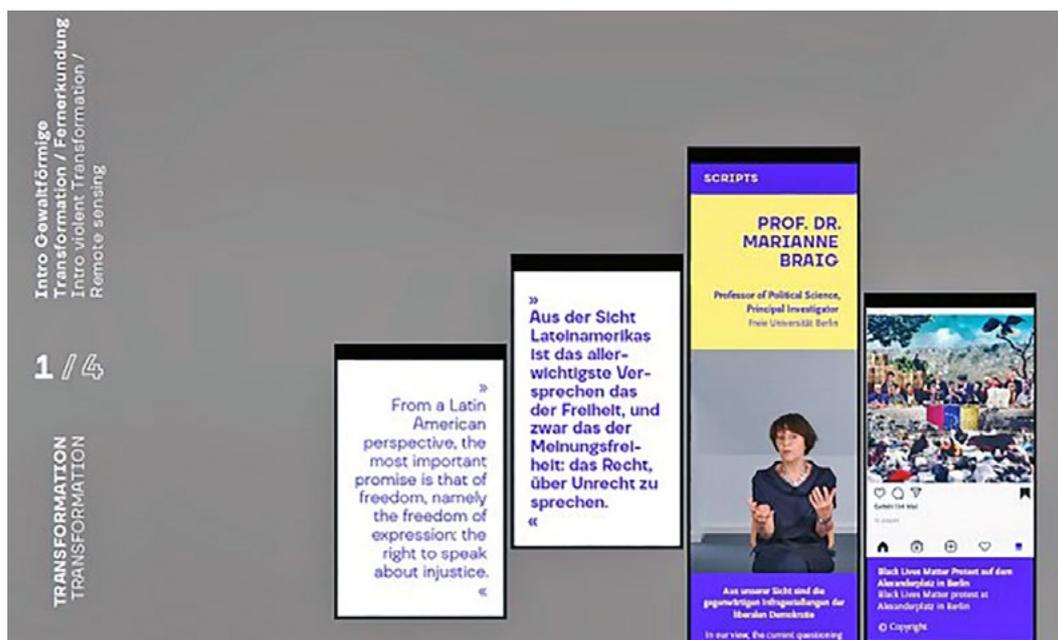


Abb. 5: Fokus auf einen Teil des Ausschnitts aus dem Storyboard der Planung der kinetischen Wand, 11.11.2020.

Andreas Geißler erzählt in einem Interview, dass die Posts in dieser Szene Vielstimmigkeit aus den jeweiligen Regionen abbilden sollen und somit nicht nur eine Illustration der Aussage der Wissenschaftler*in sind, sondern kontroverse Perspektiven eröffnen sollen (Interview Andreas Geißler vom 11.11.2020). Hier werden die Verbindungen von unterschiedlichen lokalen Problematiken durch das Nebeneinanderstellen der Wissenschaftler*innen gezeigt. Gleichzeitig werden diese nicht als einzig wahres Erklärungsmodell vermittelt, sondern in den Kontext von anderen Positionen gestellt. Auch hier wird Ambivalenz durch das Aufzeigen von Spannungsfeldern und der Uneindeutigkeit von Wissenschaft deutlich. Technisch wird dies durch das Nebeneinanderstellen und Überblenden von Inhalten auf der Forschungswand ermöglicht. Während der Planung der Wand durchlief diese unterschiedliche Computerprogramme. So begegnete sie mir bei einem Planungstreffen als Excel Tabelle, während sie anschließend in ein komplexes Storyboard übersetzt werden sollte. Während in der Excel Tabelle Inhalte leicht austauschbar und verschiebbar waren, sind die Inhalte im Storyboard bereits gefestigter und können nur noch durch die Arbeit der an der Wand beteiligten Gestalter*innen ausgetauscht werden. Johannes Timpernagel, der als Gestalter des externen Unternehmens *schnellebuntembilder* an der Konzeption der Wand arbeitete, erklärt in einem Interview, wie die Inhalte auf der Wand konzipiert sind:

»Also im Großen und Ganzen muss man es schon erstmal denken als eine lineare Erzählung, in dem Fall jetzt schon relativ stark unterteilt, dass man immer so sinnvolle kleinere Einheiten hat von so drei, vier Minuten Häppchen, die in sich funktionieren, die auch in einer sinnvollen Abfolge sind [...] Man kann schon auch noch sagen, es ist auch an und für sich möglich, natürlich später da Inhalte auszutauschen oder einzufügen, wegzunehmen. Es gibt da allerdings kein Content Management System wie bei einer Webseite, wo man dann einfach sagt, ok, die Kuratoren beispielsweise könnten selbstständig einfach Inhalte austauschen, weil dafür das System natürlich dann zu komplex und zu kompliziert ist. Aber an und für sich ist es schon auch zumindest angedacht, dass man später Dinge dort auch noch ändern könnte, beispielsweise um eine Aktualisierung vorzunehmen.« (Interview Johannes Timpernagel vom 18.5.2020)

Wenn die Wand in komplexere technische Systeme übersetzt wird, ist auch das Verschieben von Inhalten schwieriger. Der komplexe Aufbau der Wand ermöglicht zwar das Nebeneinanderstellen von Perspektiven, sie verunmöglicht jedoch spontane und immer wieder neu entstehende Verbindungen, wie sie im Objektbereich angedacht wird. Vielmehr zeichnet sich die Wand durch eine exakte Planung von relationalen Zusammenhängen aus. Während also im Objektbereich Linearität vermieden wird, ist auf der kinetischen Wand Linearität besonders aufgrund der technischen Umwelt, in der sie operiert, notwendig. Das System, mit dem die Wand programmiert ist, taucht somit als Akteur*in in dieser Konstellation auf, der maßgeblich bestimmt, wie Ambivalenz dargestellt werden kann. Es wird deutlich, dass technische Objekte in kollektive Imagination verstrickt sind. Sie formen also grundlegend mit, wie Ambivalenz imaginiert werden kann (Jasanoff 2015, 2). Ambivalenz wird auf der kinetischen Wand vor allem durch Gleichzeitigkeit unterschiedlicher, kontrastierender Positionen verdeutlicht. Zufälligkeit und spontane Verbindungen sind aufgrund des Aufbaus der Wand jedoch nicht möglich. Hier wird durch die Technologie eine spezifische Linearität vorgegeben, die in Konflikt mit der Unvorhersehbarkeit und Flexibilität steht, welche die Darstellung von Ambivalenz in anderen Bereichen des Labors kennzeichnen.

Ambivalenz und Kritik

Meine Auseinandersetzung mit Ambivalenz im Humboldt Labor ist auch zeitlich spezifisch situiert. Als ich im Frühjahr 2020 die Interviews für meine Forschung führe, beginnen die ersten Corona-Demonstrationen von Menschen, die die Gefahr des Virus für ihre Körper und die von anderen negieren. Auf den Straßen bildet sich eine Querfront, ein Zusammenschluss von Menschen mit unterschiedlichen politischen Positionierungen, unter ihnen Rechtsextreme und Verschwörungstheoretiker*innen. Meine Forschung im Humboldt Labor war auch von der drängenden Frage begleitet, wie Kritik und Umgang mit Krise in diesen Zeiten aussehen und wie jene mit Ambivalenz umgehen kann. Der Sozialanthropologe Didier Fassin diskutiert in seinem Artikel »The endurance of critique« (2017) die Risiken einer konstruktivistischen Kritik der Sozialwissenschaften in Zeiten von Krisen. Eine genealogische Kritik, wie sie Michel Foucault (1992) vorschlägt, sei nicht an Fakten interessiert. Sie entwickelte vielmehr eine kritische Haltung positivistischer Wissenschaft gegenüber und stelle eine kritische Analyse von komplexen Konsequenzen unterschiedlicher Wahrheiten bereit (Fassin 2017, 17). Eine ähnliche Haltung lässt sich auch in

der von mir beschriebenen hoffnungsvollen Vision von Ambivalenz im Humboldt Labor wiederfinden, durch welche epistemische Grenzen und die Bedingungen von Macht- und Wahrheitsdiskursen ergründet werden. Die Abwendung von Fakten, durch sozialwissenschaftliche Kritik, schreibt Fassin, wurde jedoch auch von Verschwörungstheoretiker*innen und Klimawandelleugner*innen genutzt, die in der wissenschaftlichen Bestätigung der Dekonstruktion positivistischer Lesarten ihre eigenen Ideen bestätigt finden (ebd., 6).

Die aktuellen gesellschaftlichen, politischen und ökologischen Krisen sind auch im Humboldt-Labor zentrale Dreh- und Angelpunkte der Auseinandersetzung. Wissenschaftler*innen des Forschungsinstituts IRI THESys⁵ sind auf der kinetischen Wand mit Beiträgen zur Klimakrise vertreten. Der Europäische Ethnologe Jörg Niewöhner appelliert in seinen Szenen auf der kinetischen Forschungswand an die Verantwortung der Besuchenden für den Klimawandel. Auch Niewöhner beschreibt die Gleichzeitigkeit und Ambivalenzen unterschiedlicher Bedeutungszusammenhänge. So geht er in einem Videoausschnitt auf der kinetischen Forschungswand auf die sogenannten Hockey-Stick-Grafiken ein. Er erzählt, dass diese Grafiken die Verbesserung des Lebensstandards und wirtschaftliche Entwicklung verdeutlichen. Gleichzeitig würden sie jedoch auch die Verschärfung der ökologischen Krisen zeigen. Niewöhner leitet aus diesen wissenschaftlichen Erkenntnissen die Notwendigkeit zu verantwortungsvollem Handeln und Reflexivität von Wissenschaft und Zivilgesellschaft ab. Bedeutungsproduktion und -rezeption werden hier als miteinander verknüpft dargestellt und als verflochtene Prozesse aktiv von der Ausstellung selbst reflektiert.

Auch der Beitrag der Islamwissenschaftlerin Prof. Dr. Shirin Amir-Moazami macht die Gleichzeitigkeit von Ambivalenz und kritischer Haltung deutlich. In ihrem Beitrag auf der Wand geht sie den Zusammenhängen von Liberalismus und Rassismus nach und fragt,

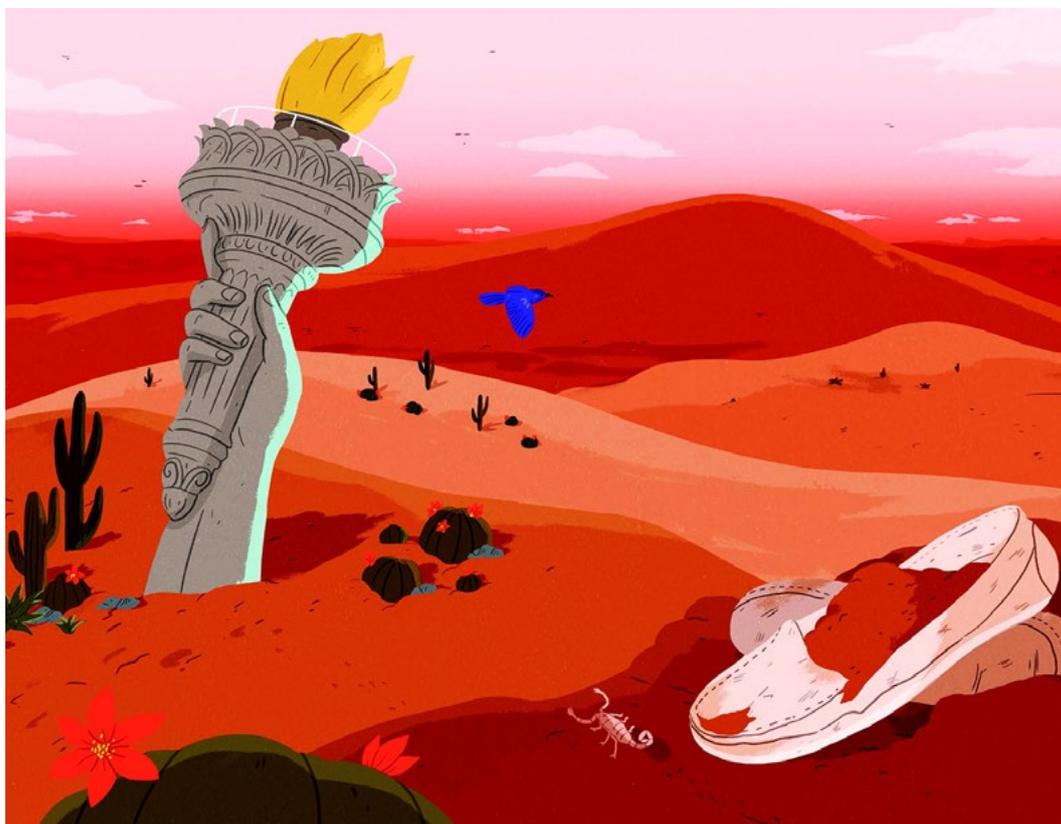


Abb. 6: Illustration am Objektkasten mit den Frauenschuhen

inwiefern Rassismus bereits grundlegend in liberalem Denken verankert ist. Sie benennt Rassismus als ein gesamtgesellschaftliches Problem der Gegenwart, das in bürokratische und institutionelle Logiken eingeschrieben ist. Dabei appelliert Amir-Moazami an die Reflexion und eine Bewusstmachung der Besuchenden für ihr eigenes Eingeschrieben-Sein in rassistische Logiken.

Hier wird deutlich, dass die Vision, Ambivalenzen auszuhalten, nicht das Benennen von Verantwortlichkeiten ausschließt. So begegnete mir im Bereich der Objektkästen ein Objekt, um das eine abwägende Haltung der Ambivalenz gänzlich ausgesetzt scheint. In dem Kasten befindet sich ein paar Schuhe einer mexikanischen Marke, die in der Sonora-Wüste in den USA gefunden und einer geflüchteten Frau zugeordnet wurden. Auf einer Illustration neben dem Objekt ist eine Wüste zu sehen. Neben der amerikanischen Freiheitsstatue, die im Sand verschüttet wurde, erkennen wir das Paar Schuhe. Von der Statue ist nur noch der ausgestreckte rechte Arm mit einer brennenden Fackel sichtbar.

Hier ist keine fragende Haltung, keine spannungsgeladene Ambivalenz sichtbar. Vielmehr wird das US-Amerikanische Einwanderungssystem angeklagt. In der Ausstellung werden zwar unterschiedliche Bezüge zu dem Objekt der Schuhe eröffnet, sie vereint jedoch eine eindeutige politische Haltung gegenüber Grenz- und Einwanderungspolitiken. Didier Fassin stellt in seiner Untersuchung von sozialwissenschaftlicher Kritik die Frage, wie eine genealogische Kritik, welche unterschiedliche Wahrheiten sichtbar macht, mit der Kritik der kritischen Theorie, welche versteckte ideologische Rahmen aufdecken will, vereinbar ist (Fassin 2017). Dabei stellt Fassin ethnographische Kritik als Möglichkeit vor, diese unterschiedlichen Arten der Kritik miteinander zu verbinden. Gerade dadurch, dass sich Ethnograph*innen zwischen Verantwortungen gegenüber empirischen Feldern und theoretischen Feldern hin- und herbewegen würden, ermögliche Ethnographie unterschiedliche Zugänge zu Kritik, welche sich einer politischen Positionierung nicht entziehen müssen (ebd. 6f.). Im Humboldt Labor lässt sich auch eine Gleichzeitigkeit beobachten zwischen dem Aspirieren von Ambivalenz und Uneindeutigkeit und klaren politischen Haltungen, die sich dieser Ambivalenz ein Stück weit entziehen. Hier werden unterschiedliche Arten von Kritik sichtbar, welche gleichzeitig bestehen; eine Kritik, welche unterschiedliche Perspektiven sichtbar macht und das Aushalten von Ambivalenz als Möglichkeitsraum imaginiert und eine Kritik, welche eindeutige Urteile fällt und klare Verantwortlichkeiten definiert.

Konklusion: Ambivalenz als Ausstellungsprinzip – Eine hoffnungsvolle Vision?

Die hoffnungsvolle Vision von Ambivalenz wird durch unterschiedliche Praktiken in der Planung als Erkenntnisbewegung sichtbar. Ich habe das Bestreben einzelner Kurator*innen und Wissenschaftler*innen im Humboldt Labor gezeigt, Wissenschaft als andauernden Prozess darzustellen, der von Konfliktfeldern durchzogen ist und nicht notwendigerweise eindeutige Wahrheiten hervorbringt. Diese Vision ist eng verbunden mit der Konzeption des Museums als Labor, in welchem Raum für Experimentelles und Zufälliges geschaffen wird. Um die Ambivalenzen, die Wissenschaft durchziehen, darzustellen, soll ein Raum hergestellt werden, in welchem Objekte in Bewegung sind und befragbar sein können, um so in sich ständig verändernden Konstellationen und somit auch Bedeutungszusammenhängen zu erscheinen. Diese Imagination wird durch individuelle Visionen geprägt, muss aber auch als Teil von relationalen Zusammenhängen von menschlichen und

nichtmenschlichen Akteur*innen verstanden werden (Jasanoff 2015, 326). Ein Blick auf die Übersetzungen, die dabei stattfinden, ermöglicht es Reibungsmomente in den Blick zu nehmen. Dabei verursachen nichtmenschliche Akteure Widerstände, indem sie sich zum Beispiel aufgrund ihres Gewichts nicht verschieben lassen. Wie auch John Shiga beschreibt: »Nonhumans are not easily persuaded into relations with each other or with human beings«. (Shiga 2007, 47) Sie wehren sich in beliebigen Konstellationen aufzutauchen und widersetzen sich somit der Darstellung von Ambivalenz.

Anhand meiner Analyse der Planungen der kinetischen Wand konnte ich aber auch zeigen, dass nichtmenschliche Akteure sich nicht nur der Darstellung von Ambivalenz widersetzen, sondern selbst verstrickt sind in kollektive Visionen (Jasanoff 2015, 11). Technologien und die Infrastrukturen, die sie bereitstellen, beeinflussen grundlegend, wie Ambivalenz dargestellt werden kann. An der kinetischen Wand wird Ambivalenz durch das In-Relation-Stellen von Inhalten dargestellt. Die Inhalte kommentieren, widersprechen und ergänzen sich gegenseitig. Dabei können die Technologien erfordern, Inhalte festzusetzen oder lineare Erzählungen zu formen, und somit andere Relationen und Zufälligkeiten auszuschließen. Nichtmenschliche Akteure formen somit die Imagination der Darstellung von Ambivalenz grundlegend mit.

Zuletzt bin ich der Frage nachgegangen, in welchem Verhältnis Ambivalenz, Kritik und politische Haltung zueinanderstehen. So wurde deutlich, dass im Humboldt Labor unterschiedliche Perspektiven auf wissenschaftliche Kritik verhandelt werden. Die hoffnungsvolle Vision von Ambivalenz, welche in dem Aushalten von scheinbar Unvereinbarem liegt, steht neben der Vision, eindeutige politische Haltungen zu formulieren.

Meine Gedanken gehen noch einmal zu meinem, diesen Beitrag einleitenden Beispiel zurück, der Collage, auf der das Berliner Schloss neben dem Palast der Republik mit Zweifel überschrieben ist. Auch bei mir bleibt ein Zweifel: Während das Humboldt Forum in das wiederaufgebaute Berliner Schloss eingezogen ist, werden beispielsweise Replika der Lampen des Palasts der Republik im Museumsshop des Humboldt Forums verkauft. Der Palast der Republik steht nur in der Grafik neben dem Humboldt Forum und auch das Fragezeichen schwebt nicht über dem tatsächlichen Humboldt Forum. Das Humboldt Forum und sein Gebäude bilden eine materielle Realität, durch welche eine problematische erinnerungspolitische Marke in der Mitte Berlin gesetzt wird. Auch das Humboldt Labor kann sich nicht aus seiner konflikthaften Gleichzeitigkeit lösen: Es ist ein Ort kritischer Wissenspraxis und gleichzeitig in die politischen Debatten des Ortes verwickelt. Welches Potenzial, aber auch welche Begrenzungen, im Aushalten dieser Gleichzeitigkeit begründet liegen, bleibt weiterhin zu befragen.

RONDA RAMM ist Europäische Ethnologin und interessiert sich für die Erforschung kollektiver Erinnerung im Kontext von Gedenkstätten und Museen. Nach ihrem Masterstudium arbeitete Sie wissenschaftlich zur Geschichte sozialer Bewegungen im Rahmen der Psychiatriereformen der 1970er und 80er Jahre in der BRD. Momentan absolviert sie ein wissenschaftliches Volontariat am Bezirksmuseum Charlottenburg-Wilmersdorf in der Villa Oppenheim. Kontakt: ronda.ramm@gmail.com

Endnoten

- 1 <https://www.humboldt-labor.de/de/ausstellung>, aufgerufen am 29.1.2024.
- 2 <https://www.humboldt-labor.de/de/labor>, aufgerufen am 29.1.2024.
- 3 Das Humboldt Lab Dahlem (2012 – 2015) war ein Experimentierort zur Ausstellungsplanung für das Humboldt Forum des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst, die dann im Rahmen der Eröffnung des Humboldt Forums von Dahlem nach Berlin-Mitte umzogen.
- 4 siehe Beitrag Tabea Rossol: »Verbindungen machen und zeigen – Relationales Ausstellen im Grid« in diesem Band.
- 5 Integrative Research Institute on Transformations of Human-Environment Systems.

Literatur

- Baumann, Zygmunt (2015): *Moderne und Ambivalenz*. Hamburg.
- von Bose u. a. (2012): *Museum X. Zur Neuvermessung eines mehrdimensionalen Raumes*. Berlin.
- Ders. (2013): *The Making of Berlin's Humboldt-Forum: Negotiating History and the Cultural Politics of Place*. In: *darkmatter. in the ruins of imperial culture*, 80/2013. <https://web.archive.org/web/20210127030239/http://www.darkmatter101.org/site/2013/11/18/the-making-of-berlin%E2%80%99s-humboldt-forum-negotiating-history-and-the-cultural-politics-of-place/>, aufgerufen am 29.1.2024.
- Ders. u. a. (2015): *Productive Energy through Differences. The Laboratory Principle as a Space for Opportunities*. In: *Humboldt Lab Dahlem* (Hg.): *Prinzip Labor. Museumsexperimente im Humboldt Lab Dahlem*. Berlin, 44 – 52.
- Ders. (2016): *Das Humboldt-Forum. Eine Ethnographie seiner Planung*. Berlin.
- Ders. (2017): *Labor im Museum – Museum als Labor? Zur Ausstellung als sinnlich-ästhetischem Format*. In: Karl Braun u. a. (Hg.): *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt*. Würzburg, 437 – 357.
- Chakkalakal, Silvy (2022): *Figuration als Poesis. Macht, Different und Ungleichheit in der figuralen Kulturanalyse*. In: Peter Hinrichs u. a. (Hg.): *Theoretische Reflexionen – Perspektiven der Europäischen Ethnologie*. Berlin, 135 – 152.
- Derrida, Jacques (1999): *Signatur Ereignis Kontext*. In: Peter Engelmann (Hg.): *Rundgänge der Philosophie*. Wien, 325 – 351.
- Döring, Daniela/John Jennifer (2015): *Museale Re-Visionen: Ansätze eines Reflexiven Museums*. In: *Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur* 58, 5 – 24.
- Fassin, Didier (2017): *The endurance of critique*. In: *Anthropological Theory* 17/1, 4 – 29.
- Foucault, Michel (1988): *Power Knowledge*. Chicago.
- Ders. (1992): *Was ist Kritik?* Berlin.
- Ders. (2004): *Text/Contexts: Of other Spaces*. In: Donald Preziosi /Claire Farago (Hg.): *Grasping the World. The Idea of the Museum*. Aldershot u. a., 371 – 379.
- Gal, Susan (2015): *Politics of Translation*. In: *Annual Review of Anthropology* 44/1, 225 – 240.
- Haller, Miriam (2011): *Dekonstruktion der »Ambivalenz«*. Poststrukturalistische Neueinschreibungen des Konzepts der Ambivalenz aus bildungstheoretischer Perspektive. In: *Forum der Psychoanalyse* 27, 359 – 371.
- te Heesen, Anke/Margarete Vöhringer (Hg.) (2014): *Wissenschaft im Museum – Ausstellung im Land Berlin*.
- Humboldt Labor (2017): *Das Humboldt Labor. Wissenschaften in Bewegung. Überlegungen und Ansätze*. Berlin.
- Jasanoff, Sheila/Sang Hyun Kim (2009): *Containing the Atom: Sociotechnical Imaginaries and Nuclear Power in the United States and South Korea*. In: *Minerva* 47, 119 – 146.
- Jasanoff, Sheila (2015): *Future Imperfect. Science, Technology, and the Imagination of Modernity*. In: Sheila Jasanoff/Sang-Hyun Kim (Hrsg.): *Dreamscapes of Modernity. Sociotechnical Imaginaries and the Fabrication of Power*. Chicago/London, 1 – 33.
- Macdonald, Sharon/Paul Basu (2007): *Exhibition Experiments*. Oxford.
- Mouffe, Chantal (2015): *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*. Berlin.
- Müller, Jonas/Lange Jan (2006): *Wie plant die Planung? Zur Einführung*. In: *Berliner Blätter* 72, 9 – 24.

- Shiga, John (2007): Translations: Artifacts from an Actor-Network Perspective. In: *Artifact* 1/1, 40 – 55.
- Sternfeld, Nora (2012): Kontaktzonen der Geschichtsvermittlung. Transnationales Lernen über den Holocaust in der postnazistischen Migrationsgesellschaft, Dissertationsschrift, http://abschlussarbeiten.akbild.ac.at/files/dissertation_norasternfeld_09032012113703.pdf, aufgerufen am 20.12.2022.
- Tsing, Anna (2005): *Friction. An Ethnography of Global Connection*. Princeton.

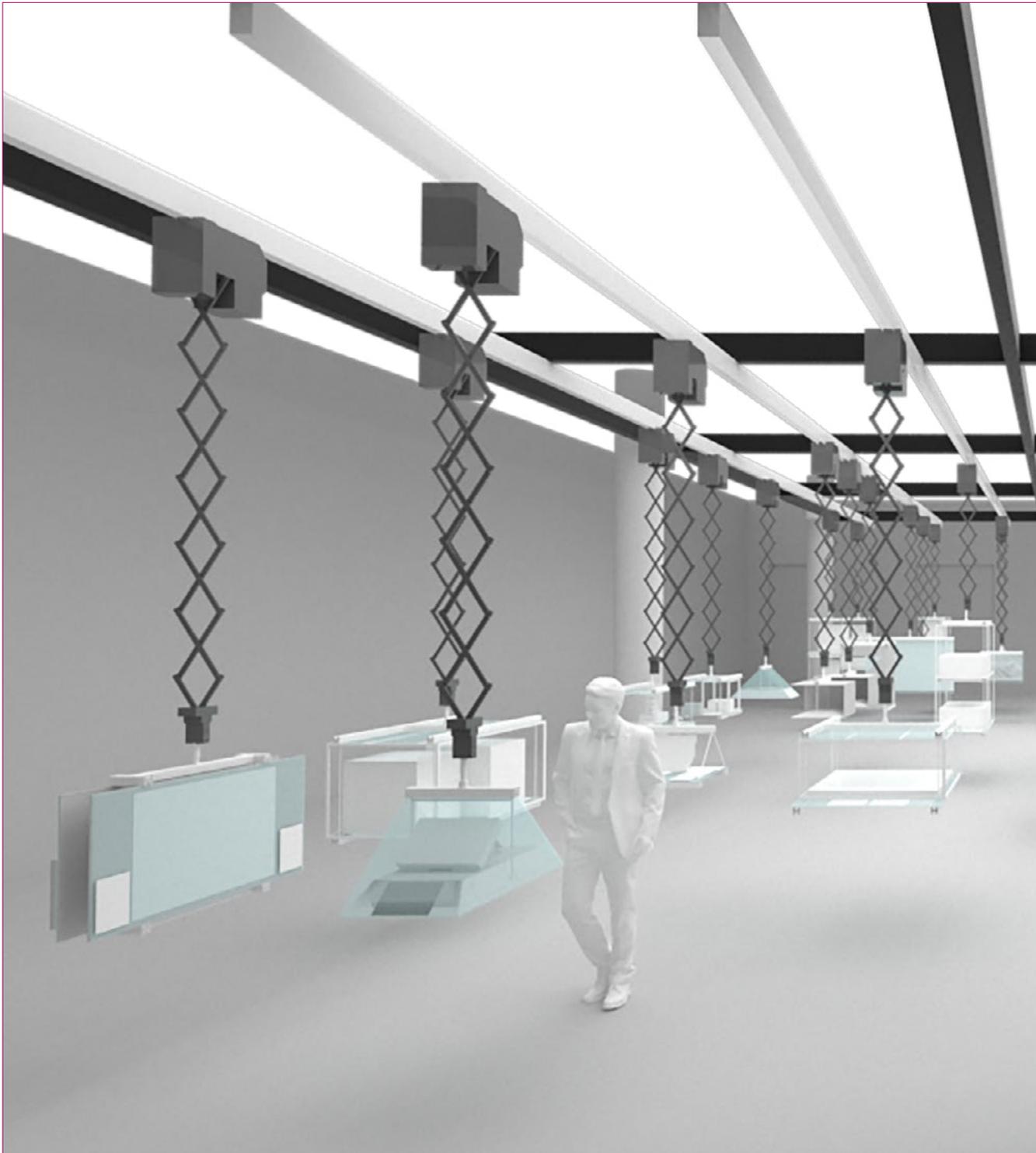
Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Collage: © 2020, Humboldt-Universität zu Berlin unter Verwendung von Motiven von concoon und Wolfgang Pehlemann.
- Abb. 2 Digitalfotografie: © Philipp Plum, 2021, Humboldt-Universität zu Berlin / schnellebuntebilder Studio für Mediale Szenografie und Animation / Inside Outside | Petra Blaisse.
- Abb. 3 Digitalfotografie: © Ronda Ramm, 2020, Humboldt-Universität zu Berlin / Wolfgang Karl Härdle, C.A.S.E. Computermuseum.
- Abb. 4 Screenshot: © Ronda Ramm, 2020, schnellebuntebilder Studio für Mediale Szenografie und Animation, Huber-Pohle-Timpemagel GbR.
- Abb. 5 Screenshot: © Ronda Ramm, 2020, schnellebuntebilder Studio für Mediale Szenografie und Animation, Huber-Pohle-Timpemagel GbR.
- Abb. 6 Illustration: © Laura Breiling, 2020, Humboldt-Universität zu Berlin.

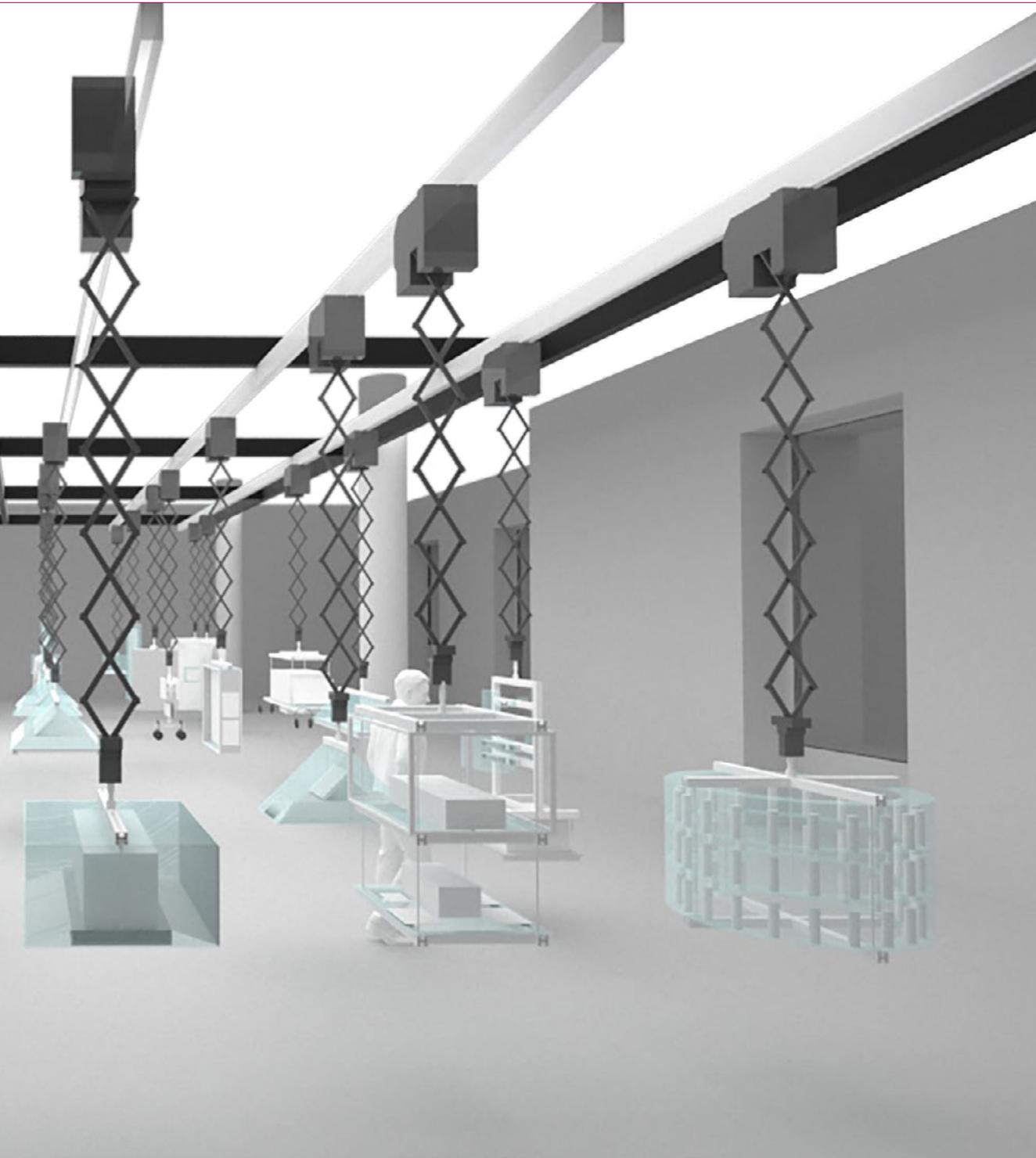


Copyright: © 2025 The Author(s)

ADAPTER Planung



Grafik: © Inside Outside, Petra Blaisse.





Vermittlerische Intervention in pandemischen Zeiten – Eine ethnographische Erzählung vom *Lebenden Archiv*

Alina Januscheck

ABSTRACT: Der Beitrag widmet sich dem Planungsprozess des Vermittlungsworkshops *Lebendes Archivs* mit Schüler*innen im Rahmen des Humboldt Labors. Dieser beschäftigt sich mit den Kriegsgefangenenaufnahmen des Lautarchivs der Humboldt-Universität zu Berlin, deren gewaltvolle Geschichte(n) in der Ausstellung *Nach der Natur* ausgestellt sind. Der Workshop verfolgt das Ziel, gemeinsam mit Schüler*innen die kolonialen und rassistischen Entstehungskontexte in den Blick zu nehmen. Damit reiht sich dieses Vermittlungsformat in das partizipative Leitbild des Humboldt Labors und den Schulalltag des sogenannten produktiven Lernens ein. Ich war selbst in die Planungen des *Lebenden Archivs* involviert und sie waren Teil meiner ethnographischen Forschung im Labor. Folgend möchte ich die verschiedenen Planungsmodalitäten des Workshops innerhalb seiner größeren Relationen zu den institutionellen Logiken des Humboldt Labors, des Humboldt Forums und der Humboldt-Universität zu Berlin analysieren. Ich arbeite die zentralen Schnittstellen zwischen der Vermittlung im Humboldt Labor, dem Format im Spezifischen sowie der politischen Schulbildung im Hinblick auf die Themen Rassismus und Kolonialismus heraus. Dabei reflektiere ich aus studentischer Perspektive über das ethnographisch-vermittelnde Potential des *Lebenden Archivs*, das zwei mögliche Zukunftsszenarien entfaltet: die Vision einer aktiven Partizipation seitens der Schüler*innen und den Entwurf einer Förderung von rassismuskritischem Denken in der Schule. Gleichzeitig ist der Beitrag daran interessiert, die kollaborative und engagierte ethnographische Forschungsweise selbst als antirassistische und postkoloniale Intervention zu untersuchen.

SCHLAGWORTE: Corona-Virus, Intervention, Geschichte des Kolonialismus, politische Bildung, Rassismuskritik, Engagierte Wissenschaft

ZITIERVORSCHLAG: Januscheck, A. (2025): Vermittlerische Intervention in pandemischen Zeiten – Eine ethnographische Erzählung vom *Lebenden Archiv*. In: Berliner Blätter 90, 71–92, DOI: 10.60789/901205

Schlaflose Nächte und die Idee zum Workshop *Lebendes Archiv*

2020 stellte ich mir in der Vorbereitung meiner ethnographischen Forschung im Rahmen unseres MA-Studienprojektes im Humboldt Labor vor, dass ich mit Schüler*innen eine Art Rezeptionsanalyse von historischen Tonaufnahmen des Lautarchivs, ausgestellt

im Humboldt Labor, im Rahmen eines Workshops durchführe. Im Folgenden möchte ich kurz skizzieren, wie die Idee des Workshops *Lebendes Archiv* sich entwickelte und wie er zum Kernstück meiner ethnographischen Forschung wurde.

Bei den erwähnten Tonaufzeichnungen handelt es sich um die Aufnahmen von Kriegsgefangenen, die zur Zeit des Ersten Weltkriegs in deutschen Gefangenenlagern entstanden sind. Gegenwärtig befinden sich diese Aufnahmen im Besitz der Humboldt-Universität zu Berlin und werden in dessen Lautarchiv verwahrt.¹ Die Sammlung umfasst unter anderem Aufnahmen von Menschen unterschiedlicher Nationalitäten, die in den deutschen Kriegsgefangenenlagern interniert waren (Lange 2019, 9). Innerhalb dieses gewaltvollen Rahmens plante der Sprachwissenschaftler Wilhelm Doegen (1877–1967), die Sprachen der Welt in den Kriegsgefangenenlagern zu sammeln. Hierbei wurde der Großteil der Aufnahmen in Wünsdorf produziert. Der Kulturwissenschaftlerin Britta Lange zufolge wurden im Zeitraum zwischen 1915 und 1918 mehr als 1600 Äußerungen männlich-kodierter Stimmen aufgezeichnet (ebd.). Sechs dieser Kriegsgefangenenaufnahmen sind nun im Humboldt Labor ausgestellt. Die digitalisierten historischen Aufnahmen »bilden eine sensible Sammlung, [...] [die] unter prekären, epistemisch gewaltvollen Umständen zusammengetragen wurde« (ebd., 11). Denn es ist fragwürdig, ob die Insassen ihre Zustimmung zur Aufzeichnung gegeben haben oder unter welchen Zwangsbedingungen diese entstanden sind (Hilden 2017, 47).

Ich folge der Konzeptualisierung der Tonaufnahmen als sensible Objekte, da die problematische Provenienz im Umgang mit den Audios eine Sensibilität seitens der Hörenden erforderlich macht (Lange 2011, 18). Auch diese Sensibilität gilt es für mich im Rahmen des Workshops analytisch auszuloten. Schließlich stellen die Gefangenenaufnahmen des Lautarchivs einen Teil des deutschen kolonialen Erbes dar, das in der Ausstellung des Humboldt Labors und in dem von mir geplanten und durchgeführten Workshop neu untersucht wird.

Als im März 2020 die Corona-Pandemie beginnt, hat diese augenblicklich Auswirkungen auf das gesamtgesellschaftliche Leben. Zu dieser Zeit stehe ich am Beginn meiner ethnographischen Forschung im Humboldt Labor. Einen Monat später versuche ich mit verschiedenen Schulen in Berlin Kontakt aufzunehmen, um nach interessierten Teilnehmenden für den von mir geplanten Workshop zu suchen. Doch der Startschuss meiner Forschung erweist sich schwieriger als gedacht:

»Es ist Dienstagnachmittag – circa halb drei. Aufgeregt überlege ich mir, was ich sagen will und wähle die Nummer des Gymnasiums. Nach einer (gefühlten) Ewigkeit meldet sich eine Frau zu Wort. Also sage ich: »Hallo, ich heiße Alina Januscheck und habe der Direktion vor ein paar Wochen eine E-Mail geschickt, weil ich gerne mit Schüler*innen forschen möchte – bisher habe ich noch keine Antwort erhalten.« Es gibt einen kurzen Moment der Stille, dann höre ich Kinder im Hintergrund kreischen. Etwas genervt erklärt mir die Sekretärin: »Nun, bei uns wechseln die Stundenpläne gerade wöchentlich – manchmal täglich. Da müssen Sie sich etwas gedulden. Man wird sich bei Ihnen melden, wenn sich die Situation etwas entspannt hat.« Das Gespräch ist nun mehrere Wochen her. Seitdem kam keine Antwort zurück – nicht mal eine Absage und damit beginnen meine schlaflosen Nächte.« (Feldnotizen vom 11.5.2020)

Nach dem ersten Corona-*Lockdown* habe ich mein Forschungsvorhaben nicht umsetzen können und nie eine Antwort von den von mir kontaktierten Schulen erhalten. Gerade

der Bildungssektor und dessen Beschäftigte sowie Eltern und Schüler*innen verbringen diese prekäre Zeit vor allen Dingen mit Neu-Koordinierungen und sind mit den Umwälzungen ihres gewohnten Alltags beschäftigt. Es vergehen wieder Monate des Wartens bis ich Kontakt mit den Kurator*innen des Humboldt Labors aufnehmen kann. Das Gefühl des Stillstandes manifestiert sich in meinem Feldforschungstagebuch:

»[...] Morgen habe ich mein erstes Interview mit einem der Kuratoren. Endlich! In den Semesterferien konnte ich leider nicht an meiner Forschung weiterarbeiten. Ich war wie paralysiert. Ich wollte mich bewegen, vorankommen und anfangen zu forschen, doch die Pandemie führte zu einer Entschleunigung, welche fast einem Stillstand glich. [...] Es war Sommer, die Sonne schien und ich befand mich mit meiner Forschung in der Arktis. Mit jeder Woche wurde die Hoffnung kleiner, einen Feldzugang zu erlangen. Also fing ich an, das Ganze zu verdrängen, denn der Druck schien schier unerträglich. Mit voranschreitender Zeit bekam ich zunehmend ein beklemmendes Gefühl in der Brust, was ich immer kriege, wenn ich mir Stress mache. Ich spüre es auch gerade wieder, wenn ich darüber nachdenke, wie viel noch vor mir liegt. Wir befinden uns bald neun Monate in der Pandemie und die ganze Welt richtet sich derzeit auf die Eindämmung des Virus aus: Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen sowie ein erneuter *Soft-Lockdown* sind gerade fester Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens. Jetzt sind Schulen und Büros zwar geöffnet, jedoch nur unter verschärften Hygienemaßnahmen. Ich habe letztens gelesen, dass einige Schulen Luftreiniger kaufen mussten, um den Schulbetrieb aufrechtzuerhalten. Seit Längerem habe ich das Gefühl, dass ich mir das Feld ausgesucht habe, das am schwierigsten zugänglich ist. Ich merke, dass mein Feldzugang in der Pandemie utopisch ist. Doch was kann ich daran ändern? Es ist einfach kein Ende in Sicht. Das Corona-Virus ist zu einem wichtigen nicht-menschlichen Akteur meines Feldes geworden, von dem der (Miss-)Erfolg meiner Forschung ausgeht. [...] Als ich letztens mit einer Kuratorin des Labors telefoniert habe, wurde deutlich, dass es dort ebenfalls zu Verzögerungen kommen wird – zumindest was das Vermittlungsangebot angeht. Das wurde auf Anfang April verschoben, denn in diesem Monat mussten alle Kulturinstitutionen wieder schließen. Ich halte es für wahrscheinlich, dass das bis März der Fall ist.« (Feldforschungstagebuch, 16.11.2020)

Nach dem Gespräch mit den Kurator*innen und nach der oben dargestellten Wartezeit habe ich mich dazu entschlossen, meinen Forschungsfokus auf die Konzeptualisierung des Workshops *Lebenden Archivs* zu legen. Ich habe mich von Anfang an für Themen der Vermittlung interessiert und der Workshop stellt für mich ein hoffnungsvolles Format des Engagements dar. Ab Oktober 2021 soll es regelmäßig im Humboldt Labor stattfinden. Es ist geplant, dass sich Schüler*innen der Oberstufe im Rahmen des Workshops kritisch mit mehreren Kriegsgefangenenaufnahmen aus den oben skizzierten kolonialen Gewaltkontexten beschäftigen, die ebenfalls in der Ausstellung *Nach der Natur* thematisiert werden. Im Laufe des Vermittlungsformates beleuchten alle Teilnehmenden – Vermittler*innen, Lehrer*innen und Schüler*innen – ethische Fragen wie *Wem gehört der Klang einer verstorbenen Person?* und führen eigene Mini-Forschungen durch, indem sie die Stimmen von anderen Besucher*innen aufnehmen und diesen Aufnahmeprozess reflektieren.

Im Entstehungskontext jener historischen Tonaufnahmen wurden zwischen 1915 bis 1944 Personalbögen angefertigt (Hilden 2017, 46; zur weiteren Auseinandersetzung mit den Personalbögen siehe den Beitrag von Dominik Biewer in diesem Band).

Lfd. Nr.

PERSONALBOGEN

Lautliche Aufnahme Nr. **P. K. 308** Ort: Wunsdorf
 Datum: 6.6.1916
 Zeitangabe: 4 Uhr

Dauer der Aufnahme: _____ Durchmesser der Platte: 27 cm
 Raum der Aufnahme: Ehrenbaracke

Art der Aufnahme (Sprechaufnahme, Gesangsaufnahme,
 Choraufnahme, Instrumentenaufnahme, Orchesteraufnahme): < Gurkhalied > (Selbstverfasser)

Name (in der Muttersprache geschrieben): _____
 Name (lateinisch geschrieben): Jaswāhādūr
 Vorname: _____
 Wann geboren (oder ungefähres Alter)? 28 Jahre
 Wo geboren (Heimat)? Sukin
 Welche größere Stadt liegt in der Nähe des Geburtsortes?
 Kanton — Kreis (Ujedz): Shilah Darjeling
 Departement — Gouvernement (Gubernija) — Grafschaft (County): _____
 Wo gelebt in den ersten 6 Jahren? Sukin
 Wo gelebt vom 7. bis 20. Lebensjahr? Shillong (v. 18. Jahre an)
 Was für Schulbildung? keine
 Wo die Schule besucht?
 Wo gelebt vom 20. Lebensjahr? Shillong
 Aus welchem Ort (Ort und Kreis angeben) stammt der Vater? } Sukin
 Aus welchem Ort (Ort und Kreis angeben) stammt die Mutter? }
 Welchem Volksstamm angehörig? Kaste: Rūl
 Welche Sprache als Muttersprache? Gurkhā
 Welche Sprachen spricht er außerdem? Hindi und Rot
 Kann er lesen? } Ja Welche Sprachen? } Nagari
 Kann er schreiben? } Welche Sprachen? }
 Spielt er ein im Lager vorhandenes Instrument aus der Heimat? nein
 Singt oder spielt er moderne europäische Musikweisen?
 Religion: Hindu Beruf: Landmann
 Vorgeschlagen von: 1. ges.: Lüders
 2. ges.: Wilt. Doegen.

Beschaffenheit der Stimme: { 1. Urteil des Fachmannes (des Assistenten):
 2. Urteil des Kommissars:

Disclaimer: Es ist nicht gestattet, das veröffentlichte Schriftdokument zu kopieren, zu vervielfältigen oder an Dritte weiterzugeben.

It is not permitted to copy, download, reproduce or distribute the historical document to third parties.

Abb. 1 »Personalbogen der Tonaufnahme P.K. 308«

Die Teilnehmenden des Workshops sollen gemeinsam das Klassifizierungsformat *Personalbogen* erarbeiten und dessen Wirkungsweisen in seiner historischen und multitemporalen Kontextualisierung befragen. Diese praxisorientierte Methodik wird im Rahmen des Humboldt Labors als *forschendes Lernen* bezeichnet, wodurch die Schüler*innen einen Einblick in den sprachwissenschaftlichen Forschungsbereich des Lautarchivs gewinnen und zugleich das Vorgehen der damaligen Forscher*innen im größeren sozio-kulturellen Kontextes begreifen und hinterfragen können (Interview Stapelfeldt/Burggrabe vom 22.2.2021). Hieran anknüpfend interessieren mich für meine Forschung im Rahmen des Studienprojektes die Forschungsfragen: Wie gestaltet sich der Planungsprozess des Workshops? Wie können die Inhalte des *Lebenden Archivs* an Themen des Schulunterrichts anknüpfen?

Meine Untersuchung verfolgt dabei das Ziel, eine ethnographische Erzählung des Workshops *Lebenden Archivs* zu entwerfen, um somit auf verschiedene narrative Facet-

ten des Formates selbst zu verweisen. Einerseits wird die (prä)pandemische Planungslogik mithilfe von leitfadengestützten Interviews und einer teilnehmenden Beobachtung eruiert, um bestehende Machtverhältnisse und Handlungsspielräume im Feld der Kuratation und Vermittlung sichtbar zu machen. Hierbei möchte ich auch dem Verhältnis von Ethnographie als Intervention und Institutionskritik nachspüren: Kann die ethnographische Forschung selbst als eine intervenierende Institutionskritik wirksam werden und wenn ja, welche forschungspraktischen und theoretischen Konsequenzen hat dies für die Forschung im Humboldt Labor?

Bevor die Forschung begann, bestand das Team des Humboldt Labors aus Gorch Pieken, Friedrich von Bose, Andreas Geißler, Frauke Stuhl, Katja Widmann, Maria Ollesch, Anne-Marie Franz sowie den externen Kurator*innen Franka Schneider, Antonia von Trott zu Solz, Katharina Grosch, Ibou Diop und Emanuele Valeriano. Während meiner Forschung habe ich nicht rekonstruieren können, wann die Verträge der einzelnen Akteur*innen ausliefen. Das nachfolgende kuratorische Team setzt sich aus Hartmut Burggrave und Johanna Stapelfeldt zusammen: Burggrave beginnt seine Tätigkeit als Kurator im Bereich Vermittlung im Mai 2020 und wird ab September 2020 von Johanna Stapelfeldt unterstützt, welche die Ausstellung inhaltlich weiterentwickeln soll. In dem Beitrag werden die Akteur*innen teilweise namentlich genannt, um die Beziehung zu den Kurator*innen zu verdeutlichen. Hierfür habe ich aus datenschutzrechtlichen Gründen das Einverständnis für die Veröffentlichung eingeholt und die Zitate in Rücksprache mit den Kurator*innen ausgewählt.

Einen Workshop planen und ein Feld konstituieren

Die Berliner Rahmenlehrpläne der Fächer Ethik und Geschichte bilden einen der Ausgangspunkte für meine ethnographischen Unternehmungen, die ich gemeinsam mit den Kurator*innen des Labors Johanna Stapelfeldt und Hartmut Burggrave diskutiere. Meine Analyse bezieht sich auf die Rahmenlehrpläne der Stadt Berlin, da jedes Bundesland eigene Lehrpläne entwickelt und ich diesen lokalen Fokus gesetzt habe. Die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie stellt die Lehrpläne auf ihrer Website öffentlich zur Verfügung (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie Berlin 2006, o. A. a., o. A. b.). Hierbei habe ich thematische Überschneidungen in den in den Fächern Ethik und Geschichte herausgearbeitet. Für die siebte bis 13. Klassenstufe habe ich die entsprechenden Qualifikationsziele, Lernkompetenzen und thematischen Überschneidungen mit dem Workshop aufgelistet, denn für diese Klassenstufen wird das Vermittlungsformat angeboten. Danach habe ich mir Fragestellungen für den Unterricht der Lehrenden überlegt, die mit den Kurator*innen des Labors abgestimmt wurden und nach geeigneten (rassismuskritischen) Lehrmaterialien gesucht. Das Endergebnis der Analyse bildet ein Handout, das für Lehrende, die am *Lebenden Archiv* teilnehmen, zur Vor- und Nachbereitung ihres Unterrichts dient. So soll gewährleistet werden, dass die Inhalte des Workshops mit dem Schulunterricht verbunden werden können. Hier zeigt sich, dass es im Fach Ethik vielfältige Überschneidungen gibt, da Fragen nach Recht, Moral und Verantwortung essentieller Bestandteil des Formates sind.² Jedoch werde ich in diesem Beitrag nicht weiter darauf eingehen, da ich in der Diskussion einen Fokus auf das Unterrichtsthema *Kolonialismus* gesetzt habe.

Während der Vorbereitung des geplanten Workshops imaginiere ich mit den Kurator*innen das Potential des Formates sowie dessen bildungspraktische Interventionskraft

und diskutiere die Relevanz von Rassismuskritik. Denn die historische Aufarbeitung von Kolonialismus im deutschen Schulkontext steckt meines Erachtens noch in den Kinderschuhen. Diese Annahme wird durch meine Teilnahme an dem Vortrag von Dr. Elina Marmer zur Thematik *Rassismus in Schulbüchern* bestätigt, in welchem kritisiert wird, dass weiße Lehrkräfte ein fehlendes Bewusstsein bezüglich antirassistischer Bildung besitzen (teilnehmende Beobachtung vom 14.1.2021). Auch denke ich, dass rassismuskritisches Denken notwendig ist in der Vermittlung des Themas Kolonialismus, um den politischen Bildungsraum des Workshops *dekolonial* zu gestalten. Mit *dekolonial* meine ich in diesem Rahmen, koloniales Gedankengut in der heutigen Zeit zu erkennen, zu hinterfragen und in gegebene Machtstrukturen zu intervenieren (Kleinschmidt 2021, 4f.). Das bedeutet auch, die Rassismuserfahrungen von Schüler*innen und Lehrer*innen mitanzuerkennen und gleichsam den Workshop selbst als einen Raum der Artikulation zu begreifen. An dieser Stelle wird ersichtlich, dass ich einem Feldbegriff folge, der Feld als ein dynamisches Beziehungsgeflecht von verschiedenen Institutionen, Akteur*innen und Objekten begreift. Mein Material konstituiert sich nicht nur aus Expert*inneninterviews und teilnehmender Beobachtung, sondern auch aus den Verbindungen von museumspädagogischen Vermittlungsformaten, den von mir untersuchten Rahmenlehrplänen der Senatsverwaltung für Jugend, Bildung und Sport in Berlin und der damit zusammenhängenden Debatte um Rassismuskritik und der Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus.

Zum Verhältnis von Ethnographie als Intervention und institutioneller Kritik

Meine ethnographische Forschung lässt sich auf dem Feld einer *Engaged Anthropology* verorten. Nach Willow u. a. (2020, 13) sind engagierte Kultur- und Sozialanthropolog*innen aktiv im Feld involviert, womit die Frage nach Ethnographie als Intervention ins Spiel kommt. Eine konzeptuelle Idee, die ich in meiner Forschung versucht habe, produktiv zu machen und über die ich in diesem Text reflektieren möchte. Silvy Chakkalakal verweist im Kontext einer Bildungsethnographie zum Bildungsstart-up *Dialog macht Schule* darauf, dass eine Intervention als eine kulturelle Praktik verstanden werden kann, durch die bestehendes kulturelles Wissen kritisch reflektiert und hinterfragt wird (Chakkalakal 2019, 78). Analog zu Chakkalakals untersuchten intervenierenden Bildungspraktiken begreife ich meine ethnographische Intervention im Vermittlungsfeld des Humboldt Labors als ein kritisches Potential, das während meiner Kollaboration mit den Akteur*innen entsteht. Hierbei bildet die aktive Verortung in relevanten Diskursen und die Einbringung von ethnographischem Wissen wie Methodologien, Methoden etc. die Basis für diese Intervention. Angestrebt wird eine »engagierte, auch aktivistische [...] gemeinsame Wissensproduktion« (Hauer u. a. 2021, 7), die Selbstverständlichkeiten sowie alltägliche Denk- und Handlungsmuster der Akteur*innen sowie der Ethnograph*in sichtbar macht. Dadurch kann ein kooperatives Imaginieren und Kreieren von alternativen Zukünften angeregt werden (ebd., 9). Kollaboration meint hier also nicht unbedingt harmonisches Zusammen-Arbeiten, sondern verweist vor allem reflexiv auf Differenzen und Reibungsmomente einer ethnographischen Forschung, die von Forschenden und Akteur*innen ausgehalten, ausgehandelt und reflektiert werden müssen. Insofern bringt die methodische Verknüpfung von Ethnographie als Intervention und intervenierender Bildungspraktik ein reflexives Kritikpotential hervor. Da Kritik zu einem inflationär verwendeten Begriff geworden ist, möchte ich diesen im Rahmen meiner Forschung spezifizieren: »If everyone is a critic, and the world is full of critical practices, which critical practices do ethnographers elect to

explore?» (Murray Li 2017, 262). Die Anthropologin Tania Murray Li verweist darauf, dass ethnographische Kritik kontextbezogen, interpretativ und analytisch sein sollte (ebd.). Da Modi der Kritik immer in je eigene Forschungskontexte eingebettet sind, äußert sich im Rahmen der Forschungsfragen Kritik auf der institutionellen Ebene. Aus diesem Grund erforsche ich eine Metaebene der Vermittlung, die zwischen politischer Schulbildung und der Vermittlung des Humboldt Labors agiert. Dabei bildet die Analyse der Rahmenlehrpläne des Landes Berlin einen der Startpunkte für das Gespräch mit den Kurator*innen des Humboldt Labors, um in etwaige Leerstellen im Lehrplan gezielt durch die Konzeption des Workshops zu intervenieren. Es entstehen so komplexe institutionelle Verflechtungen zwischen dem schulischen Lehrplan, den Schulen selbst und dem Humboldt Labor als Ort der Wissensvermittlung, die im Dialog mit den Kurator*innen sichtbar werden und die Planungslogik des Workshops beeinflusst haben. Diese Faktoren möchte ich in den folgenden Abschnitten genauer thematisieren.

Ein Blick auf die Geschichte der Institutionskritik verrät ihre vielfältigen interdisziplinären und gesellschaftspolitischen Verflechtungen, die in diesem kurzen Beitrag nicht in ihrer ganzen Tiefe untersucht werden können. Die Institutionskritik besitzt ihr historisches Fundament auf dem Kunstfeld (Castellano 2018, 62). In den 1960er und 70er Jahren wurden Kunstwerke erstmals in einem institutionellen Kontext betrachtet und von Künstler*innen wie dem deutschen Konzeptkünstler Hans Haacke (* 1936) in ihren politischen Verstrickungen kritisiert. Im Mittelpunkt der sogenannten zweiten Kritikwelle stand die Verflochtenheit von Institutionen und die Positionierung des Selbst innerhalb (gesellschafts)politischer Systeme (ebd.). Sich auf den letzten Punkt beziehend redefiniert der Kunsttheoretiker Gerald Rauning die Institutionskritik als einen transversalen Prozess, der eine kritische Position des Selbst beinhaltet und zugleich eine instituierende Praxis ist (Rauning 2006, 1). Jene Transversalität beruht auf der »Teilhabe an Instituierungsprozessen und politischen Praxen, die die Felder, die Strukturen, die Institutionen transversal durchqueren« (ebd., 5).

Institutionskritik geht mit Konfliktpotential einher, da sie Machtstrukturen sichtbar macht und bestehende Praxen hinterfragt. Der Kulturanthropologe Friedrich von Bose sieht darin die Chance, dass Standpunkte von Akteur*innen aufgebrochen und zu neuen Denk- und Handlungsweisen angeregt wird (von Bose 2016, 292f.). Folglich kann die ethnographische Intervention, die mir vorschwebt, als eine instituierende Praxis verstanden werden, die sich selbst in Frage stellt und institutionelle Logiken sichtbar macht. Sie verfolgt das Ziel, Veränderung im Feld aktivierend hervorzurufen. Entlang dieser theoretischen Auseinandersetzung mit dem intervenierenden Potential ethnographischer Forschung baut meine Untersuchung im Humboldt Labor auf. Sie kennzeichnet sich durch methodische Pluralität und ein exploratives Forschungsdesign aus (Perlick 2015, 65). In diesem Rahmen stehen informelle Gespräche in Form von Telefonaten und E-Mails sowie Interviews mit den Kurator*innen des Labors und ehemals beteiligten Personen im Fokus. Letztere sind größtenteils in Kollaboration mit meiner Forschungsgruppe entstanden, die sich im Rahmen des Master-Forschungsprojektes auf das Thema kritische Vermittlung konzentriert hat³. Zudem ermöglichte mir ein Praktikum und eine Anstellung im Humboldt Labor als kuratorische Assistentin ein tiefergehendes Verständnis über die institutionellen Verflechtungen des Workshopformats *Lebenden Archivs*. Somit hat sich die Kollaboration weit über den eigentlichen Forschungszeitraum hinausgezogen, sodass ich umfassende Einblicke in die Planung des Workshops erlangt habe, was dazu geführt hat, dass ich nun selbst Teil des Feldes geworden bin.

Die oben theoretisch skizzierten Überlegungen zur Wirkungsweise von Ethnographie als Intervention kulminierten ein fokussiertes Interview zwischen den Kurator*innen des Labors und mir. Dieses Interview könnte selbst als eine Art ethnographische Intervention verstanden werden, da die Erkenntnisse aus der Forschung in die Konzeptualisierung des Workshops eingeflossen sind und langfristig die Vermittlungspraxis geprägt haben. Hierfür habe ich zuvor einen Leitfaden entwickelt, der konkrete Fragen und Hypothesen enthielt, die ich deduktiv aus vorhergehenden Gesprächen und der Analyse der Berliner Rahmenlehrpläne entwickelt habe. Eine meiner Hypothesen war, dass das Corona-Virus verschiedene Handlungs(un)möglichkeiten in der Planung des Workshops verursacht. Diese Annahme habe ich nach dem Gespräch modifiziert, da es weitaus mehr Variablen – wie die Eröffnung des Humboldt Forums, die Zusammenarbeit zwischen den Institutionen des Hauses und Personalmangel – gibt, die mit in die Planung eingreifen.

Planungen des Humboldt Labors als Beziehungsgeflecht

Mit Hilfe einer relationalen Perspektive untersuche ich, wie sich der Planungsprozess des *Lebenden Archivs* vor und während der Corona-Pandemie gestaltet. Wie oben bereits gezeigt, geht es mir darum, spezifische Beziehungskonstellationen nachzuvollziehen und zugleich auch nicht-menschliche Akteure wie Infrastrukturen und das COVID-19-Virus als konstitutive Bestandteile dieser wahrzunehmen. So verdeutlicht Abbildung 2 die Verflechtungen des Feldes, wobei ich als Wissenschaftlerin selbst Teil des Geflechts geworden bin (Chakkalakal 2021, 145). Diesen wechselseitigen Einfluss werde ich in diesem Abschnitt genauer beleuchten.

Mit Planungsprozess bezeichne ich wie folgt auch die verschiedenen Phasen des Workshops mit ihren je eigenen Konzeptionsfragen und Problematiken. Das grundlegende Konzept des *Lebenden Archivs* basiert auf einer Ausstellung, die vom 22.3.–26.9.2018 lief. Unter dem Titel *[laut] Die Welt hören* konnten sich Besuchende erstmals mit ethischen Fragen zu den Tonaufnahmen aus dem Berliner Phonogramm-Archiv und dem Lautarchiv beschäftigen.⁴ In diesem Kontext wurde bereits damals ein einwöchiges Vermittlungsformat mit Schüler*innen durchgeführt, auf dem das *Lebende Archiv* heute aufbaut. Damit lassen sich im Rahmen des Humboldt Labors drei Konzeptionsphasen festmachen: (1) In der prä-konzeptuellen Phase wurden Ideen zum Vermittlungsformat gesammelt, Zielgruppen definiert und ein Finanzierungsplan erstellt. Diese Phase endete im Mai 2019 und wurde von der Konzeptionsphase abgelöst. In dieser zweiten Phase wurde das Vermittlungskonzept weiter ausgearbeitet und die Umsetzung des Workshops geplant. Hierbei mussten auch Vermittler*innen engagiert sowie der Beginn und der Ort des Formates festgelegt werden. Anschließend soll es in der letzten und dritten Phase zur Durchführung kommen, in welcher das Format getestet, dessen Umsetzung reflektiert und weiterentwickelt werden soll.

Meine Forschung setzt in dieser letzten Konzeptionsphase an, die sich über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren erstreckte. Grund für die lange Zeitspanne sind Variablen im Planungsprozess, die bestimmte (Un)Möglichkeiten hervorrufen und in diesem Abschnitt ausdifferenziert werden. Den bereits oben verwendeten Begriff der Handlungs(un)möglichkeiten beziehe ich auf das Konzept von *agency* (Handlungsmacht) und möchte damit auf die gleichzeitigen Handlungsspielräume der Akteur*innen innerhalb der Figuration (Bauer/Ernst 2011, 124) verweisen. Diese werden nicht selten als Spannungen und Konflikte innerhalb des Planungsprozesses sichtbar. Beispielsweise ist bis Januar 2020

kein Dialog zwischen der damaligen Sammlungsleitung des Lautarchivs und der Stiftung Humboldt Forum zustande gekommen, weil der Stiftung personelle Mittel gefehlt haben (anonymisiertes Interview vom 13.1.2020).

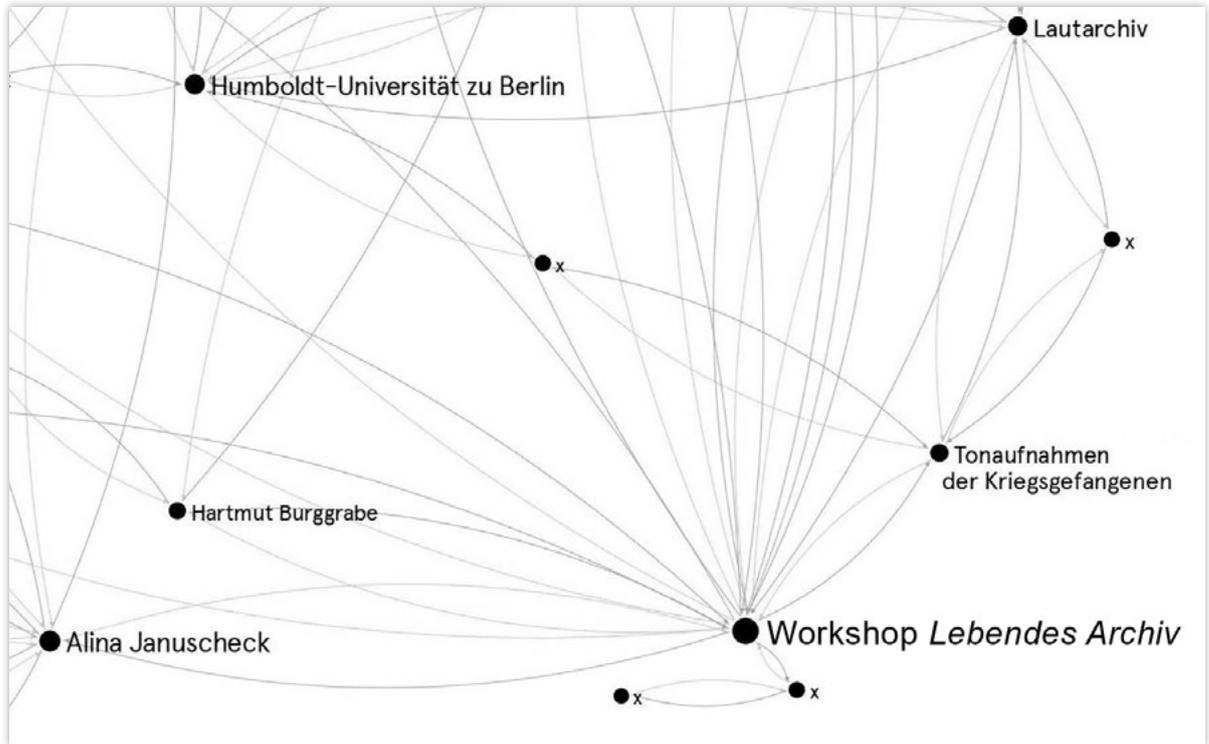


Abb. 2 »Darstellung der Verflechtungen zwischen den Akteur*innen der Forschung.«

Das *Lebende Archiv* findet in Kooperation mit der Stiftung Humboldt Forum statt, welche die Zusammenarbeit der vier Institutionen – die Staatlichen Museen zu Berlin, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die Humboldt-Universität zu Berlin und das Stadtmuseum Berlin – innerhalb des Forums koordiniert. Die inter-institutionelle Kollaboration beruht auf einem internen Vertrag, der grundlegende Regelungen hinsichtlich der Organisation des Workshops festhält. Im Laufe meines Praktikums stellt sich heraus, dass die rechtlichen Rahmenbedingungen die Zusammenarbeit der Akteur*innen erschweren. Dies hängt mit den jeweiligen institutionellen Logiken zusammen, die mit einem hohen Maß an Verwaltungsaufwand einhergehen. Beispielsweise gibt es Finanzierungslogiken, welche die Höhe des Honorars festlegen und vorsehen, welche Vermittler*innen den Workshop durchführen sollen. So können keine externen Vermittlungspersonen engagiert werden – oder nur mit erheblichem Mehraufwand – da die Akademie der Stiftung dem Humboldt Labor einen Etat zur Verfügung stellt.⁵ Schließlich befinden sich die Stiftung Humboldt Forum und das Humboldt Labor in einem langen Entstehungsprozess, innerhalb dessen sowohl formale als auch informale Verwaltungsstrukturen überhaupt erst entwickelt und Zuständigkeiten ausgehandelt werden müssen. Dieser andauernde Zustand des Werdens führt zu Unstimmigkeiten zwischen den Partnern, weshalb der Kooperationsvertrag für den Workshop erst im Juli 2020, das heißt nach über sechs Monaten der Diskussion, für rechtsgültig erklärt wird. Damit geht eine beachtliche Verzögerung der Planung des *Lebenden Archivs* einher.

Zudem zeigt sich, dass zwischen den Akteur*innen des Forums erheblicher Abstimmungsbedarf herrscht. So werden die Akteur*innen des Labors beispielsweise nicht zeit-

nah über die betrieblichen Verzögerungen im Bauablauf der »architektonische[n] Infrastruktur« (Interview Stapelfeldt/Burggrabe vom 22.2.2021) des Forums informiert. Die Zeitpläne des Humboldt Labor befinden sich in einer Abhängigkeit zu den Bauplänen des entstehenden Schlossgebäudes. Eine Abhängigkeit, die sich durch eine verminderte Handlungsmöglichkeit der Kurator*innen bemerkbar macht, sobald Planungs- sowie Eröffnungsentscheidungen nicht an diese weitergeleitet werden. Diese Verunmöglichkeit kann durch den Umstand ausgeglichen werden, dass sich die Kurator*innen des Labors mit einzelnen Kolleg*innen der anderen Institutionen austauschen und zwischenmenschliche Beziehungen pflegen. Damit erarbeiten sie sich Handlungsmöglichkeiten durch welche manche institutionelle Barrieren überwunden werden können.

Ein zusätzlicher Dreh- und Angelpunkt in der Planung stellt die bürokratische Struktur der Humboldt-Universität zu Berlin dar. Denn die neu entstehende institutionelle Einheit Humboldt Labor führt dazu, dass die Kurator*innen einen großen Teil ihrer Arbeitszeit damit verbringen, ausstellungspraktische Strukturen, das heißt bürokratische und verwaltungstechnische Abläufe, für ihre Arbeit neu zu schaffen. Dieser Zeitaufwand hat zur Folge, dass die inhaltliche Weiterentwicklung von Vermittlungsformaten zurückgestellt wird. Insofern lässt sich das Humboldt Labor mit einer Blaupause vergleichen, das institutionell von der Humboldt-Universität zu Berlin gestellt und von den Akteur*innen des Labors rekursiv weiterentwickelt werden muss. Dabei repräsentiert das Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik (HZK) stellvertretend die Humboldt-Universität zu Berlin, weshalb bürokratische Abläufe wie die Personalverwaltung in den Zuständigkeitsbereich des HZKs fallen. Budget und Honorare – die gesamte Finanzverwaltung der Kostenstelle des Humboldt Labors – laufen über das HZK, sodass der bürokratische Aufwand immer auch im Verwaltungsrahmen und den bürokratischen Abläufen des HZKs abgestimmt werden muss.

Allerdings lassen die kurzen Vertragslaufzeiten der Projektmitarbeiter*innen einen Mehraufwand an Ausschreibungen und Koordinierungen innerhalb des Ausstellungskonzeptes entstehen. Die Kuratorin Johanna Stapelfeldt erzählt mir in diesem Zusammenhang, dass eine zeitliche Begrenzung der Verträge im musealen Kontext durchaus üblich ist (Interview Stapelfeldt vom 23.11.2021).

Diese prekären Zustände der kulturellen Branche ähneln denen der wissenschaftlichen Tätigkeit, wodurch eine grundsätzliche Planungsunsicherheit des persönlichen Lebens der Akteur*innen einhergeht. Außerdem kommt es im Prozess der Übergabe zu Verzögerungen, da es keine bestehende Infrastruktur wie zum Beispiel eine Dokumentation der Aufgabenbereiche gibt und der Zeitraum zwischen den Personalwechseln des ersten kuratorischen Teams zum zweiten zu groß ist. Ein ehemaliger Kurator berichtet, dass der Aufgabenbereich Vermittlung mehrere Monate lang nicht besetzt war (anonymisiertes Interview, vom 14.7.2020). Dieser Umstand bleibt bestehen, als das kuratorische Team im Sommer 2020 neu aufgestellt wird und spiegelt sich auch in der Planung des Workshops wider. Nach Aussage von Johanna Stapelfeldt und Hartmut Burggrabe ist das Konzept bereits in der *[laut!]-Ausstellung* ausreichend erprobt worden (Interview Stapelfeldt/Burggrabe vom 22.2.2021).

Doch das weiterentwickelte Konzept lässt sich nicht mit dem damaligen vergleichen; es bestehen große Unterschiede in Bezug auf Ablauf und Dauer der Formate. Ursprünglich sollten zwei Vermittler*innen mit einer Schulklasse über einen Zeitraum von einer Woche zusammenarbeiten. In der weiteren Konzeption wurde das Format auf 120 Minuten beschränkt, wobei die Vermittler*innen jeweils ihre eigenen Schwerpunkte setzen sollen. Ein Grund für diese Anpassungen ist die Praktikabilität, da sich das *Lebende Archiv* in den

Schulunterricht eingliedern soll. Laut des derzeitigen Kurators für *Outreach* im Humboldt Labor, werden Angebote besser angenommen, wenn sich der Zeitraum eines Formates über maximal einen Vormittag erstreckt. Insofern bietet die verkürzte Durchführungsdauer die Möglichkeit, dass potentiell mehr Schulklassen den Workshop wahrnehmen und die Lehrkräfte eine Exkursion mit den Schüler*innen machen können.

Die Bedeutung von Hoffnung in schwierigen Zeiten

Ein weiterer Blick auf das relationale Beziehungsgeflecht verdeutlicht den Einfluss von größeren gesellschaftlichen Geschehnissen wie der Corona-Pandemie auf die Planung des Workshops. Mit dem Ausbruch des COVID-19-Virus gehen pandemiebedingte Konsequenzen, zum Beispiel die zwischenzeitliche Schließung von öffentlichen Institutionen, *Lockdowns* und die Erstellung von Hygienekonzepten für Vermittlungsformate einher. Das Virus tritt als ein eigenständiger Akteur im Feld auf und erzwingt massive Veränderungen der vorangegangenen Planungsstrukturen. Die Auswirkungen der Pandemie erzeugen ein Gefühl des Feststeckens oder »Ausgebremstseins« (Interview Stapelfeldt/Burggrabe vom 22.2.2021). Dabei fragen sich die Akteur*innen des Labors: »Wie lange geht der *Lockdown*? Wann dürfen Museen wieder öffnen? Was sind die Auflagen?« (ebd.). Insofern geht mit der Pandemie eine planerische Verunsicherung der Kurator*innen einher, die in Überforderung mündet und als Handlungsunmöglichkeit gedeutet werden kann. Das COVID-19-Virus stört etablierte Zeitlichkeiten der Planungslogik: Bauabläufe und die Eröffnung des Humboldt Forums verzögern sich. Aufgrund dieser Unsicherheit werden die Pläne für den Workshop weniger konkret und offen gestaltet, um sich an weitere Verzögerungen und Einschränkungen kultureller Institutionen besser anpassen zu können. Folglich sind eine größere zeitliche Flexibilität und eine höhere Frustrationstoleranz von Nöten, um während der Pandemie zu kuratieren und zu vermitteln (ebd.).

Nicht nur, dass das Corona-Virus zu einer Unmöglichkeit führt, zeitliche Abläufe genauer zu planen – ein Zustand, den ich selbst während meiner Forschung erlebe; gleichzeitig bewirkt das Gefühl, ausgebremst zu sein absurderweise eine Beschleunigung mancher Planungsprozesse des Humboldt Labors. Die sich ständig ändernden Pandemieauflagen zwingen die Kurator*innen ihr Planungsvorgehen stetig anzupassen und sich auf die mögliche Eröffnung des Labors vorzubereiten. Infolgedessen verschiebt sich die Einstellung von Vermittlungspersonal für den Workshop und die weitere Planung wird auf Eis gelegt. Währenddessen werden die Formate des Labors grundlegend neu konzeptioniert. Es wird deutlich, dass das Vermittlungsangebot simplifiziert und in Phasen unterteilt wird. So gibt es in der ersten Phase lediglich digitale Veranstaltungs- und Vermittlungsprogramme. Formate wie das *Lebende Archiv* können durch die verzögerte Eröffnung erst in der zweiten Phase, das heißt im laufenden Betrieb, getestet werden. Diesbezüglich teilt Hartmut Burggrabe in einem Interview mit: »Da gibt's wieder viele – ganz offene Faktoren, die können sich natürlich auch wieder nochmal in 'ne andere Richtung entwickeln. Jetzt speziell bei der Pandemie natürlich auch. Aber hoffen wir mal.« (Interview Stapelfeldt/Burggrabe vom 22.2.2021). Welche Auswirkungen hat die hier artikulierte Hoffnung als eine analytische Kategorie im Hinblick auf die Ent-/Beschleunigung und den weiteren Planungsprozess? Ein Blick durch die Brille der Hoffnung ermöglicht den Akteur*innen, auf den potentiellen Moment der Eröffnung des Labors hinzuarbeiten und mit den strukturellen Störungen des Planungsprozesses umzugehen. Denn die Kurator*innen zeigen sich zuversichtlich, dass sich

»[...] diese Schwierigkeiten auflösen lassen, die es gerade strukturell gibt. Und das was dann kommt, das ist ja sowas worauf ich mich sehr freue. Also wenn man dann inhaltliche Sachen machen [...] und Veranstaltungsreihen starten kann. Und das reicht sozusagen als Motivation aus. Das überwiegt jetzt – sage ich mal.« (Interview Stapelfeldt/Burggrabe vom 7.12.2020)

Laut der Soziologin Nauja Kleist und dem Sozialanthropologen Stef Jansen interagiert Hoffnung mit potentiellen Zukünften. Sie entsteht unter anderem durch Krisen wie die COVID-19-Pandemie. Hoffnung beeinflusst Unsicherheit sowie Unbeweglichkeit, die gerade im Zuge der Ausbremsung der Planung des Workshops entstehen (Kleist/Jansen 2016, 373). In den Gesprächen mit den Kurator*innen antizipieren deren verbalisierte Hoffnungen die zukünftigen Inhalte des Workshops. Die Planung des Workshops ist dabei von Optimismus hinsichtlich des weiteren Verlaufes der Pandemie geprägt. Somit ist Hoffnung »[...] an element of positive movement, in navigating toward the future, providing a drive, harnessing and producing a captivating energy, stimulating emotional response [...] and operating at different speed in the pursuit of actualizing potentiality« (Bryant/Knight 2019, 137f.).

Hoffnung agiert als ein Katalysator in der Corona-Pandemie, der Freude und Motivation auf eine imaginierte Zukunft mit sich bringt. Sie wirkt sich positiv auf den Arbeitsethos der Kurator*innen in einer krisenhaften Zeit aus. Gleichzeitig bleiben die Einschränkungen und Anstrengungen der Pandemie bestehen, die sich in Form von Ermüdung, Sorgen und Zukunftsängsten zeigen. Die Kurator*innen des Labors versuchen sich flexibel an den ständigen Wandel der pandemischen Maßnahmen anzupassen. Hoffnung ermöglicht den Akteur*innen eine Zuflucht in ihrem Arbeitsalltag, die eine optimistische, fast vorfreudige Stimmung ermöglicht – auf eine imaginierte Zeit, in der eine gewisse Normalität zurückkehrt. Dabei kann Hoffnung die Ausbremsung des Planungsprozesses nicht einfach auflösen. Sie verlagert den Blick der Kurator*innen jedoch auf eine Zukunft, in der sie sich mehr Handlungsmöglichkeiten in der Planung ausmalen. Solange dieser Zustand nicht erreicht ist, wird eine »laborhafte, experimentale Ausstellungssituation« (Interview Stapelfeldt/Burggrabe vom 7.12.2020) angestrebt, die sich durch die Ausbreitung des COVID-19-Virus in ihrer Extremform zeigt und den Möglichkeitsrahmen des Humboldt Labors widerspiegelt. Zum Zeitpunkt meiner Forschung planen die Kurator*innen, die Formate in ihrer Rohfassung zu erproben und weiterzuentwickeln. Im Oktober 2021 durchläuft das *Lebende Archiv* dann einen Test. Das Humboldt Labor wird im Juli desselben Jahres eröffnet, da sich der kuratorische Fokus auf die Inbetriebnahme der Ausstellung verschoben hat. Hier zeigt sich, dass die Hoffnung der Kurator*innen nicht eingetreten ist. In der Eröffnungsphase hat das Angebot von Vermittlungsformaten eine niedrigere Priorität. Hier konzentriert sich die Vermittlung auf Veranstaltungsangebote wie *Meet the Scientist*, wo Besuchende mit Wissenschaftler*innen in ein Gespräch treten können. Damit ist der Workshop in eine Art pandemischen Sommerschlaf geraten und kann erst erprobt werden, als die Kuration der Vermittlung mehr zeitliche Kapazitäten besitzt und die Maßnahmen gelockert werden.

22.2.2021, 16:30 Uhr – Eine ethnographische Intervention?

Ich möchte meine ethnographisch-involvierte Forschung mit dem Erlernen einer neuen Sprache vergleichen, in welcher Vokabeln und Grammatik geübt werden müssen. In mei-

ner Forschung sind Vokabeln mit der Fachsprache gleichzusetzen, wohingegen Grammatik auf die gegebene Struktur der Planung verweist, die ich durch den Dialog mit den Akteur*innen erfahre und versuche zu verinnerlichen. Antirassistische Bildung ist in diesem Kontext nicht nur etwas, das man sich anlesen kann, sondern vielmehr ein Arbeitsprozess, dessen wir gemeinsam und aufgrund der Artikulation unterschiedlicher Perspektiven erarbeiten. Entsprechend des Philosophen Michel Foucault muss jegliches Wissen als machtvoll angesehen und in seinen Effekten hinterfragt werden (Foucault 1992, 14f.). Dieser Lernprozess eröffnet mir die Möglichkeit kuratorisches Wissen sichtbar zu machen und als engagierte Ethnographin Kritik zu üben.

Die Kollaboration mit den Kurator*innen konzeptualisiere ich im Sinne des Sozialanthropologen Jörg Niewöhner. Er bezeichnet mit dem Begriff der *Ko-laboration* eine temporäre, kritische Reflexion der ethnographischen Forschung, die gemeinsam mit den Akteur*innen vollzogen wird und mit der Produktion von neuem Wissen einhergeht (Niewöhner 2016, 82). *Ko-laboration* hat einen experimentellen Charakter, in dem die unterschiedlichen Facetten und Sichtweisen auf ein *Forschungsdesign* sichtbar gemacht werden (ebd., 90). Das Gespräch mit den Kurator*innen des Humboldt Labors habe ich ursprünglich als ein ethnographisches Interventionsgespräch konzeptualisiert. In der Praxis haben die Kurator*innen vielmehr *Input* zu meinen theoretischen Überlegungen und der Analyse der Forschung gegeben, als ich ursprünglich antizipiert habe. Deshalb werde ich in diesem Kapitel zwei Seiten beleuchten. Zuerst reflektiere ich die Reaktionen und Anmerkungen der Akteur*innen zu meinen Fragen und theoretischen Vorüberlegungen des Workshops. Danach stehen meine Kritikpunkte bezüglich der Analyse der Rahmenlehrpläne des Landes Berlin sowie damit einhergehende Überlegungen zur Relevanz von Rassismuskritik im Fokus. Diese *Ko-laboration* trägt also auch interventionistische Züge.

Am Tag des Interviews, das ich als ein Dazwischen-Treten begreife, treffe ich mich mit Johanna Stapelfeldt und Hartmut Burggrabe in einer Zoom-Sitzung, um das Potenzial des *Lebenden Archivs* zu diskutieren. Dieses Gespräch stellt für mich einen zeitlichen Einschnitt im Planungsprozess dar. Hierbei kommt eine Verunsicherung meinerseits zum Vorschein. Ich habe die Befürchtung, dass die Kurator*innen meine nun folgende Kritik als anmaßend empfinden könnten. Hingegen besitzt konstruktive Kritik das Potenzial, alternative Ideen und Denkanstöße hervorzubringen (Castellano 2018, 67). Im Vergleich kann Kritik als Angriff auf die Arbeit der Akteur*innen gewertet werden und die Beziehung langfristig schädigen. Aus diesem Grund habe ich mich auf dieses für mich wichtige Gespräch vorbereitet und meine Formulierungen mit Bedacht gewählt, um einen offenen Diskussionsraum für eine *ko-laborative* Kritik zu schaffen, die sich auf mein *Forschungsdesign*, bestehende institutionelle Strukturen und das Konzept des Workshops beschränkt.

Unbehagen existiert auch, weil zwischen den Kurator*innen und mir eine Wissensdiscrepanz besteht. Sie greifen auf einen langjährigen Erfahrungsschatz der Kuration zurück. Als ich Johanna Stapelfeldt einmal in einer E-Mail fragen muss, was C-Texte sind, antwortet sie mir: »C-Texte sind klassischerweise die kleinen Objekt-Textschildchen... Ausstellungssprache« (E-Mail Johanna Stapelfeldt vom 26.2.2021). So lerne ich den kuratorischen Fachjargon, welcher eine Selbstverständlichkeit in ihrem Arbeitsalltag darstellt. Dieser analytische Blick für inhärentes Wissen im Feld, zeigt sich auch im Gespräch mit den Kurator*innen. Es stellt sich heraus, dass ich zuerst erläutern muss, was ich unter dem Begriff des Planungsprozesses verstehe. Dadurch wird mir bewusst, dass die Definition dieser Bezeichnung für Außenstehende nicht ersichtlich ist und ich meine analytische Kategorie genauer ausformulieren muss. Zudem wird der Planungsprozess von den Kurator*innen als gewöhnlich wahrgenommen:

»Es ist jetzt auch nicht so 'n super komplexer Prozess, aber trotzdem einer, der noch andauert. Aber auch das kann ja Teil der Beobachtung sein, dass ich Sachen für ganz selbstverständlich halte, die für dich auch schon interessant sind zu beobachten.« (Interview Stapelfeldt/Burggrave vom 22.2.2021).

Während ich kuratorische Planungsprozesse als etwas Besonderes untersuche, sind sie für die Kurator*innen ein selbstverständlicher Teil ihres Alltags. Bis zu diesem Zeitpunkt habe ich lediglich Einsicht in zwei schriftliche Dokumente genommen und frage nach deren Funktion in der Planung, die mir bislang unklar war. Es handelt sich um ein Dossier und den Ablauf des *Lebenden Archivs*, die für zukünftige Vermittler*innen von dem Gastkurator Emanuele Valeriano erstellt worden sind. Sie erfüllen eine praktische Funktion, um die Struktur und die wichtigsten Inhalte des Workshops zu bündeln. In diesem Fall wird deutlich, dass die Planung des weiteren Vorgehens größtenteils mündlich geschieht. Dies hängt unter anderem damit zusammen, dass es zu der Zeit keine Projektleitung im Humboldt Labor gibt. Üblicherweise findet Planung in einem kollektiven Entscheidungsprozess statt (Burckhardt 2017, 107f.). Da im Humboldt Labor zu dieser Zeit nur Johanna Stapelfeldt und Hartmut Burggrave angestellt sind, werden zukünftige Planungsvorhaben überwiegend mündlich abgestimmt und in einem stetigen Ideenfluss weiterentwickelt. Schriftliche Dokumente sind dabei zweitrangig, was auf die strukturellen Problematiken des Personalmangels sowie den Einfluss der COVID-19-Pandemie zurückzuführen ist. Durch die anhaltende Pandemie wird beispielsweise im Dezember 2020 die Rekrutierung von Vermittler*innen, Guides und Aufsichten vorerst gestoppt (Interview Stapelfeldt/Burggrave vom 22.2.2021). Die Dauer der Pandemie ist zu dieser Zeit unabsehbar, sodass der Planungsprozess weitestgehend auf Eis gelegt wird. In diesem Kontext habe ich mit den beiden Kurator*innen auch über die Handlungs(un)möglichkeiten in der Pandemie gesprochen, wodurch sich das Ausmaß der institutionellen Rahmenbedingungen und Verstrickungen herauskristallisiert hat.

Im Verlauf des Gesprächs entsteht ein Reibungsmoment, als ich hinterfrage, inwiefern die Kriegsgefangenenaufnahmen in der Ausstellung *Nach der Natur* und im Workshop gehört werden dürfen. Diese Frage lehnt sich an Britta Langes Überlegungen an, ob denn die Stimmen der Kriegsgefangenen durch die Technik des Aufnehmens und der Archivierung gefangen bleiben (Lange 2019, 11). Für mich bleibt die Frage wichtig, ob die kolonialen Machtstrukturen bis in die Gegenwart bestehen und sich eventuell im Moment des Abspiels kanalisieren. Darauf antworten die Kurator*innen, dass sich im Umgang mit den Aufnahmen ein »dezidiert antikoloniales Unterfangen« äußere (Interview Stapelfeldt/Burggrave vom 22.2.2021). Die Audios werden mit den Lebensgeschichten der Soldaten kontextualisiert, wodurch sie als Subjekte wahrgenommen werden sollen. Das *Lebende Archiv* wird hier als ein geschützter Raum konzeptualisiert, in dem sensible Aufnahmen aus den Kriegsgefangenenlagern abgespielt und reflektiert werden – obgleich der Workshop zu diesem Zeitpunkt noch nicht erprobt wurde. Es wird deutlich, dass die Kurator*innen die konzeptuelle Arbeit ihrer Vorgänger*innen unterstützen. Lediglich an einem Punkt wird die Überlegung angestellt, ob man die Tonaufnahmen nicht zurückgeben könnte. Eine weiterführende ethische Diskussion zur Nutzung der Aufnahmen in dem Workshop hat hiernach nicht stattgefunden. In diesem konflikthaften Moment wird deutlich, dass die Entscheidungen des vorherigen kuratorischen Teams legitimiert und das bestehende Ausstellungskonzept verteidigt werden. Die digitalisierten Stimmen der Kriegsgefangenen sind bereits ein fester Bestandteil der Ausstellung des Humboldt Labors sowie des Workshops. Das Votum für die Inklusion der Aufnahmen des Lautarchivs und damit verbun-

dene ethische Diskussionen haben längst an anderer Stelle stattgefunden. In diesen Prozess waren die beiden Kurator*innen nicht involviert. Dementsprechend arbeiten sie mit dem *Vermächtnis* der ersten kuratorischen Generation. Und trotzdem frage ich mich, warum eine Grundsatzdebatte, wie diese, nicht in das Konzeptpapier des *Lebenden Archivs* eingeschrieben ist? Könnte der Workshop nicht gerade ein Ort der kritischen Reflexion werden, der bestehende Machtstrukturen bezüglich der Tonaufnahmen bewusst in den Blick nimmt?

Vermittlung im Humboldt Labor als kritischer Handlungsraum

Anschließend diskutieren wir, wie die Inhalte des *Lebenden Archivs* an den Unterricht der Berliner Schulen anknüpfen können. Hierbei teile ich die Ergebnisse meiner Analyse der Rahmenlehrpläne mit, in welcher ich inhaltliche Anknüpfungspunkte zwischen Workshop und dem Lehrplan eruiert habe. Entsprechend des Kerncurriculums wird *Kolonialismus* im siebten oder achten Schuljahr als ein optionales Modul aufgeführt (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie Berlin o.A.b, 30). Ebenso wird es in der zwölften beziehungsweise 13. Klasse nicht verpflichtend unterrichtet (ebd., 32). Außerdem erstellt jede Schule ein eigenes Curriculum, das zusätzlich zu den Rahmenlehrplänen individuelle und regionale Lern- und Kompetenzschwerpunkte festlegt (ebd., 10). Das führt dazu, dass eine institutionelle Variabilität entsteht, da die thematischen Schwerpunkte von der Schulleitung festgelegt werden. Damit geht ein hohes Maß an Eigenverantwortung hinsichtlich der Vermittlung von Wissen über Kolonialismus an die Schulen. Als ersten kritischen Aspekt (1) formuliere ich, dass Kolonialismus als Wahlmodul in den Lehrplänen des Landes Berlin gelistet wird. Wenn Lehrkräfte die Wahl besitzen ein Thema wie Kolonialismus nicht zu unterrichten, müssen Schüler*innen sich dieses Wissen selbst erarbeiten – sofern sie das wollen. Dieser Zustand kann als ein politisches Statement gedeutet werden und suggeriert, dass das Wissen um die Geschichte des Kolonialismus und dessen Folgen nicht obligatorisch sind. Daraus ergibt sich meines Erachtens eine höhere Anforderung an die Vermittlung im Humboldt Labor. Denn wir können bei der inhaltlichen Konzeptualisierung des Workshops nicht von einem einheitlichen Wissensstand zur Geschichte des Kolonialismus ausgehen. Hartmut Burggrabe bestätigt meine kritischen Überlegungen:

»[...] Lehrer und Lehrerinnen sind sowieso immer ein bisschen am Limit. Die sind dann total froh, wenn in einem neuen Museum mal 'n Angebot kommt, das diese Themen auch aufgreift. [...] Und die sind vielleicht ganz dankbar, wenn sie endlich was haben, wo sie dieses Kolonialthema aufgreifen können und um da eine kritische Perspektive reinzubringen und so weiter – das wäre die Idee. Das erhoffe ich mir zumindest davon.« (Interview Stapelfeldt/Burggrabe vom 22.2.2021)

Analytisch betrachtet wird im *Lebenden Archiv* die außerschulische Vermittlung als ein kritischer Handlungsraum entworfen, der aktiv in die politische Schulbildung eingreift und potenziellem *Nicht-Wissen* zu Kolonialismus entgegenwirkt. Dem stellvertretenden Leiter Kuration der ersten kuratorischen Generation Friedrich von Bose zufolge beinhaltet ein solcher Raum mögliche Zukünfte, die zugleich kritisch betrachtet und hinterfragt werden (von Bose 2016, 292). Diesen Zukünften möchte ich im Folgenden nachgehen.

Hartmut Burggrabe betont, dass die Perspektive von Schüler*innen der achten bis 13. Klasse im Fokus des Formates stehen soll. In diesem Handlungsraum soll ein aktiver Dia-

log im Fokus anstelle einer hierarchischen Dynamik, in der die Schüler*innen lediglich zuhören und passiv sind. Ich konzeptualisiere das *Lebende Archiv* als einen öffentlichen Handlungsraum in der Vermittlung, der einen partizipativen Lernansatz verfolgt. Schüler*innen können auch an dem Workshop teilnehmen, wenn das Thema Kolonialismus bislang nicht an ihrer Schule unterrichtet wurde und Stimmen von anderen Besucher*innen in der Ausstellung oder im Humboldt Forum aufnehmen. In diesem Handlungsraum antizipiere ich, dass die Teilnehmenden sich mit den individuellen Lebensgeschichten der Kriegsgefangenen beschäftigen und eine ethische Bewertung über die damaligen Verhältnisse der Aufnahmetätigkeiten vornehmen. Erst wenn diese Wertung gemeinsam ergründet und in Bezug zu heutiger Forschung sowie damit einhergehendem Datenschutz gesetzt wird, kann über die Bedeutung der Tonaufnahmen für die Gegenwart diskutiert werden. Dann besitzen die Schüler*innen *agency*, die zu einer machtkritischen Wissensproduktion beiträgt und bestehendes Wissen zur Kolonialgeschichte hinterfragt. Als Handlungsraum liegt dem Format ein Potenzial zugrunde, das Gestaltungsmöglichkeiten der Teilnehmenden zulässt (Rogoff 2008, 36).

An dieser Stelle formuliere ich eine weitere kritische Positionierung (2): Zum Zeitpunkt der Forschung gibt es keinerlei Indikatoren dafür, wie die Vermittler*innen über den kolonialen und gewaltvollen Entstehungskontext der Tonaufnahmen des Lautarchivs sensibilisiert werden. Unklar ist auch, wie Teilnehmende sensibilisiert werden sollen. Zudem stellt sich die Frage, welche emotionalen und psychischen Auswirkungen beim Hören der Aufnahmen entstehen. Inwiefern ist das *Lebende Archiv* wirklich ein geschützter Raum? Denn die Kriegsgefangenenaufnahmen sind nicht nur selbst sensible Objekte. Ihre Geschichte kann Personen *triggern* und möglicherweise retraumatisieren. Bezüglich dieses Punktes versichert mir Johanna Stapelfeldt, dass Vermittler*innen eine hohe Sensibilität erlangen sollen. Zwar herrscht bei den Akteur*innen ein Bewusstsein, wie relevant die Art und Weise der Vermittlung von geschichtlichem Wissen über Kolonialismus ist. Allerdings bleibt unklar, von wem und in welchem institutionellen Rahmen die Vermittler*innen geschult werden. Bis dato bleibt dies ein undefinierter Punkt in der Planung, obgleich die Vermittlung selbst einen großen Einfluss darauf hat, wie kritisch sich Schüler*innen mit dem Thema Kolonialismus und den Aufnahmen auseinandersetzen. Damit Teilnehmende ein machtkritisches Verständnis zu den Tonaufnahmen des Lautarchivs entwickeln können, benötigen sie einen Werkzeugkasten, das heißt grundlegende Kompetenzen, die es ihnen ermöglichen gegebenes Wissen zu hinterfragen (Butler 2002, 252f.). Diese Werkzeuge könnten Lehre und Vermittlung stellen. Sonst bleibt das Risiko bestehen, dass das institutionelle Narrativ der Rahmenlehrpläne fortgeführt wird: ein *Nicht-Wissen* oder *Auslassen* der historischen Vergangenheit des Kolonialismus. Um dem entgegenzuwirken, habe ich im Verlauf der Kollaboration angeboten, das Begleitmaterial für das *Lebende Archiv* zu konzipieren. Hiermit können Geschichts- und Ethiklehrer*innen ihren Unterricht vor- und nachbereiten, um die Inhalte des Workshops mit der Lehrpraxis zu verbinden. Das Begleitmaterial beinhaltet rassismuskritisches Lehrmaterial sowie Aufgabenstellungen. Rassismuskritik ist für die Vermittlung relevant, da der Ursprung von Rassismus in Deutschland häufig als ein Relikt aus der Zeit des Nationalsozialismus verstanden wird, obgleich rassistisches Wissen bereits auf die Kolonialzeit und zuvor zurückzuführen ist (Kourabas 2019, 8). Auch die zukünftigen Schüler*innen bekommen die Möglichkeit, rassismuskritische Kompetenzen zu entwickeln, die für das *Lebende Archiv* essentiell sind und im folgenden Abschnitt erläutert werden.

Charakteristisch für das intervenierende Potential meiner ethnographischen Forschung ist meine explizite Thematisierung von Rassismuskritik (3) auf der zukünftigen

Vermittlungsebene zwischen Labor und Schulunterricht.⁶ Betrachtet man Rassismus als ein Phänomen der heutigen Zeit und zugleich als Teil der gesellschaftlichen Alltagspraxis, so wird jede*r mit diesem Gedankengut und dessen Machtverhältnissen konfrontiert. Rassismuskritisches Denken vermag, Handlungsmöglichkeiten in diesem Raum zu schaffen, indem die eigene Position in Relation zu diesen Verhältnissen kritisch reflektiert wird (ebd., 9–11). Dazu müssen Individuen mit rassistischen Strukturen arbeiten, die immer noch existent sind (Butler 2002, 265). Somit erfordert Rassismuskritik ein dezidiertes Verlernen von rassistischem Wissen, um in bestehende Machtverhältnisse zu intervenieren (Sternfeld 2014, 14f.). Diese Vorgehensweise wird mit dem von mir erstellten Begleitmaterial Bestandteil des *Lebenden Archivs*, um die schulische Lehre zu ergänzen und stellt eine weitere Zukunft der Vermittlung dar.

Die Kurator*innen folgen meinen Ausführungen über Rassismuskritik sehr interessiert, die auf Literaturrecherchen und der Teilnahme an thematischen Vorträgen basieren. Daraus schließe ich, dass sie einen Mehrwert in dem Ansatz erkennen. Nach der Erziehungswissenschaftlerin Maisha Auma besteht Rassismus nicht nur weiterhin in der deutschen Gesellschaft, sondern zeigt sich auch in kulturellen, alltäglichen Objekten wie Schulbüchern (Auma 2018, 181). Nicht-weiße Schüler*innen werden immer wieder im Schulalltag mit rassistischen Kommentaren von ihren Lehrer*innen und Klassenkamerad*innen konfrontiert (Marmer 2011, 5). Zu diesem Schluss kommt eine Studie, der Migrationsforscherin Elina Marmer aus den Jahren 2004–2005. Sie zeigt auf, dass Schüler*innen eines Hamburger Gymnasiums diese Mitschüler*innen exotisieren (ebd., 1).⁷ Eine fehlende historische Aufarbeitung der Zusammenhänge zwischen Kolonialismus und Rassismus führt dazu, dass Lehrkräfte häufig nicht rassismuskritisch ausgebildet werden und ein mangelndes Bewusstsein für die Relevanz der Thematik besitzen. Damit wird die Institution Schule zu einem Lernort, an dem diskriminierendes Wissen re-produziert wird (Kasatschenko 2020, 202). Zudem fehlt es an institutionellen Kapazitäten, wie eine Lehrkraft bei einem rassismuskritischen Vortrag berichtet. So stünden Lehrenden in Sachsen maximal drei Stunden für Fortbildungen pro Schuljahr zur Verfügung (teilnehmende Beobachtung vom 14.1.2021). In diesem Zusammenhang stellt sich für mich die intervenierende Frage (4): Was kann Rassismuskritik im außerschulischen Vermittlungskontext des Workshops leisten? Vermag das Konzept vorhandene institutionelle Logiken langfristig zu verändern? Und welchen Beitrag leistet die ethnographische Intervention in diesem Zusammenhang?

Meine Ausführungen zeigen, dass Rassismuskritik als ein Werkzeug in der Vermittlung von Kolonialgeschichte agieren kann, um die temporalen Verflechtungen von vergangenem und gegenwärtigem Rassismus aufzuzeigen. Mit der Nutzung dieses Instrumentes an der Schnittstelle zwischen Schule und Humboldt Labor, würde sich das Labor auch aktiv im öffentlichen Diskurs der Aufarbeitung von Kolonialgeschichte verorten. Dort wird zunehmend die Forderung nach einer verpflichtenden Einbeziehung des Themas in den Rahmenlehrplänen gestellt. Hierfür setzt sich unter anderem die Initiative für Diskriminierungssensibilität und Rassismuskritik (IDiRA) ein, die sich aus Student*innen der Leibniz Universität Hannover formierte.⁸ Die Hochschulgruppe fordert in einer Petition eine rassismuskritische Aufarbeitung der Kolonialgeschichte in allen Fächern und Schulformen.⁹ Aber auch Lehrkräfte und Eltern vernetzen sich online in Foren und Facebookgruppen wie »Rassismuskritische Schulbuchkritik und positive Beispiele«.¹⁰ Um diese Bewegung zu unterstützen und ein politisches Votum zu setzen, unterbreite ich den Kurator*innen den Vorschlag, Schulleitungen und Lehrkräften einen rassismuskritischen Leitfaden mitzugeben. Der Leitfaden ist von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes entwickelt worden und bietet inhaltliche sowie methodische Ansätze für eine

rassismuskritische Lehre. Ich möchte betonen, dass ein Leitfaden keine Anleitung zur Bekämpfung von Rassismus darstellt. Diese Strukturen lassen sich nicht in einer Schritt-für-Schritt-Beschreibung auflösen. Vielmehr lädt der Kanon zur »Reflexion bestehender und Erstellung neuer didaktischer Lehr- und Lernmaterialien für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit zu Schwarzsein, Afrika und afrikanischer Diaspora«¹¹ ein. Die Zielgruppe dieses Dokumentes richtet sich also eindeutig an Lehrkräfte, die keine Erfahrung mit antirassistischer Lehre besitzen. Rassismuskritik verfolgt einen politischen Ansatz, der diskriminierende Denkweisen nicht toleriert, sondern in einem individuellen Reflexionsprozess erkennt und an ihrer Auflösung arbeitet. Damit werden institutionelle Logiken perspektivisch verändert, da Lehrende ihren Unterricht weiterentwickeln. Dieser Prozess muss in einer *longue durée*-Perspektive gedacht werden und benötigt Zeit. Es ist fraglich, inwiefern Rassismuskritik Rassismus auflösen kann. Immerhin ist ein Benennen von rassistischen Ordnungen unausweichlich, um ihn aufzuzeigen. Diesbezüglich kritisiert die Politikwissenschaftlerin Isabell Lorey, dass die bloße Benennung von Kategorien wie ›Rasse‹, die im Rassismus implizit ist, zu einer Produktion und Festigung dergleichen führt (Lorey 2008, S.139). In erster Linie fungiert Rassismuskritik als eine Irritation in einer rassistisch geprägten Gesellschaft (Eggers 2015, 20). Ähnlich wie in Foucaults Verständnis von Kritik, dem der »Entunterwerfung« (Foucault 1992, 15), bildet antirassistisches Denken einen Widerstand gegen hierarchisierende Machtverhältnisse. Darin liegt die Stärke der Methodik, die durch das erstellte Begleitmaterial zu einem Teil des *Lebenden Archivs* wird.

Abschließend möchte ich die Forschungsergebnisse im Hinblick auf das Konzept der ethnographischen Intervention reflektieren. Rückblickend betrachtet ist das Gespräch mit den Kurator*innen des Humboldt Labors weniger kritisch oder intervenierend verlaufen, als ich ursprünglich geplant habe. Vielmehr ist ein ko-laborativer Austausch zu den Resultaten meiner Analyse entstanden. Der kritisch-intervenierende Kern der Forschung liegt in der Gestaltung des rassismuskritischen Begleitmaterials für das *Lebende Archiv* und die Positionierung im damit verbundenen Diskurs über (Anti-)Rassismus. So hat die Forschung zunehmend aktivistische Züge bekommen, die als politischer Akt anzusehen sind. Diese Interventionsart verweist auf die universalen Rechte des Menschen, die innerhalb dieser Machtstrukturen bestehen (Butler 2002, 257). Anstelle eines Urteils über diese Strukturen, arbeite ich in der Forschung mit ihnen, ähnlich wie in der Rassismuskritik. Hier zeigt sich das Potential der ethnographischen Intervention als eine ko-laborative Variante von Kritik,

»die das Infragestellen von Kategorien nicht als Reformulierung von Kategorien versteht, sondern als Konstituierung eines Vermögens, das das Verschwinden von bestimmten Kategorisierungen für möglich hält und möglich macht.« (Lorey 2008, 145)

Ich strebe eine machtkritische Lehre an, die durch das Begleitmaterial in den Lehralltag eingebunden wird. Dadurch könnte rassistisches und diskriminierendes Gedankengut im (außer)schulischen Bildungsraums von innen heraus bekämpft werden (Terhart 2021, 138).

Ausblick auf das *Lebende Archiv*

Nun befinden wir uns im Jahr 2023, in dem die COVID-19-Pandemie in ihre endemische Phase eingetreten ist. Die *Ko-laboration* mit den Kurator*innen des Labors hat in ein

Praktikum gemündet, in dessen Verlauf ich das Begleitmaterial für den Workshop überarbeitet und fertig gestellt habe. Ich arbeite seit November 2021 als kuratorische Assistenz im Humboldt Labor und habe einen tiefergehenden Einblick hinter die Kulissen der Ausstellung *Nach der Natur* gewonnen. Die Tätigkeit hat sich auch auf mein weiteres Masterstudium ausgewirkt. So habe ich in meiner Abschlussarbeit das *Lebende Archiv* in der Praxis evaluiert. Hierbei habe ich die Funktion einer Vermittlerin eingenommen und mit einer Schulklasse aus einer Förderschule zusammengearbeitet. Die Ergebnisse wurden an den derzeitigen Kurator für *Outreach* zurückgespielt. Bei der Durchführung des Workshops stellte sich heraus, dass die Kriegsgefangenenenaufnahmen stärker historisch verortet werden müssen. Zudem benötigen die Teilnehmer*innen einen Reflexionsraum, um sich über ihre Emotionen und Eindrücke auszutauschen. Mittlerweile ist das Humboldt Labor alleiniger Veranstalter des Vermittlungsformates, da der inter-institutionelle Vertrag mit der Stiftung Humboldt Forum ausgelaufen ist. Dadurch kann das Konzept stärker überarbeitet werden. Auch die Vermittler*innen sollen neu geschult werden – so weit zu den positiven Aspekten meiner Involvierung im Humboldt Labor.

Denn im Laufe der weiterführenden Forschung zum *Lebenden Archiv* stellte sich heraus, dass der aktuelle Kurator der Vermittlung keinerlei Kenntnis des Begleitmaterials hat. Hier werden die Grenzen meiner ethnographischen Intervention sichtbar: Zu meiner Überraschung wurde die Forschungsarbeit im Prozess der Übergabe vergessen. Sie hat bis heute nie das Tageslicht erblickt und ist in einer *online* Ablage archiviert gewesen. Die Intervention kann nur fruchten, wenn sie in der Praxis des *Lebenden Archivs* eingesetzt wird. Dies gestaltet sich bis zum heutigen Tage als schwierig, da das Format kaum von Schulklassen gebucht wird. Grund hierfür ist, dass die Thematik der Kriegsgefangenen sehr spezifisch ist und es eine Fülle an Vermittlungsangeboten im gesamten Humboldt Forum gibt. Dabei ist das *Lebende Archiv* etwas auf der Strecke geblieben. Somit bleibt offen, ob das Begleitmaterial in der weiteren Zukunft weiter genutzt wird. Fest steht, dass die ethnographische Intervention in eine langfristige Zusammenarbeit mit den Akteur*innen des Labors gemündet hat.

ALINA JANUSCHECK ist Kultur- und Sozialanthropologin. Sie war bis Juli 2023 kuratorische Assistenz am Humboldt Labor und ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt »Towards Sonic Resocialization« tätig. Kontakt: alina.januscheck@aol.com.

Endnoten

- 1 Im Lautarchiv werden derzeit über 10.000 akustische Dokumente verwahrt. Die Sammlung umfasst Aufnahmen aus Kriegsgefangenenlagern des Ersten und Zweiten Weltkriegs in Deutschland, Stimmen von bedeutenden Personen der deutschen Geschichte und eine breite Variation von Dialekten aus dem europäischen Raum. In seiner Form bildet das Archiv eine weltweit einzigartige Sammlung, die aus einem linguistischen Forschungsinteresse entstanden ist (o. A. 2023a). Weitere Informationen können auf der Website des Lautarchivs nachgelesen werden: <https://www.lautarchiv.hu-berlin.de/einfuehrung/>, aufgerufen am 29.1.2024.
- 2 Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie Berlin (o. A.a): Teil C – Ethik. Jahrgangsstufen 7 – 10, https://bildungsserver.berlin-brandenburg.de/fileadmin/bbb/unterricht/rahmenlehrplaene/Rahmenlehrplanprojekt/amtliche_Fassung/Teil_C_Ethik_2015_11_10_WEB.pdf, aufgerufen am 29.1.2024.

- 3 Die Arbeitsgruppe zur kritischen Vermittlung bestand aus Clara Dröll, Patrick Funk und Rebekka Pfennig.
- 4 o. A. (2023b): [laut] Die Welt hören. <https://www.smb.museum/ausstellungen/detail/laut-die-welt-hoeren/>, aufgerufen am 29.1.2024.
- 5 Im Jahr 2022 habe ich im Rahmen meiner Masterarbeit das *Lebenden Archiv* mit einem externen Vermittler durchgeführt, was gegen den inter-institutionellen Vertrag verstoßen und zu einem erheblichen organisatorischen Mehraufwand geführt hat. Das Vorhaben wurde ausschließlich unter der Bedingung genehmigt, dass zukünftig ausschließlich geschulte Vermittler*innen das Format durchführen.
- 6 Für eine genauere Einordnung des Begriffes, empfehle ich diesen Artikel von Veronika Kourabas (2019): Grundlegende Darstellung zu Rassismuskritik. Was ist Rassismus und was heißt Rassismuskritik? In: Denkanstöße für eine rassismuskritische Perspektive auf kommunale Integrationsarbeit in den Kommunalen Integrationszentren – ein Querschnittsthema, 5 – 18, https://www.uni-bielefeld.de/fakultaeten/erziehungswissenschaft/arbeitsgruppen/ag10/Kourabas-2019_Grundlegende-Darstellung-zu-Rassismuskritik.pdf, aufgerufen am 29.1.2024.
- 7 Die Studie von Frau Dr. Marmer wird als ein exemplarisches Beispiel in diesem Beitrag aufgeführt. Es gibt zahlreiche weitere Forschungen, die lesenswert sind, wie: Melter, Claus (2006); Scharathow, Wiebke (2014); Yeboah, Amma (2017).
- 8 O. A. (2022a): Über uns. <https://idira-hannover.webnode.com/uber-uns/>, aufgerufen am 4.4.2022.
- 9 O. A. (2021): IDiRa – Initiative für Diskriminierungssensibilität und Rassismuskritik. <https://idira-hannover.webnode.page/>, aufgerufen am 27.3.2025.
- 10 O. A. (2022b): Rassismuskritische Schulbuchkritik und positive Beispiele. <https://www.facebook.com/groups/905246979486210/about>, aufgerufen am 29.1.2024.
- 11 O. A. (2023c): Autor*innenKollektiv (2015) Rassismuskritischer Leitfaden. <https://www.elina-marmer.com/rassismuskritischer-leitfaden/>, aufgerufen am 29.1.2024.

Literatur

- Auma, Maureen Maisha (2018): Fehlende, versteckte, vorhandene Heterogenität. Diversität in Bildungsmaterialien in Ost- und Westdeutschland. In: Stephanie Zloch u. a. (Hg.): Wissen in Bewegung: Migration und globale Verflechtungen in der Zeitgeschichte seit 1945. Berlin/ Boston, 169 – 196.
- Baur, Nina/Stefanie Ernst (2011): Towards a process-oriented methodology: modern social science research methods and Norbert Elias's figurational sociology. In: Gabriel, Norman/ Stephen Mennell (Hg.): Norbert Elias and Figurational Research: Processual Thinking in Sociology. Oxford, 117 – 139.
- von Bose, Friedrich (2016): Das Humboldt Forum. Eine Ethnografie seiner Planung. Berlin.
- Burckhardt, Lucius (2017): Wer plant die Planung? In: Zeitschrift für kritische Stadtforschung 5/1, 105 – 114.
- Butler, Judith (2002): Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 50, 249 – 265.
- Bryant, Rebecca/ Daniel Knight (2019): The Anthropology of the Future. New Departures in Anthropology. Cambridge.
- Castellano, Carlos Garrido (2018): The institution of institutionalism: difference, universalism and the legacies of Institutional Critique. In: Culture, Theory and Critique 59/1, 59 – 73.
- Chakkalakal, Silvy (2019): Future/ No Future. Kritisch-ethnografische Perspektiven auf Bildung und intervenierende Bildungspraktiken. In: Alltag – Kultur – Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie 5, 77 – 105.
- Dies. (2021): Figuration als Poiesis. Macht, Differenz und Ungleichheit in der figurationalen Kulturanalyse. In: Peter Hinrichs u. a. (Hg.): Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin, 135 – 152.
- Eggers, Maureen Maisha u. a. (2015): Grundideen einer herrschaftskritischen Methodik und Didaktik. In: Elina Marmer/ Projekt Lern- und Erinnerungsort Afrikanisches Viertel (LEO) beim Amt für Weiterbildung und Kultur des Bezirksamtes Mitte von Berlin (Hg.): Rassismuskritischer Leitfaden. Zur Reflexion bestehender und Erstellung neuer didaktischer Lehr- und Lernmaterialien für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit zu Schwarzsein, Afrika und afrikanischer Diaspora. Hamburg/Berlin, 17 – 40.
- Foucault, Michel (1992): Was ist Kritik? Berlin.

- Hauer, Janine u. a. (2021): Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren. Zu Formen des Zusammenarbeitens in der ethnografischen Forschung. In: Berliner Blätter 83, 3 – 17.
- Hilden, Irene (2017): Die historischen Sammlungen des Berliner Lautarchivs: Zum Umgang mit akustischen Objekten. In: Seidl u. a. (Hg.): Materielle Kultur in universitären und außeruniversitären Sammlungen. Berlin, 45 – 52.
- Kasatschenko, Tatjana/Olga Zitzelsberger(2020): Un-/hörbar und un-/sichtbar: Rassismuskritische Überlegungen zur universitären Lehramts(aus)bildung und den Möglichkeiten zur Anerkennung vielfältiger Perspektiven. In: Momentum Quarterly 9/4, 200 – 209.
- Kleinschmidt, Malte (2021): Dekoloniale politische Bildung. Eine empirische Untersuchung von Lernendenvorstellungen zum postkolonialen Erbe. Hannover.
- Kleist, Nauja/Stef Jansen (2016): Introduction: Hope over Time – Crisis, Immobility and Future-Making. In: History and Anthropology 27/4, 373 – 392.
- Kourabas, Veronika (2019): Grundlegende Darstellung zu Rassismuskritik. Was ist Rassismus und was heißt Rassismuskritik? In: Denkanstöße für eine rassismuskritische Perspektive auf kommunale Integrationsarbeit in den Kommunalen Integrationszentren – ein Querschnittsthema, 5 – 18, https://www.uni-bielefeld.de/fakultaeten/erziehungswissenschaft/arbeitsgruppen/ag10/Kourabas-2019_Grundlegende-Darstellung-zu-Rassismuskritik.pdf, aufgerufen am 27.3.2025.
- Lange, Britta (2019): Gefangene Stimmen. Tonaufnahmen von Kriegsgefangenen aus dem Lautarchiv 1915 – 1918. In: Kaleidogramme (176). Berlin.
- Perlick, Tino (2015): Forschungsfeld ‚Eventisierte Hochschule‘. Vorüberlegungen zu einem Projekt. In: Ronald Hitzler/Miriam Gothe (Hg.): Ethnografische Erkundungen. Methodische Aspekte ethnografischer Forschungsprojekte, Erlebniswelten. Wiesbaden, 59 – 70.
- Lorey, Isabell (2008): Kritik und Kategorie? Zur Begrenzung politischer Praxis durch neue Theoreme der Intersektionalität, Interdependenz und Kritischen Weißseinsforschung. In: Demirović (Hg.): Kritik und Materialität. Münster, 132 – 148.
- Marmar, Elina u. a. (2011): Racism and the Image of Africa in German Schools and Textbooks. In: International Journal of Diversity in Organizations, Communities and Nations 10/5, 1 – 14.
- Melter, Claus (2006): Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit. Münster.
- Murray Li, Tania (2017): The Practice of Critique: A Comment on Fassin. In: Anthropological Theory 17/2, 262 – 264.
- Niewöhner, Jörg (2016): Co-laborative anthropology. Crafting reflexivities experimentally. In: Jukka Jouhki/Tytti Steel (Hg.): Etnologinen Tulkinta ja Analyysi. Kohti Avoimempaa Tutkimusprosessia [Ethnological Interpretation and Analysis. Opening Up the Research Process], Tallinn, 81 – 125.
- Rauning, Gerald (2006): Instituierende Praxen. Fliehen, Instituieren, Transformieren. <https://transversal.at/transversal/0106/raunig/de>, aufgerufen am 17.9.2021.
- Rogoff, Irit (2008): Turning. E-Flux Journal 0, 31 – 46, <https://www.e-flux.com/journal/00/68470/turning/>, aufgerufen am 29.1.2024.
- Scharathow, Wiebke (2014): Risiken des Widerstandes. Jugendliche und ihre Rassismuserfahrungen, Bielefeld.
- Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie Berlin (2006): Rahmenlehrplan für die gymnasiale Oberstufe – Gymnasien – Gesamtschulen mit gymnasialer Oberstufe – Berufliche Gymnasien – Kollegs – Abendgymnasien. Geschichte, Berlin.
- Dies. (o. A. a): Teil C – Ethik. Jahrgangsstufen 7 – 10, https://bildungsserver.berlin-brandenburg.de/fileadmin/bbb/unterricht/rahmenlehrplaene/Rahmenlehrplanprojekt/amtliche_Fassung/Teil_C_Ethik_2015_11_10_WEB.pdf, aufgerufen am 29.1.2024.
- Dies. (o. A. b): Teil C – Geschichte. Jahrgangsstufen 7 – 10, Berlin.
- Sternfeld, Nora (2014): Verlernen vermitteln. In: Sabisch, Andrea u. a. (Hg.): Kunstpädagogische Positionen 30, Hamburg, 9 – 24.
- Terhart, Ewald (2021): The discussion about racism and anti-racism in schools and teacher education in Germany: Some short remarks. In: Lydia Heidrich u. a. (Hg.): Regimes of Belonging – Schools – Migrations. Teaching in (Trans)National Constellations, Bremen, 135 – 142.
- Willow, Anja J./ Yotobieng, Kelly A. (2020): Introduction. Doing Good Anthropology. In: dies. (Hg.): Anthropology and Activism. New Contexts, New Conversations, London/New York, 1 – 18.
- Yeboah, Amma (2017): Rassismus und psychische Gesundheit in Deutschland. In: Karim Fereidooni und Meral El (Hg.), Rassismuskritik und Widerstandsformen. Wiesbaden, 143 – 161.
- O. A. (2021): IDiRa – Initiative für Diskriminierungssensibilität und Rassismuskritik. <https://idira-hannover.webnode.page/>, aufgerufen am 27.3.2025., aufgerufen am 8.10.2021.
- O. A. (2022a): Über uns. <https://idira-hannover.webnode.com/uber-uns/>, aufgerufen am 29.1.2024.
- O. A. (2022b): Rassismuskritische Schulbuchkritik und positive Beispiele. <https://www.facebook.com/groups/905246979486210/about>, aufgerufen am 29.1.2024.

- O. A. (2023a): Das Lautarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin. <https://www.lautarchiv.hu-berlin.de/einfuehrung/>, aufgerufen am 29.1.2024.
- O. A. (2023b): [laut] Die Welt hören. <https://www.smb.museum/ausstellungen/detail/laut-die-welt-hoeren/>, aufgerufen am 29.1.2024.
- O. A. (2023c): Autor*innen Kollektiv (2015) Rassismuskritischer Leitfaden. <https://www.elina-marmer.com/rassismuskritischer-leitfaden/>, aufgerufen am 29.1.2024.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1 Digitalisat: © 2015, Lautarchiv, Humboldt-Universität zu Berlin.

Abb. 2 Darstellung der Verflechtungen zwischen den Akteur*innen der Forschung:

© Alina Januscheck, 2021.



Copyright: © 2025 The Author(s)



ADAPTER Archiv



Grafik: © Inside Outside, Petra Blaisse, Ausstellungsgrafik: Julia Neller.



Schwieriges Erbe ausstellen – »Programmatische Leerstellen« als kritische Repräsentation im Projekt *Who is ID 8470?* und den Archivausstellungen

Ricarda Rivoir

ABSTRACT: In meinem Beitrag beziehe ich mich auf zwei Module der Auftaktausstellung im Humboldt Labor: die künstlerisch forschende Intervention *Who is ID 8470?* und die Archivausstellungen mit Objekten des Lautarchivs, des Hahne-Niehoff-Archivs und des Janheinz Jahn-Archivs. Die Provenienzen der hier thematisierten Sammlungen und Archive sind in die wissenschaftlichen Erzählungen der Kolonial- und der NS-Ideologie verstrickt. Beide Module setzen sich gezielt mit diesem »Schwierigem Erbe« (Macdonald 2009) auseinander. Ausgehend von Foucaults Überlegungen zur Archäologie des Wissens (1972) erscheinen die Sammlungen und Archive als dynamische Machtstrukturen, die von ihren Entstehungskontexten und politischen Anliegen durchwirkt sind. Welches Wissen wurde überliefert? Was wurde unsichtbar gemacht? Schneider (2020) bezeichnet diese strategischen Ein- und Ausblendungen als »programmatische Leerstellen«, anhand derer die Politik des Archivs sichtbar wird. Beide Ausstellungsbereiche fragen danach, wie Geschichten über Subjekte, die im Spannungsfeld zwischen Ein- und Ausblendungen geformt wurden, in der Ausstellung repräsentiert werden können. Wie können wir Geschichten über in den Archiven verzerrte Subjekte erzählen, ohne die Gewalt, die in ihrer Unsichtbarmachung liegt, zu wiederholen (Hartman 2008)? In meinem Beitrag untersuche ich die (Un)Möglichkeiten einer kritischen Repräsentation durch das Kuratieren der »programmatischen Leerstellen«.

SCHLAGWORTE: Schwieriges Erbe, Humboldt Labor, Archiv, Ausstellungspraxis, Ethik der Repräsentation

ZITIERVORSCHLAG: Rivoir, R. (2025): Schwieriges Erbe ausstellen – »Programmatische Leerstellen« als kritische Repräsentation im Projekt *Who is ID 8470?* und den Archivausstellungen. In: Berliner Blätter 90, 97–109, DOI: 10.60789/901198

»And how does one tell impossible stories?« (Hartman 2008, 10)

(Un)Sichtbarkeit und »programmatische Leerstellen«

Mit dem Begriff des »Schwierigen Erbes« beschreibt Sharon Macdonald (2009) eine Vergangenheit, die zwar als bedeutsam anerkannt wird, gleichzeitig aber auch umstritten und unangenehm ist. Im Humboldt Labor finden sich hierzu viele Spuren aus der Geschichte. Dies ist nicht verwunderlich, setzt sich die Auftaktausstellung *Nach der Natur*

schließlich zum Ziel, Herausforderungen und Krisen demokratischer Ordnungsprinzipien zu beleuchten und diese durch Positionen aus der Wissenschaftsgeschichte zu perspektivieren. Mein Beitrag fokussiert auf zwei Bereiche des Ausstellungsraums, innerhalb derer der Umgang mit »Schwierigem Erbe« (ebd.) explizit im Fokus steht: das künstlerische Projekt *Who is ID 8470?* und die Archivausstellungen. Beide Kurationen setzen sich mit schwieriger Sammlungsgeschichte auseinander; während *Who is ID 8470?* die anatomische Sammlung der Charité Berlin thematisiert, geht es in den Archivausstellungen um Fotografien und Tonaufnahmen, die auf die gewaltvollen wissenschaftlichen Erzählungen der Kolonial- und der NS-Ideologie zurückgehen. Unter Sammlung begreife ich hier sowohl die materiellen Bestände als auch ihre zu Grunde liegenden Ordnungsprinzipien. Die damit einhergehenden Herausforderungen und die kuratorischen Strategien, die für das Ausstellen dieser Sammlungsbestände in den beiden Projekten entwickelt wurden, standen im Mittelpunkt meiner Forschung.

Im Rahmen des Studienprojekts kam ich zunächst mit dem Projekt *Who is ID 8470?* in Kontakt. Der Künstler und Forscher Tal Adler stellte Ende 2019 in unserem Seminar die künstlerische Intervention *Who is ID 8470?*, die er für das Labor plante, vor.¹ Bei diesem Besuch formte sich eine Studiengruppe, mit der wir die künstlerische Arbeit kollaborativ forschend in regelmäßigen Treffen mit Adler begleiteten. *Who is ID 8470?* beschäftigt sich mit einem menschlichen Schädel aus der Sammlung der Charité mit der Identifikationsnummer 8470. Der Zeitraum seines Sammlungseingangs liegt vermutlich um 1830, doch weitere biographische Informationen zu dem Menschen, zu dem der Schädel gehört, sind nicht überliefert. Dies entspricht der Logik der anatomischen Sammlungen dieser Zeit, in denen Informationen zur Person aktiv ausgeblendet wurden, um durch diese Auslassung ein Objekt für die wissenschaftliche Lehre zu schaffen (Schnalke 2021 in *Artistic Provenance Research*). Der Eindruck der Versachlichung des präparierten Körperteils wird bei ID 8470 zudem durch eine Bemalung auf der Schädeldecke verstärkt. Diese verweist auf die Schädellehre der Phrenologie, die im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert von Franz Joseph Gall (1758–1828) entwickelt wurde. Sie gilt als frühe Vorläuferin der heutigen Hirnforschung und als Wegbereiterin von rassifizierendem Denken in der Wissenschaft (siehe den Beitrag von Laura Strott in diesem Band). Als Repräsentant dieser Lehre wurde der Schädel seit 2000 bereits in elf Ausstellungen, davon drei der Humboldt-Universität zu Berlin (siehe Bredekamp u. a. 2001; Hennig/Andraschke 2010; Doll u. a. 2016) gezeigt und erlangte dadurch einige Bekanntheit. Als er von einem*iner Kurator*in auf die Liste der Ausstellungsobjekte des Humboldt Labors gesetzt wurde, initiierte der Stellvertretende Leitende Kurator Friedrich von Bose eine Debatte im Kernkurator*innenteam über die Ethik des Ausstellens des Schädels (*Artistic Provenance Research* 2021). In dem darauffolgenden Diskussionsprozess, der auch Teil der Beantragung von Forschungsgeldern für das daraus entstehende Projekt war, debattierte das Team darüber, ob der Schädel ausgestellt werden sollte oder nicht. Schließlich lud Friedrich von Bose Tal Adler zur Beratung ein und das Team gab die Entscheidung über das (Nicht)-Ausstellen des Schädels an Adler ab. Adler entschied an Stelle des Schädels eine Videoinstallation als künstlerische Intervention zu zeigen.² Diese findet sich in einer der hängenden Glasvitrinen im Zentrum des Hauptraums wieder. Die Arbeit Adlers beleuchtet die kuratorischen Konfliktlinien um ID 8470 und verschiedene Expert*innen äußern sich zur Geschichte und zum Umgang mit dem Schädel. Zudem lässt Adler im Video anhand von kurzen fragmentarischen Einspielern spekulative Geschichten von Menschen erzählen, die in anatomische Sammlungen gelangten. Insgesamt entwirft er vier Biographien aus verschiedenen historischen Kontexten. Eine dieser Geschichten, die einer Dienstmagd aus dem 18. Jahrhundert, erarbeitete unsere Studien-

Schwieriges Erbe ausstellen

gruppe in einem kollaborativen Prozess mit Adler. Wir engagierten uns mit historischen Recherchen und dem Geschichtenspinnen bis hin zu deren Umsetzung vor der Kamera. Gerade in solchen kollaborativen Momenten konstituierte ich mein Forschungsfeld mit. Ich forschte nicht nur mit den Akteur*innen des Feldes, sondern wurde selbst zu einem intervenierenden Bestandteil des Feldes.



Abb. 1 »Sicht auf Who is ID8470?«



Abb. 2 »Archivbereich des Humboldt Labors.«

Von der Videoinstallation aus führt ein offener Gang direkt auf einen separaten Bereich zu, in dem drei Archive der Humboldt-Universität zu Berlin in unterschiedlichen Abschnitten ausgestellt werden. Diese Archivausstellung bildet den zweiten Gegenstand dieses Beitrags. Das Ausstellungskonzept des Kernkurator*innenteams sieht ein lineares Abschreiten der fünf nummerierten Räume für die Gegenüberstellung von jeweils zwei Sammlungen »im wechselseitigen Blick« (Archiv B-Text, 2020) vor. So wird Raum 1, in dem afrikanische und afro-diasporische Literatur aus dem Janheinz Jahn-Archiv kuratiert wird, mit Raum 2 kontrastiert, wo koloniale Tonaufnahmen aus dem Lautarchiv der Humboldt Universität zu Berlin ausgestellt werden (siehe den Beitrag von Domink Biewer in diesem Band). Den dritten Abschnitt bilden die Räume 3–5, in denen zwei Sammlungen aufeinander bezogen werden, die im Zeichen der volkskundlichen Wissensproduktion des Nationalsozialismus stehen. Sowohl das Hahne-Niehoff-Archiv, ein Foto-Archiv, das unter anderem am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin lagert, wie auch die Dialektsammlung des Lautarchivs, wurden in den 1920er bis in die 1940er Jahre mit dem Ziel ›das Deutsche‹ zu sammeln angelegt. Die Archivausstellung setzt also Sammlungen miteinander in Bezug, die unterschiedliche identitätspolitische Anliegen bzw. »unterschiedliche Repräsentationen des ›Eigenen‹ und des ›Anderen‹« (Archiv B-Text, 2020) verfolgen. Wie die Überschriften »Sichtbarkeit« und »Unsichtbarkeit« der ersten beiden Räume vermitteln, kreisen die Überlegungen der Kurator*innen um dieses Spannungsfeld. Für die Räume 3–5 werden diese Fragen besonders in einer Audiostation deutlich, die sich auf einer Meta-Ebene explizit mit den strategischen Ein- und Ausblendungen in den Archiven beschäftigt. Unter dem Titel »Empty Space: über Leerstellen in den Archiven und in unserer Ausstellung« legen die beiden Kurator*innen Franka Schneider und Antonia von Trott zu Solz Arbeitsprozesse und Herausforderungen im Umgang mit den Archiven offen: »Was machen diese jeweils sichtbar? Und was wird mit ihnen und in ihnen jeweils unsichtbar gemacht?« (Schneider in Audio Empty Space, 1 (Un)Sichtbarkeit). Durch den Kontakt zu Franka Schneider, die als Europäische Ethnologin unser Seminar besuchte, fand auch hier ein Beitrag unserer Master-Studienprojektgruppe Eingang. Darin reflektieren wir unsere Arbeit mit den Archiven, die durch viele Gespräche mit den beiden Kurator*innen und unsere Beschäftigung mit Bild- und Tonmaterial im Rahmen unseres Studienprojekts gekennzeichnet war (Biewer, Rivoir, Yacine in Audio Empty Space, 5 Zeitlichkeit II). Auch diese Intervention ist Resultat eines Kollaborationsprozesses und wirkt sich zugleich ethnographisch-sinnlich auf das Feld aus.

In meiner Forschung untersuche ich diese beiden Ausstellungsbereiche, die sich mit Material auseinandersetzen, das dicht in koloniale und NS-ideologische Wissenschaftstraditionen verwoben ist. Die Geschichte von anatomischen Sammlungen und die Gall'sche Bemalung des Schädels ID 8470 sowie das völkische und koloniale Programm des Hahne-Niehoff Archivs und des Lautarchivs machen die Sammlungen und Archive zu einem »Schwierigen Erbe« (Macdonald 2009), das durch Gewaltkontexte gekennzeichnet ist. Ausgehend von Foucaults Überlegungen zur *Archäologie des Wissens* (1972) erscheinen Sammlungen und Archive als dynamische Machtstrukturen, die von ihren Entstehungskontexten und politischen Anliegen durchwirkt sind. Dem Ansatz von Ann Laura Stoler folgend, die vorschlägt Archive entlang ihrer Logik »mit dem Strich« zu lesen, begreife ich die Archive als Räume, die auch diejenigen Stellen aufzeigen, die nicht zu sehen sein sollten und an denen ihre eigene Unsicherheit und Fragilität sichtbar wird (Stoler 2009, 24). Beide Projekte setzen sich damit gezielt auseinander, wobei sie auf die Produktion spezifischer An- und Abwesenheiten verweisen. Welches Wissen wurde überliefert? Was wird durch die Wissenspolitiken der Archive unsichtbar gemacht? Mit Stephen Bests

Analyse des Bildarchivs der Sklaverei wird deutlich: »The presences and absences embodied in artifacts and archives are neither neutral nor natural« (Best 2011, 156). In meiner Forschung nehme ich deshalb das Konzept der Leerstelle für beide Ausstellungsbereiche als konstitutiv an. Systematische Ausblendungen, die Schneider als »programmatische Leerstellen« (2020, 37) beschreibt, sind als Ausdruck der gewaltsamen politischen Bild-Programme der Archive zu lesen und damit in sich bedeutsam und erkenntnisproduzierend. Das bedeutet, die Archive nicht entlang ihrer Abwesenheiten zu erforschen, sondern herauszuarbeiten, welche Politiken sich durch das Auftreten von systematischen Leerstellen in den Archiven manifestieren (Chakkalakal 2024, 25–29). Anjali Arondekar verweist auf einen »space of absence« (Arondekar 2009, 1), auf den die Arbeit mit kolonialen Archiven immer wieder zurückführt und der nur produktiv gewendet werden kann, wenn der konstitutive Charakter der ihm inhärenten Gewalt herausgearbeitet wird: »The colonial archive is thus most empty precisely when it is most full« (ebd., 12). In meinem Beitrag arbeite ich heraus, wie beide Projekte die so verstandenen Leerstellen inszenieren und sich dabei bewusst mit den (Un)Möglichkeiten auseinandersetzen, Geschichten über Subjekte zu erzählen, die durch die Gewalt des Archivs ausgeblendet wurden. Dabei beziehe ich mich auch auf die theoretische Reflexion zur Repräsentation der im kolonialen Archiv beschriebenen Akteur*innen von Saidiya Hartman und ihren Überlegungen zu einer kritischen Fabulation (Hartmann 2008): Wie können wir Geschichten über im Archiv begrabene Subjekte erzählen, ohne die Geste der Gewalt in ihrer Repräsentation zu wiederholen? Wie setzen sich beide Projekte mit der An- und Abwesenheit des im Archiv gespeicherten Wissens und der (Un)Sichtbarkeit der Subjekte, um die sie kreisen, auseinander?

Who is ID 8470?

Mit dem Projekt *Who is ID 8470?* verfolgt Tal Adler das Ziel, aktiv einen Transpositionsprozess einzuleiten. Bisher wurde ID 8470 als Repräsentant für die phrenologische Schädellehre ausgestellt. Die Geschichte seiner Person wurde dabei ausgeblendet. Damit wurde er gemäß der Sammlungslogik präsentiert, nach der die

»Präparate selbst in ihrer Entstehung [...] eine Versachlichung, eine Vergegenständlichung des Körpers aufbieten [sollten]. Das heißt der Name wurde getilgt, die Erinnerung an die Person wurde aktiv nicht mitgeführt, um letztendlich ein Ding an sich zu fertigen, um daran den Körper zu erklären« (Schnalke 2021 in *Artistic Provenance Research*. Minute 1:33).

Mit der Kunstinstitution versucht Adler mit der Repräsentationslogik, ID8470 als Ausstellungsstück zu behandeln, zu brechen, indem er anstelle des Schädels in der Vitrine ein Video zeigt. Darin wird das beleuchtet, was normalerweise vernachlässigt oder nicht berücksichtigt wird: Adler lenkt die Aufmerksamkeit auf die Prozesse, in denen eine Person in ein Objekt der Wissenschaft verwandelt wird, das als Werkzeug für Lehre und Ausbildung verwendet wird. Das Projekt wirft damit Fragen der Ethik der Repräsentation auf. Der Schädel wird seines bisherigen Status als Ausstellungsstück enthoben und nicht zur Schau gestellt. Allerdings werden im Video sowohl Bilder des Schädels und der Bemalung gezeigt, als auch Prozesse der Objektifizierung des Schädels durch Bemalung nachgestellt. Er wird so wiederum als Objekt vorgeführt und vor den Blicken der Besucher*innen nicht gänzlich verborgen und geschützt.



Abb. 3 »Geisterprojektion Dienstmagd«. Filmstill der Zweikanal-Videoinstallation *Who is ID 8470?*. Ein Kooperationsprojekt zwischen dem Centre for Anthropological Research on Museums and Heritage (CARMAH) und dem Humboldt Labor.

Eine andere Form der Repräsentation sucht Adler im zweiten Handlungsstrang des Videos. Hier fabuliert er über die Biographie des Menschen, über dessen Schicksal wir nicht mehr als seine Verwendung für die anatomische Sammlung wissen und an der es bisher kein Forschungsinteresse gab. Adler repräsentiert die Geschichte des Menschen hinter dem Schädel anhand von Erzählungen. Indem er potentielle biographische Bruchstücke entwirft, lenkt er den Blick auf die grausamen individuellen Schicksale, die einen zu meist verschwiegenen Teil der Geschichte der Anatomie konstituieren.³ An der Grenze zwischen historischer Recherche und narrativer Spekulation formuliert er mögliche Situationen und kreiert damit »a witness to a death not much noticed« (Hartman 2008, 8). Die fragmentierten biographischen Narrationen, die in der Videoinstallation zu sehen sind, entwerfen das Nicht-Wissen um den Schädel als buchstäbliche Projektionsfläche, auf der mögliche Schicksale über epochale Grenzen hinweg verwoben werden.

Von den vier Geschichten, die für das Projekt entwickelt wurden, gehe ich hier beispielhaft auf die einer Dienstmagd aus dem 18. Jahrhundert ein, bei der ich selbst mitgewirkt habe. In diesem Einspieler greift Adler einen historischen Hinweis auf eine Dienstmagd bei Helmstedt in Niedersachsen auf, die kurz nach der Geburt ihres Kindes verstorben war. Da sie genug Geld für eine Beerdigung hinterlassen hatte, wurde sie bestattet. Fünf Tage später wurde ihre Leiche jedoch exhumiert und in die örtliche Anatomie überführt. Die Begründung dafür waren Armut und/ oder ihre ledige Mutterschaft (Stuckenbrock 2001, 110). Diese Geschichte hatte Adlers Interesse geweckt, da im 18. Jahrhundert vor allem weiblich gelesene Körper aus benachteiligten sozialen Milieus von der unfreiwilli-

gen Verwertung für die Anatomie betroffen waren. Repräsentativ dafür greift Adler diesen historischen Fall in der Videoinstallation auf. In einer Studiengruppe mit Clara Dröll und Laura Strott arbeiteten wir zunächst an der kleinteiligen historischen Recherche zu seiner Rekonstruktion mit. Wir vergruben uns im Archiv, studierten Lohnabrechnungen von Dienstmägden, das soziale Stigma der ledigen Mutterschaft, die Friedhofskultur sowie sprachliche Besonderheiten und tauchten so tief in Lebenswelten des ausgehenden 18. Jahrhunderts ein. Schließlich spielten Laura Strott und ich zwei der Geister im Film. Im Prozess der Recherche, des Schreibens und der Dreharbeiten verwoben wir uns über die epochalen Grenzen hinweg durch das Projekt mit der Dienstmagd aus Helmstedt und wurden emotional tief in ihre Geschichte hineingezogen. Gleichzeitig erfuhren wir dabei unmittelbar die Unmöglichkeit, von der Dienstmagd zu erzählen: was wir fanden waren Fragmente, die wir auf Basis unserer historischen Recherche nur spekulativ miteinander verbinden konnten. Mit Saidiya Hartman möchte ich diese doppelte Geste der Schreibpraxis als kritische Fabulation verstehen: » [...] straining against the limits of the archive to write a cultural history of the captive, and, at the same time, enacting the impossibility of representing the lives of the captives precisely through the process of narration« (Hartman 2008, 11). Die Unmöglichkeit, die Dienstmagd im Archiv zu finden, verwies uns auf die konstitutive Gewalt ihrer Geschichte im Archiv (Chakkalakal 2024, 25). Das Vorhandensein eines menschlichen Schädels ohne biographische Information und Hinweise auf Einwilligung, der als Wissenschaftsobjekt in der anatomischen Sammlung der Charité lagert, erzählt eine Geschichte von Gewalt, die bisher als selbstverständlich hingenommen wurde. Sie erzählt die Geschichte eines »archive [that] is, in this case, a death sentence, a tomb, a display of the violated body« (Hartman 2008, 2). Das anatomische und koloniale Archiv ist also angereichert mit Geschichten, die nicht von Individuen erzählen, sondern vielmehr »about the violence, excess, mendacity, and reason that seized hold of their lives, transformed them into commodities and corpses, and identified them with names tossed-off as insults and crass jokes« (ebd., 2). Kann diese Geschichte, die durch Abwesenheit erzählt wird, noch respektiert werden, wenn die verursachten Lücken spekulativ gefüllt werden? Oder wird die Geste der Gewalt gegenüber den von der Geschichtsschreibung verzerrten oder verwischten Akteur*innen in der Repräsentation auf einer zweiten Ebene wiederholt? Das Projekt umkreist diese Fragen und zeigt in der fragmentarischen Darstellung der biographischen Erzählungen die Unmöglichkeit und das Scheitern der Repräsentation selbst auf. Dadurch gerät das Nicht-Gewusste in den Fokus und die Besucher*in wird nicht mit historischen Wahrheiten, sondern mit historischen Möglichkeiten konfrontiert und selbst zum Nachdenken angeregt. In der narrativen Form verschiebt Adler den Zugriff auf ID 8470 vom Objekt für die Wissenschaft zu einem von der anatomischen Wissenschaftsgeschichte gemachten Objekt. Dies geschieht auch durch den anderen Erzählstrang des Videos, in dem verschiedene Expert*innen zu Wort kommen. Adler bewirkt einen Perspektivwechsel, indem er den Diskussionen, die im und durch das Projekt in Bewegung gebracht werden, Sichtbarkeit verleiht. Durch die Perspektivierung aus der Meta-Ebene wird der Blickwinkel der Besucher*in auf ID 8470 auf Fragen der Ethik der Repräsentation gelenkt. Das bisher fehlende Forschungsinteresse an der Geschichte der Persönlichkeit von ID 8470 wird dadurch skandalisiert. Der Installation gelingt es die »programmatischen Leerstellen« (Schneider 2020) um ID 8470 in einer doppelten Bewegung sichtbar zu machen: Einerseits führt sie die (Un)Möglichkeit der Repräsentation von Subjektivität im Sinne der kritischen Fabulation auf. Andererseits rückt sie die Diskussionen um den Schädel in den Mittelpunkt und fragt dabei nach den Wissenspolitiken des Archivs, die das Projekt selbst mitgestalten.

Die Archivausstellungen



Abb. 4 »(Un)Sichtbarkeit, Archivausstellungen Raum 1–2«

Dass auch die Archivausstellungen um Fragen der Repräsentation kreisen, wird bereits durch die Titel »Sichtbarkeit« und »Unsichtbarkeit« der ersten beiden Räume deutlich. »Sichtbarkeit« wird durch das Janheinz Jahn-Archiv repräsentiert, das im Humboldt Labor von Ibou Diop, der zu dem Zeitpunkt Literaturwissenschaftler am Institut für afrikanische Literaturen und Kulturen der Humboldt-Universität zu Berlin war, kuratiert wurde. Das Archiv umfasst Literatur afrikanischer und afro-diasporischer Autor*innen der 1950er bis 1970er Jahre, die vom Übersetzer, Schriftsteller und Herausgeber Janheinz Jahn (1918–1973) gesammelt und archiviert wurden. Sein besonderes Interesse galt den Texten der Négritude, die sich als literarisch-philosophische Strömung widerständig mit dem europäischen Diskurs über Afrika auseinandersetzte. Dabei bleibt zu beachten, dass Jahn selbst eine strittige Persönlichkeit ist (Diop 2021). Einerseits sorgte er dafür, dass in Deutschland marginalisierte Stimmen hörbar wurden, gleichzeitig unterlag seine Archivierungspraxis einer normativen und subjektiven Auswahl. Er entschied, welche Geschichte(n) in der Öffentlichkeit erzählt und gehört werden sollten, die »ein bestimmtes Bild des Schwarzseins auch indirekt geprägt hat« (ebd.). Durch diesen Abschnitt hindurch treten die Besucher*innen in den zweiten Raum mit dem Titel »Unsichtbarkeit«. Hier kuratierte Katharina Grosch, die im Kontext dieses Themas ihre Masterarbeit verfasst hatte, Aufnahmen des Lautarchivs von kriegsgefangenen Soldaten aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg. Das Lautarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin wurde seit 1909 durch den deutschen Sprachwissenschaftler Wilhelm Doegen (1877–1967) angelegt. Für die Anfertigung der Aufnahmen, die in diesem Raum ausgestellt werden, wurde der Zwangskontext von deutschen Kriegsgefangenenlagern genutzt, in denen Soldaten aus ehemaligen Kolonien interniert waren. Doegens Vorhaben, mit dem er das Archiv zur Hochzeit des Kolo-

nialismus anlegte, war es, sämtliche Sprachen der Welt zu erfassen. Damit verfolgte er das Ziel der sprachlichen Taxonomisierung entlang rasseideologischer Auffassungen und verknüpfte diese mit territorialen Machtansprüchen des Deutschen Reiches (Raum 2 Archiv, B-Text 2020). Ähnlich wie bei ID 8470 wurde also auch hier der Archivlogik zufolge die Individualität der Person vernachlässigt, um zielgerichtet ein *Objekt an sich* anzufertigen. Die Intention, mit der das Archiv angelegt und gepflegt wurde, stützte sich somit auf eine grundlegende koloniale Gewalt, die die dynamische Struktur des Archivs mitbestimmt (Foucault 1972, 128). Sie bringt Subjekte und Objekte der Macht hervor und verwischt dabei die Individualität der kolonisierten Akteur*innen. Dennoch weist Britta Lange (2011a) darauf hin, dass manche Gefangene den begrenzten Handlungsspielraum der Aufnahme-situation nutzten, um in den Aufnahmen verschlüsselte Informationen zu hinterlassen. Diese Geschichten können demnach durch heutige Forschung ans Licht gebracht werden (ebd., 115). Unstrittig ist, dass die hier untersuchten Aufnahmen des Lautarchivs durch politische und militärische Zensur und Gewalt geprägt sind, die ihre »programmatischen Leerstellen« (Schneider 2020) markieren.

In der Ausstellung im Humboldt Labor wird auf verschiedene Weise versucht, diese herauszuarbeiten und kritisch zu repräsentieren. Durch entsprechende Kontextualisierungen wird auf die Sensibilität der Tonaufnahmen im Sinne Britta Langes (2011b) verwiesen und seine gewaltsame Entstehung und das politische Anliegen kritisch reflektiert. Dies geschieht einerseits durch eine Zugangsbarriere: Zum Anhören einer Aufnahme, muss die Besucher*in den Namen der Person, die auf dem zugehörigen Personalbogen der Tonaufnahme vermerkt ist, in ein Aufnahmegerät einsprechen. Durch diesen Impuls zum Innehalten sollen die Aufnahmen vor leichter Konsumierbarkeit geschützt werden (Interview Katharina Grosch vom 23.2.2021). Indem die Sprecher*innen der Aufnahme mit Namen angedredet werden, wird der Zugang zur Aufnahme symbolisch erbeten. Dieses Konzept ist eine bewusste kuratorische Irritation, um die Individualität der Sprecher*innen hervorzuheben, die ansonsten hinter der sprachlichen Typologisierung der Archivlogik vernachlässigt wird (ebd.). Eine weitere kuratorische Strategie zur kritischen Kontextualisierung der Aufnahmen ist die bereits erwähnte Gegenüberstellung mit den selbstbestimmten antikononialen Texten der Négritude-Bewegung aus dem Janheinz Jahn-Archiv (ebd.). Dazu wird das Format einer Ausstellung als gebauter Raum genutzt, der das Zusammenbringen mehrerer Erzählstränge auf einer zeitlichen Ebene ermöglicht (von Bose u.a. 2012). Die unterschiedlichen Entstehungsgeschichten und die verschiedenen Perspektiven der Archivgründer Doegen und Jahn werden so kontrastiert (Interview Katharina Grosch vom 23.2.2021). Die gewaltsame Unsichtbarmachung von Individualität und Selbstbestimmtheit im Lautarchiv soll so verdeutlicht werden. Im Gegensatz zum Projekt *Who is ID 8470?* wird das »Schwierige Erbe« (Macdonald 2009) hier also gezeigt und den Besucher*innen zugänglich gemacht. Die koloniale Wissensproduktion im Zugriff auf die Aufnahme wird durch die Sprechbarriere zwar irritiert, bleibt jedoch in der grundsätzlichen Übergriffigkeit auf das persönliche Relikt der betroffenen Person erhalten.

Der darauffolgende Abschnitt der Archivausstellung in den Räumen 3–5 umkreist die Fragen von Un(Sichtbarkeit) im Hahne-Niehoff-Archiv in Querverbindung mit einer weiteren Sammlung des Lautarchivs. Im Rahmen ihrer Forschung zu den Foto-Objekten des Hahne-Niehoff-Archivs entwickelte Franka Schneider zur Beschreibung des Archivs und der Arbeit damit den Begriff der »programmatischen Leerstellen«: »Diese gehen nicht nur auf ein methodisch begründetes Nicht-Fotografieren zurück [...]. Es wurde auch aus ideologischen Gründen nicht fotografiert und nicht gesammelt« (Schneider 2020, 50). Gemeint ist das völkische Anliegen der Gründer Hans Hahne (1875–1935, Direktor der Lan-

desanstalt für Vorgeschichte) und Heinz Kulus Niehoff (1888–1947, Dokumentarfilmer und Fotograf), das »auf die Repräsentation des Eigenen ab[zielte], womit hier das ›deutsche Volk‹ auf der Basis eines explizit rassistisch definierten ›Deutschtums‹ gemeint war« (ebd.). So wurden im Dienste einer angewandten völkischen Wissenschaft Fotografien von Umzügen, Bräuchen und Festen angefertigt, die als »uralte, germanische Bräuche« behauptet wurden (ebd.). Auf den Fotografien nicht zu sehen ist der diskursive Charakter dieser sogenannten »Volkheitskunde«, wie die bewusste Erfindung von Praktiken und Kostümen, die als traditionell »deutsch« ausgegeben wurden (ebd.). Diese archivalischen Praktiken markieren die systematischen Ein- und Ausblendungen des Foto-Archivs (ebd., 36). Das Humboldt Labor kuratiert das Hahne-Niehoff-Archiv in Querverbindung mit Dialektaufnahmen des Lautarchivs. Die Archivierung von Tonaufnahmen von deutschsprachigen Dialekten zwischen 1920 und 1945 war ebenfalls in ein völkisches Programm verwoben. Sie stellte sich in den Dienst der diskursiven Herstellung sogenannter »Volksdeutscher«⁴, womit gemäß der NS-Ideologie raumpolitische Herrschaftsansprüche und ab 1940 gewaltvolle Umsiedlungsprogramme einhergingen (Raum 4 Archiv, C-Text, 2020). In der Gegenüberstellung der Foto- und Ton-Objekte dieser beiden Archive verfolgen die Kurator*innen Franka Schneider und Antonia von Trott zu Solz die Strategie, die politischen Querbezüge und ideologischen Verflechtung der Archive zu verdeutlichen (Raum 2 Archiv, B-Text gesamt, 2020). Das Zusammenbringen und gegenseitige *Kommentieren* ermöglicht einen Blick in deren tiefere Ebenen und soll ihre politische Programmatik und identitätspolitischen Grenzziehungen kritisch vor Augen führen. Ein kuratorischer Blick auf die Materialität der Objekte, der die konstitutiven Bild- bzw. Tonpraktiken in den Fokus rückt, ermöglicht es Störungen, Grauzonen und die »programmatischen Leerstellen« (Schneider 2020) aufzuzeigen. Dadurch werden die Fragilität, der Zweifel und die fortlaufenden Irritationsmomente der Archivlogik selbst aufgezeigt.

Der doppelte Objektcharakter – »Fotografien zeigen Objekte und sind zugleich selbst Objekte, mit denen hantiert wird« (ebd., 43) – ermöglicht in der Erforschung und im Kuratieren der Archive, ihre Widersprüchlichkeiten sichtbar zu machen. So das Foto, das den misstrauischen Blick in die Kamera eines Jungen in Moschleben bei Gotha eingefangen hat:

»[...] sein Gegenblick stört den beabsichtigten Bildaufbau und öffnet den Raum für Fragen nach dem Gemachtsein der Fotografien. Der Blick kommentiert die Aufnahmesituation. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf den Fotografen Niehoff, auf sein Agieren im Feld, wie auf die Entscheidungen und Zufälle, die zu dieser Aufnahme führten« (Raum 3 Archiv, D-Label, 2020).

Das Beispiel verdeutlicht die behutsame und kleinteilige kuratorische Beschäftigung, die versucht die Archive mit dem Strich und gegen ihre Intention zu lesen (Stoler 2009, 47). Die »programmatischen Leerstellen« (Schneider 2020) werden durch ein dichtes Lesen der Archivalien auf ihre inhärenten Störungen im wechselseitigen Blick herausgearbeitet. Im eingangs erwähnten *Empty Space* wird diese Ebene der Ausstellung explizit thematisiert und bekommt einen eigenen repräsentativen Raum. In Schneiders Beitrag zu (Un)Sichtbarkeit beschreibt sie die Funktion des *Empty Space* wie folgt:

»[...] was lässt sich auch nicht ausstellen, weil es nach dem Programm des Archivs nicht gesammelt werden sollte und daher nicht vorhanden ist? Und: Wo sind unsere eigenen blinden Flecken, was wissen wir nicht? Der *Empty Space* thematisiert diese

Leerstellen, das Nicht-Archivierte, das Nicht-Ausgestellte und das Nicht-Gewusste« (Schneider in Audio Empty Space, 1 (Un)Sichtbarkeit).

So wird in der Ausstellung ein reflexiver Raum geschaffen, in dem die Arbeit mit den Archiven kritisch hinterfragt wird. Auch als Studienprojektgruppe mit Dominik Biewer und Mira Yacine thematisieren wir in unserem Beitrag den Umgang mit den identitätspolitischen Grenzziehungen in den Archiven: »Wie gehen wir mit Zeugnissen einer Wissensproduktion um, welche sich der Idee eines ›Deutschen Volkstums‹ verschrieben hatte? Wie gehen wir mit Sprachaufnahmen Kriegsgefangener um, die unter Zwang angefertigt wurden?« (Biewer/Rivoir/Yacine in Audio Empty Space, 5 Zeitlichkeit II). Im Sinne einer Engaged Anthropology, als deren Ausdruck wir auch unseren Beitrag verstanden, fordern wir:

»Wir sehen es als Aufgabe einer reflektierten Wissenschaft, diese Kisten zu öffnen, ihre Geschichten zu erinnern und sich mit ihren Inhalten auseinanderzusetzen. In diesem Modus der Kritik bedeutet Erinnerung nicht Läuterung und Entledigung, sondern richtet den Blick auf Kontinuitäten« (ebd.).

Dies bedeutet, die »programmatischen Leerstellen« (Schneider 2020) in den Archiven nicht nur als Ausdruck des völkischen Denkens der 1920er bis 1940er Jahre zu lesen, sondern auch ihre politischen Wirksamkeiten bis in die Gegenwart zu verfolgen.

Fazit: Sichtbare Leerstellen durch kritische Repräsentation

Die künstlerische Intervention *Who is ID 8470?* Und die Archivausstellungen im Humboldt Labor thematisieren »Schwieriges Erbe« im Sinne Macdonalds (2009), indem sie das Spannungsfeld zwischen »Sichtbarkeit« und »Unsichtbarkeit« von in den Archiven erzählten Geschichten kuratieren. Beide Fragen nach der (Un)Möglichkeit der Repräsentation der Subjekte, die im Archiv abgebildet werden – sowohl in den Archiven selbst, als auch in der Ausstellung. Wie Saidiya Hartman stellen sie die Frage: »And how does one tell impossible stories?« (2008, 10). Im Projekt *Who is ID 8470?* lenkt Adler durch das Abbilden des Diskurses über den Schädel den Blick auf die strukturierende und sinnstiftende Kraft des Archivs, die eine Person zum Objekt der Wissenschaft gemacht hat. Durch das kritische Fabulieren (Hartman 2008) führt er die für das Archiv konstitutiv wirkende Gewalt auf, die dabei bisher als unsichtbare Leerstelle erschien. Die Archivausstellungen thematisieren die »programmatischen Leerstellen« (Schneider 2020) in der Gegenüberstellung von jeweils zwei Sammlungen. Die koloniale und völkische Gewalt, die dem Lautarchiv zu Grunde liegt, und die die Repräsentation der Kriegsgefangenen regelt, wird in ihrer Fülle sichtbar gemacht, indem ihr Texte der antikolonialen Bewegung der Négritude gegenübergestellt werden. Die Sprechbarriere irritiert den kolonialen Zugriff, vermag diesen aber nicht aufzulösen. Das völkische Programm, das darauf abzielt, etwas als *deutsch* zu definieren und gewaltvoll abzugrenzen und welches den Dialektaufnahmen des Lautarchivs, wie auch den Foto-Objekten des Hahne-Niehoff-Archivs eingeschrieben ist, wird im Humboldt Labor durch ihre Querverbindung und einen Fokus auf die Materialität der Objekte herausgearbeitet. In diesem Beitrag habe ich danach gefragt, wie die »programmatische Leerstelle« (ebd.) für eine kritische Repräsentation in beiden Ausstellungsbereichen sinnlich erfahrbar gemacht wird. Ich habe die kuratorischen Strategien aufgezeigt, die entwickelt wurden, um das, was in der Praxis des Archivierens strategisch ausgeblen-

det wurde, sichtbar zu machen: das politische Programm des Archivs, das die An- und Abwesenheiten des dort gespeicherten Wissens markiert.

RICARDA RIVOIR  studierte Ethnologie, Politikwissenschaft und Europäische Ethnologie in Leipzig und Berlin. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf postkolonialer Provenienzforschung, insbesondere dem kolonialen Erbe von Museen und Restitutionsdiskursen. Seit 2021 arbeitet sie als Freiberuflerin am Grassi Museum für Völkerkunde zu Leipzig und seit 2024 am Rautenstrauch-Joest-Museum (Köln) als Mitarbeiterin im Sammlungsreferat Afrika. Kontakt: r.rivoir@posteo.de

Endnoten

- 1 Das Projekt wurde in einer Kollaboration des Humboldt Labors mit dem Forschungszentrum CARMAH (Centre for Anthropological Research on Museums and Heritage) realisiert, wo Adler zuvor bereits wissenschaftlicher Mitarbeiter im TRACES Projekt (Transmitting Contentious Cultural Heritages with the Arts: From Intervention to Co-Production) war.
- 2 Link zum Video im Materialverzeichnis. Hinweis: Im Video werden Bilder von menschlichen Überresten gezeigt und deren Objektifizierung durch Bemalung nachgestellt.
- 3 Zu den wenigen Beiträgen zu diesem Thema gehört *Das Weib als Versuchsperson*, in dem sich Katja Sabisch (2007) mit der Verdinglichung des Frauenkörpers in der Syphilisforschung auseinandersetzt.
- 4 Der Ideologie des NS folgend bezeichnete der Begriff Personen, die außerhalb des Staatsgebietes des deutschen Reiches lebten und keine deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, denen aber eine u. a. sprachlich definierte »deutsche Volkszugehörigkeit« zugesprochen wurde (C-Text Raum 4).

Literatur

- Arondekar, Anjali (2009): *For the Record: On Sexuality and the Colonial Archive in India*. Durham/London.
- Artistic Provenance Research (2021): *Who is ID8470?*, <https://youtu.be/IFfYhyrd4To>, aufgerufen am 29.01.2024.
- Best, Stephen (2011): *Neither Lost nor Found: Slavery and the Visual Archive*. In: *Representations* 113/1, 150 – 163.
- von Bose, Friedrich u. a. (2012): *Die x Dimensionen des Musealen. Potentiale einer raumanalytischen Annäherung*. In: Dies. (Hg.): *Museum X: Zur Neuvermessung eines mehrdimensionalen Raumes*. Berlin, 7 – 16.
- Bredenkamp, Horst u. a. (Hg.) (2001): *Theater der Natur und Kunst – Theatrum naturae et artis*. Wunderkammern des Wissens. 3 vols. Berlin.
- Chakkalakal, Silvy (2024): *Indienliebe. Die frühe Ethnographie und ihre Bilder*. Berlin.
- Doll, Nikola, u. a. (2016): *+ultra. gestaltung schafft wissen*. Leipzig.
- Diop, Ibou (2021): *Einblicke ins Humboldt Labor: Ibou Diop – das Janheinz Jahn-Archiv*, <https://www.youtube.com/watch?v=1dxqe1ILGbw>, aufgerufen am 29.1.2024.
- Foucault, Michel (1972): *The Archaeology of Knowledge*. New York.
- Hartman, Saidiya (2008): *Venus in Two Acts*. In: *Small Axe* 26 12/2, 1 – 14.
- Hennig, Jochen/ Udo Andraschke (Hg.) (2010): *WeltWissen: 300 Jahre Wissenschaften in Berlin*. München.

- Lange, Britta (2011a): »Denken Sie selber über diese Sache nach ...«. Tonaufnahmen in deutschen Kriegsgefangenenlagern des Ersten Weltkrieges. In: Margit Berner u. a. (Hg.): *Sensible Sammlungen*. Aus dem anthropologischen Depot. Hamburg, 89 – 128.
- Dies. (2011b): *Sensible Sammlungen*. In: Margit Berner u. a. (Hg.): *Sensible Sammlungen*. Aus dem anthropologischen Depot. Hamburg, 15 – 40.
- Macdonald, Sharon (2009): *Difficult Heritage: Negotiating the Nazi Past in Nuremberg and Beyond*. London/New York.
- Sabisch, Katja (2007): *Das Weib als Versuchsperson. Medizinische Menschenexperimente im 19. Jahrhundert am Beispiel der Syphilisforschung*. Bielefeld.
- Schneider, Franka (2020): Von an- und abwesenden Foto-Objekten. Das Hahne-Niehoff-Archiv als fragmentarische Sammlung volkskundlicher Fotografien. In: Julia Bärnighausen, u. a. (Hg.): *Foto-Objekte: Forschen in archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen Archiven*. Berlin, 36 – 55.
- Stoler, Ann Laura (2009): *Along the Archival Grain. Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense*. Princeton.
- Stuckenbrock, Karin (2001): »Der zerstückte Körper« Zur Sozialgeschichte der anatomischen Sektionen in der frühen Neuzeit (1650 – 1800). Stuttgart.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Digitalfotografie: © Tal Adler, 2021, Humboldt-Universität zu Berlin / CARMAH »Making Differences« research project led by Sharon Macdonald and sponsored by her Alexander von Humboldt professorship / Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik – Lautarchiv / Universitätsbibliothek, Institut für Asien-Afrika-Wissenschaften – Janheinz Jahn-Archiv / Inside Outside | Petra Blaisse / Ausstellungsgrafik: Julia Neller.
- Abb. 2 Digitalfotografie: © Philipp Plum, 2021, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Europäische Ethnologie – Hahne-Niehoff-Archiv / Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik – Lautarchiv / Universitätsbibliothek, Institut für Asien-Afrika-Wissenschaften – Janheinz Jahn-Archiv / Inside Outside | Petra Blaisse / Ausstellungsgrafik: Julia Neller.
- Abb. 3 Screenshot: © Tal Adler, 2022, Humboldt-Universität zu Berlin / CARMAH »Making Differences« research project led by Sharon Macdonald and sponsored by her Alexander von Humboldt professorship.
- Abb. 4 Digitalfotografie: © Ricarda Rivoir 2020, Humboldt-Universität zu Berlin / Inside Outside | Petra Blaisse / Ausstellungsgrafik: Julia Neller.

Materialverzeichnis

- Humboldt-Labor (2020): R2 Archiv, B-Text.
- Humboldt-Labor (2020): R3 Archiv, D-Label.
- Humboldt-Labor (2020): R4 Archiv, C-Text.
- Humboldt-Labor (2020): Empty Space: über Leerstellen in den Archiven und in unserer Ausstellung
Empty Space, 1 (Un)Sichtbarkeit – Was ist der Empty Space? (Schneider, Franka; 2:53 min)
Empty Space, 5 Zeitlichkeit II – Widerspenstige Aufmerksamkeit. (Biewer, Dominik/Rivoir, Ricarda/Yacine, Mira; 2:34 min).



Begehren nach Resonanz. Re-Figuration einer historischen Tonaufnahme zwischen Archiv und Ausstellung

Dominik Biewer

ABSTRACT: Resonanz und Staunen sind nach Stephen Greenblatt zwei Wirkungskräfte, die museale Ausstellungsobjekte bei Betrachter*innen hervorbringen. Der folgende Beitrag widmet sich den spezifischen Resonanzen einer im Humboldt Labor ausgestellten Tonaufnahme aus dem Lautarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin. Es handelt sich hierbei um die einzige jiddische Sprachaufnahme in der Dialektsammlung des Archivs, die ich als »epistemisches Ding« (Rheinberger 1994) figuriere. Das bedeutet, ich betrachte sie in ihrer wechselseitig-bedingten Konstellation als Archiv- und Ausstellungsobjekt. In dieser figurativen Verflechtung treten spezifische sinnliche und soziomaterielle Dimensionen hervor. Ausgehend von den Aussagen der Kurator*innen zu ihrer Hörempfindung zeige ich in meiner Untersuchung, wie sich diese materiell in einem Begehren nach Resonanz im Ausstellungsraum niederschlägt, die auf der Verknüpfung der performativen Qualität und materiellen Vielschichtigkeit des Objekts gründet.

SCHLAGWORTE: Resonanz, Soundarchiv, Ausstellung, Kuration, Figuration

ZITIERVORSCHLAG: Biewer, D. (2025): Begehren nach Resonanz. Re-Figuration einer historischen Tonaufnahme zwischen Archiv und Ausstellung. In: Berliner Blätter 90, 111–125, DOI: 10.60789/901195

»und manchmal singen Wörter am äußersten Rand ihrer Bedeutung.«
(Nancy 2021, 17)

Im Herbst 2021 tagte das Tikvah Institut unter dem Titel »Wie deutsch ist Jiddisch?«. Aus sprach- und kulturhistorischer Perspektive gingen die Organisator*innen der Frage nach, ob jiddisch als eigene Minderheitensprache anzuerkennen sei. »Jiddisch, ein deutscher Dialekt?« fragt hingegen Gorch Pieken, der Chefkurator der Auftaktveranstaltung *Nach der Natur* des Humboldt Labors, in einem *taz* Interview (Messmer 2020). Pieken bezieht sich dabei auf die historische jiddisch-sprachige Tonaufnahme *LA 1612*, die im Lautarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin den deutschen Dialekten zugeordnet ist. Auch dem Sammlungsbestreben des Lautarchivs ging es historisch betrachtet um phonetische und kulturhistorische Erkenntnisse. Die Ausstellung im Humboldt Labor geht diesen wissenspolitischen Verflechtungen der Entstehung der Tonaufnahmen nach.

Mein Beitrag widmet sich der jiddisch-sprachigen Tonaufnahme und fragt, welche spezifischen Resonanzen diese als Archiv- und als Ausstellungsobjekt hervorruft. Die Frage nach Resonanz liegt nahe, handelt es sich um ein technisch-akustisches Medienobjekt, dessen Resonanz, im physikalischen Sinne, messbar ist. Resonanz bezeichnet hier allgemein das Mitschwingen eines Körpers mit einem anderen.¹ Der Literatur- und Kulturwissenschaftler Stephen Greenblatt hat sich dieser Metaphorik zugewandt, um – passend zum Gegenstand meiner Ausführungen – die Effekte zu beschreiben, die museale Ausstellungsobjekte bei ihren Betrachter*innen auslösen können. Dabei unterscheidet Greenblatt zwei komplementäre, sich wechselseitig bedingende Wirkungskräfte: Staunen (*wonder*) und Resonanz (*resonance*). *Wonder* sei ein starkes Gefühl *im Moment*, doch sei es unwahrscheinlich, dass es das Publikum auf eine dauerhafte Weise beeinflusse. Resonanz hingegen versteht er als anhaltende, dynamische Kraft:

»[...] the power of the displayed object to reach out beyond its formal boundaries to a larger world, to evoke in the viewer the complex, dynamic cultural forces from which it has emerged and for which it may be taken by a viewer to stand.«
(Greenblatt 1991, 42)

Die Begriffe *resonance* und *wonder* bezeichnen beide gegenstandsbezogene Realitätserfahrungen. Das Außerordentliche lässt Staunen und Verwundern und gar neue Wahrnehmungen generieren. Resonanz knüpft daran an und verlangt nach einem Verstehen der Irritation, die die Objekte bei ihren Betrachter*innen erzeugen (Möller 2016, 74–76). Im Folgenden nehme ich die komplementäre Konstitution von Resonanz (in Relation zum Staunen) als kulturalanalytischen Ausgangspunkt, um den Wahrnehmungen der Kurator*innen beim Hören der Tonaufnahme nachzugehen. Diese stelle ich wiederum in Verbindung zur Materialität im Archiv und im Ausstellungsraum des Humboldt Labors. Mein ethnographisches Datenmaterial stützt sich dabei auf eine Ausstellungsanalyse und Archivrecherchen sowie Gespräche und Interviews mit den Kurator*innen.

Die Figuration nach Norbert Elias (1897–1990) erscheint mir hier als eine passende Konzeptualisierung, um mich der Frage nach der Resonanz des Archivobjekts zu nähern. Figuration stellt den Forschungsgegenstand in seinen wechselseitig-bedingenden Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen dar und betont die »relationale Dynamik von kulturellen Phänomenen im Sinne eines (Beziehungs-)Geflechts« (Chakkalakal 2021, 135). Hiermit lässt sich die Tonaufnahme in ihren unterschiedlichen (kultur-)historischen und materiellen Verstrickungen analysieren, die stets spezifische Machtverhältnisse darstellen.² Diesem Verständnis folgend figuriere ich die Tonaufnahme als »epistemisches Ding« (Rheinberger 1994).³ Mit diesem Begriff bezeichnet der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger Phänomene, die untersucht werden. Ihnen gemein ist eine materielle Entität, die durch Unbestimmtheit charakterisiert ist und all das »verkörpert, was man noch nicht weiß.« (ebd., 408). Zur weiteren Bestimmung und Definition nutzen Forscher*innen »technische Objekte«: »Sie betten es ein, und sie zwingen ihm Grenzen auf« (ebd., 409). »Epistemische Dinge« und »technische Objekte« sind von permanenter Wechselseitigkeit geprägt, da sie sich ständig ineinander umwandeln können.⁴

Im Mittelpunkt meiner Ausführung steht das relationale Interdependenzgeflecht der Tonaufnahme als historisch-gewordenes Archiv- und aktualisiertes Ausstellungsobjekt, das sich in sinnlicher Qualität und materieller Gestalt dynamisch und prozesshaft äußert und dadurch bestimmte affektive Wahrnehmungen evoziert. Mit einer ethnographischen Erforschung der Tonaufnahme als erkenntnisleitendes Objekt, die die Frage nach ihrer

Resonanz stellt, interessiere ich mich für die »konkreten, sinnlichen Interaktionen zwischen dem Wahrnehmenden, dem wahrgenommenen ästhetischen Phänomen und dem räumlichen Kontext« (Prinz/Göbel 2015, 29). Denn Resonanzempfinden schiebt sich in jenen-Zwischenraum zwischen Sinn[gehalt] und Sinn[lichkeit]: »Resonanz, wenn es nichts anderes ist als: sich auf sich zu beziehen. Klingen, das ist in sich oder von selbst schwingen.« (Nancy 2010, 15)

Das Lautarchiv: Un/Ordnungen

Das Lautarchiv beherbergt um die 4500 akustische Aufnahmen, die bis ins Jahr 1909 zurückgehen. Darunter befinden sich Sprach- und Musikaufnahmen, Reden historischer Persönlichkeiten und Tiergeräusche. Der Begriff des Archivs kann an dieser Stelle leicht zur Irritation führen, denn es waren keine im Nachgang archivierten Aufnahmen, sondern solche, die mit der Intention ihrer sprachwissenschaftlichen Untersuchung, Lehre und öffentlichen Nutzung eigens und teils gewaltvoll angefertigt wurden (Dreckmann 2018, 111–113; Lange 2019).⁵

Im Laufe der Jahrzehnte erfuhr das Lautarchiv eine fortlaufende Neuordnung seiner Bestände (Marenholz 2012). Die meisten der Tonaufnahmen gehören zur Sammlung »Dokumentation von Sprachen«. In den letzten Jahren haben die darin enthaltenen Aufnahmen an sogenannten Kolonialsoldaten verstärkte wissenschaftliche und künstlerische Aufmerksamkeit erhalten (Lange 2019; meLé yamomo 2019; Hoffmann 2021; Hilden 2022).⁷

Die hier betrachtete Tonaufnahme ist dem Konvolut der Deutschen Mundarten zugeordnet. Hierbei handelt es sich um deutsche Dialekte, die seit den 1920er Jahren bis 1943 systematisch aufgenommen, dokumentiert und klassifiziert wurden.⁸ In diesem Bestand ist das Objekt mit der Inventarnummer *LA 1612* die einzige jiddische Sprachaufnahme. Weitere jiddische Tonaufnahmen finden sich sonst nur in dem zuvor genannten Bestand der »Dokumentation von Sprachen«, die in Kriegsgefangenenlagern des Ersten Weltkriegs aufgenommen wurden.⁹ Damit einher geht eine unterschiedliche sprachliche Qualifizierung: mal als Sprache (des ›Fremden‹), mal als Dialekt (des ›Eigenen‹). In dieser Wissensstrukturierung sind die jiddischen Sprachaufnahmen im Lautarchiv »awkwardly implicated« (Lehrer 2020), da sie Eindeutigkeiten in der Frage ihrer Provenienz und Zuordnung unterlaufen. Unter Anregung der Figur der *implicated subjects* Michael Rothbergs, versteht Lehrer *implication* als »the agency of the ›objects‹, recognizing the material world's ability to depict, to move, to connect, to remind, even to accuse.« (ebd., 306) Darüber hinaus bilden die divergierenden Zuordnungen der jiddischen Tonaufnahmen ein anschauliches Beispiel, wie Archive als Differenzmaschinen agieren, »die kontext- und zeitgebundene Wissenszusammenhänge aufzeigen und von anderem Wissen trennen.« (Hennig 2016, 356)

Die Materialität des Archivs

Die einzelnen Archivobjekte bestehen aus einem akustischen Medienträger (in diesem Fall einer Schellackplatte) und werden jeweils von einem schriftlichen DIN A4-großen Personalbogen begleitet. Dieser folgt dem Format eines Formulars, das nach vorgegebenen, standardisierten Kategorien wie Ort, Datum und Titel der Aufnahme sowie biographischen Angaben zu dem*der Sprecher*in verzeichnet. Der Personalbogen dient folglich

als Übersetzung und Stabilisierung des Wissens; als technisches Objekt, um das Akustische der Tonaufnahme, zu begreifen.¹⁰



Abb. 1 »LA 1612: Schellackplatte«

Institut für Lautforschung an der Universität Berlin

PERSONAL-BOGEN

Nr. LA: _____ Ort: _____
 Datum: _____
 Dauer der Aufnahme: _____ Durchmesser der Platte: _____
 Raum der Aufnahme: _____
 Art der Aufnahme und Titel (Sprechaufnahme, Gesangsaufnahme, Choraufnahme, Instrumentenaufnahme, Orchesteraufnahme): _____

Sprache:
 Name des Sprechers: a) in der Muttersprache geschrieben: _____
 b) lateinisch geschrieben: _____
 Vorname: _____
 Anschrift: a) gegenwärtige: _____
 b) Heimatanschrift: _____
 Wann geboren (oder ungefähres Alter)? _____
 Wo geboren (Heimatprovinz)? _____
 Welche größere Stadt liegt in der Nähe des Geburtsortes? _____
 Wo gelebt in den ersten 6 Jahren? _____
 Wo gelebt vom 7. bis 20. Lebensjahr? _____
 Was für Schulbildung? _____
 Wo die Schule besucht? _____
 Wo gelebt vom 20. Lebensjahr? _____
 Heimatort: a) des Vaters: _____ b) der Mutter: _____
 c) des Ehemannes: _____ d) der Ehefrau: _____
 Beruf: a) des Vaters: _____ b) des Ehemannes: _____
 Stammeszugehörigkeit des Sprechers: _____
 Muttersprache des Sprechers: _____
 Welche Sprache spricht er außerdem? _____
 Kann er lesen? _____ Welche Sprachen? _____
 Kann er schreiben? _____ Welche Sprachen? _____
 Spielt er ein Instrument? (evtl. aus der Heimat)? _____
 Singt oder spielt er moderne europäische Musikweisen? _____
 Religion: _____ Beruf des Sprechers: _____
 Verantwortlich für die Aufnahme: _____

Abb. 2 »LA 1612: Personalbogen (blanko)«

Ein Teilbestand der physischen Objekte liegen im Lautarchiv parallel als Digitalisate vor und werden so an potenzielle Nutzer*innen herausgegeben. Die Ausstellung im Humboldt Labor beförderte die Digitalisierung der Archivbestände, nicht zuletzt, da viele der Schellackplatten Schimmelbefall ausgesetzt sind. Das Humboldt Labor greift auf den digitalen Bestand zurück und auch mir wurde auf diese Weise die Tonaufnahme mit der Inventarnummer 1612 zur Verfügung gestellt:

»Zuerst ein Knistern und Knacken. Eine weibliche Stimme sagt ›Ich bin evangelisch deutsch, aber ich werde etwas erzählen auf jiddisch.‹ Kurze Pause, das Knistern setzt fort, die Erzählung beginnt. Ich verstehe nichts, gewöhne mich an die Betonung, den Rhythmus, erkenne eine Versform. Kurze Unterbrechung. Die Stimme setzt wieder an, ich zucke zusammen. Ein warmes Gefühl umschleicht mich. Das Lied, welches ich höre, ist mir vertraut. Der Klang der Stimme, die unbeschwert und gefühlvoll Tum-balalayka singt, verstärkt mein Empfinden. So etwas wie Glück... wieder eine kurze Pause. Eine männliche Stimme tritt hervor. Sie stellt der vorherigen Fragen. Auch hier kann ich nur einzelne Wörter entnehmen: Schlecht sei es ihr ergangen.« (Feldnotiz vom Februar 2020)

Dem Personalbogen ist zu entnehmen, dass die Stimme der Schellackplatte zu Emilie S. gehört, die 1911 in Luck (heutiges Luzk, Ukraine) geboren wurde. Ihre Stimme wurde im März 1940 in einer Schulturnhalle in Aussig (heute Usti nad Labem, Tschechien) aufge-

nommen. Drei Titel sind vermerkt: 1. *Jiddisches Gedicht*, 2. *Jiddisches Lied*, 3. *Vom Handel-treiben*. Zudem finden sich weitere biographische Angaben: Emilie S. war Händlerin und wie sie selbst auf der Aufnahme sagt, evangelisch. Abgesehen von ihrer Muttersprache, als hochdeutsch angegeben, sprach sie jiddisch, polnisch, ukrainisch und russisch. Der Personalbogen von Emilie S. liegt in zwei unterschiedlichen Ausführungen vor: eine handschriftliche und eine maschinelle. Sie unterscheiden sich insofern, da letztere eine Inventarnummer besitzt: LA 1612. Hinzugekommen ist auch die Kategorie *Sprache*. Hier wurde eingetragen, was auf der handschriftlichen Version lediglich am Formularrand steht: *Jiddisch einer Volksdeutschen aus Luck*.

Besonders im Zuge der nationalsozialistischen, kolonial-geprägten Lebensraum- und Siedlungspolitik gen Osten wurden ab Ende der 1930er bis 1943 von deutschen Wissenschaftler*innen vermehrt Sprachaufnahmen von sogenannten Volksdeutschen¹¹ aus baltischen und osteuropäischen Ländern aufgenommen. Diese Aufnahmen sind bis heute Teil des Sammlungsbestands *Deutscher Mundarten*. Der Kulturwissenschaftlerin Britta Lange zufolge dienten sie dem Zwecke der Propaganda und Instrumentalisierung der nationalsozialistischen Volkstumspolitik (2017, 335). In dieser Dimension erscheint das Archiv als Vorwegnahme. Es dokumentiert und antizipiert die noch nicht eingelösten politischen Bestrebungen. Entsprechend lese ich an der Geschichte der Sprachaufnahmen die archiva-lische Geste der Kodierung von Zukunft ab. Denn »Archive sammeln das Ereignis selbst, die Entscheidung, das Urteil, die Abstimmung (...) um mit der Vergangenheit die Zukunft zu steuern.« (Ebeling 2020, 60) Doch was zeichnet die wissenschaftspolitische Relevanz einer jiddischen Sprachaufnahme für die nationalsozialistische ›Volkstumspolitik‹ aus? *Wie deutsch ist jiddisch?*

Sinn[e] als Berührung

Antonia von Trott zu Solz hat als freie Mitarbeiterin die Dialektaufnahmen des Lautarchivs für die Ausstellung kuratiert. Sie kannte zunächst keines dieser Objekte und stand, wie die Betrachter*in in Greenbergs zuvor skizzierten Text, ahnungslos vor der Tonaufnahme:

»Wenn man das jetzt einfach so hört, denkt man ›wow, schöne Stimme, berührt einen irgendwie, schönes Lied‹ also so allein dieses Lied ist einfach extrem schön. Das war so meine erste Reaktion, bevor ich wusste, was das ist, worum es da geht, bevor ich mir irgendwelche Jahreszahlen angeschaut habe, habe ich da erstmal reingehört. Ja und dann (...) dann ist es wie Schuppen von den Augen gefallen.« (Interview vom 19.2.2020)

Auch Gorch Pieken erwähnt im *taz* Interview: »und dann singt sie noch sehr schön, sehr berührend« (Messmer 2020). Nun ist dem akustischen Medium, und insbesondere der Musik, ein affektives Empfinden zu eigen. Die Hörer*innen artikulieren bestimmte Gefühle, im Fall dieser Tonaufnahme Wärme oder Wohlbefinden. Dabei spielt es zunächst jedoch keine Rolle, ob das Gehörte als melodisch oder unharmonisch wahrgenommen wird. Meine eigene wie auch die Reaktion von Antonia von Trott zu Solz' verweisen beide auf eine taktile Wahrnehmung, eine gefühlte Körperlichkeit, die die Stimme von Emilie S. evoziert: eine Berührung, die spüren lässt.

Die Melodie der Stimme, ihre performativen Eigenschaften lassen ein ästhetisches Empfinden zu, das sich dem vormals gedachten Erkenntnisobjekt quasi entgegenstellt.

Denn Gefühle hatten in der wissenschaftlichen Konzeption und Geschichte des (Laut)archivs keinen Platz (Hoffmann 2021, 148). Mittels der Aufmerksamkeit für die sinnlich-berührende Qualität wirken die materiellen Schwingungsübertragungen der Tonaufnahme über Körper »hinein in menschliches Verhalten, Empfinden, Denken und Handeln« (Zahn 2017, 99). So sind es hier die affektiv-sinnlichen und ästhetischen Qualitäten der Tonaufnahme, mittels derer Resonanz als »interkorporale(s) Mitgehen« (Schmedtkamp 2017, 3) erfahren wird und in der der eigene Leib als Klangkörper fungiert.

Antonia von Trott zu Solz stellt die Sinnlichkeit der Stimme dem Sinngehalt der Aufnahme entgegen. Denn Letzterer, so scheint es, wird hier nicht über das Ohr, sondern über das Auge vermittelt: Es ist die Jahreszahl, die sie anschaut und die sich auf dem zugehörigen Personalbogen der Aufnahme wiederfindet. In dieser archivalischen Relation passt das Gehörte nicht so recht ins Bild, gleichwohl geraten die Wirkungskräfte *resonance* und *wonder* in ein Spannungsverhältnis. Die wissenspolitischen und zeithistorischen Zusammenhänge, in denen die Tonaufnahme entstanden ist, stören ihre ersten Hörerfahrungen.

Wird hier die Ebene des Archivs angesprochen, so erscheint Greenblatts Resonanzbestimmung von Ausstellungsobjekten, an dieser Stelle nur bedingt zuzutreffen. Doch hat auch das Objekt im Archiv in seinen Ausführungen seinen Platz, wenn Besucher*innen im Resonanzerleben mit folgenden Fragen konfrontiert werden: »What were the feelings of those who originally held the object, cherished them, collected them, possessed them?« (Greenblatt 1991, 45)

Dabei ist es das historische Geworden-Sein des Archivobjekts, die intermediale Beziehung zwischen dem, was auf dem Personalbogen lesbar, und dem, was auf der Aufnahme hörbar ist; zwischen der Stimme von Emilie S. und der Sprache des Archivs, das *Verwunderung* auslöst und ihren Sinn in Frage stellt. Im Modus des Hörens besitzt die Tonaufnahme resonant affektive und ästhetische Qualitäten. Doch auch die Verwunderung, wie sie sich in den eingangs erwähnten Reaktionen der Kurator*innen äußert, stellt in der Destabilisierung von Verstehen und Wissensordnungen selbst schon einen ästhetischen Affekt dar (Möller 2016, 52). Auf der Suche nach und dem Mangel an konkret Bestimmbarem markieren Verwunderung und Staunen eine affektive, »unendliche Verzögerung des Verstehens« (Menke 1991, 199).

Das Empfinden der Archivaufnahme vollzieht sich somit in dem dynamischen Wechselspiel zwischen der affektiv-sinnlichen und ästhetisierten Wahrnehmung der Stimme, und der Denkerfahrung, die nach dem Sinn[gehalt] fragt. In diesem resonanten Zwischenraum ist »[j]ede Körperhaltung [...] auch immer eine Empfindungs- und Denkhaltung – und umgekehrt ist jeglicher Sinn, jede Sinnbildung und Erkenntnis nicht ohne die [...] materielle, körperlich-sinnliche Resonanz zu denken« (Zahn 2017, 99). Sie sind kaum voneinander zu trennen. Doch der Sinn, so scheint es, wird im Unwissen darüber, warum die Tonaufnahme aufgesagt und archiviert wurde, nicht vollends klar: »Wenn Sinn im Klang gesucht wird, so wird Klang dagegen, Resonanz, auch im Sinn gesucht.« (Nancy 2010, 14)

Es ist ein Begehren, dass sich in dieser Suche ausdrückt, welches dem epistemischen Ding immanent ist: »So wie das Objekt immer ein Objekt des Begehrens ist – denn erst unser Begehren lässt das Ding zum Objekt werden –, so ist das Begehren immer ›objektiv‹, d. h. es richtet sich auf ein Objekt aus und ist eine materielle Kraft, die uns bewegt.« (Jain 2019, 137)

Die Resonanz, verstanden als die Bemühung das Archivobjekt zu verstehen und zu deuten, wird von der Suche nach dem (historischen) Verweis (dem ›augenscheinlichen‹ Sinn) und der körperlichen Wahrnehmung (den Sinneseindrücken) wechselseitig durchdrungen. Durch ihre ästhetische Ansprache erzeugt die Tonaufnahme eine Resonanz

zu unserem Begehren, welche stets reflexiven Charakter besitzt: »Wir richten unser Begehren auf Objekte – und diese spiegeln unser Begehren ästhetisch zurück und verstärken es damit.« (ebd.)

Un/Sichtbarmachungen | Das Archiv im Humboldt Labor

Auch wenn sich das Humboldt Labor explizit nicht als Museum versteht (so die Kuratorin Johanna Stapelfeld in einem Interview am 7.12.2020), liegt ihm doch eine Praxis zugrunde, die als museal bezeichnet werden kann. In dieser wird das Objekt nicht einfach aus-, sondern in seiner Bedeutung hergestellt (Bose u. a. 2012, 9). Dabei teilen Museum und Archiv die Praxis der Selektion und Repräsentation: Ein Objekt wird ausgewählt, das für etwas stehen soll. Ähnlich wie bei der antizipatorischen Qualität des Archivobjekts, liegt der Wert des Museumsobjektes im epistemischen. Als Erkenntnisgegenstand zeichnet es sich durch eine interpretative Zukunft, ein fehlendes Ende und eine relative Bedeutungs-offenheit aus (Korff 2004, 98). Auch im Humboldt Labor geschieht die In-Wert-Setzung der Objekte durch die Frage nach ihrer epistemischen Rolle.¹² In dieser repräsentativen Logik kann »[d]er Sinn der Dinge [...] nicht allein aus der ›reinen Sichtbarkeit‹ verstanden [werden], sondern muss durch theoretisches ›Umkreisen‹ erschlossen werden« (Korff 2005, 100).

Für Kurator Andreas Geißler ist der Archivbereich im Humboldt Labor der am meist inszenierte Bereich der ganzen Ausstellung. Er verweist auf die Form der begehbaren Räume und Wände, die die einzelnen drei Archive, ihre Medien (Tonaufnahmen, Fotografien und Bücher) materiell und thematisch sortieren: »[M]an schafft eigene Räume dadurch, dass man Wände schafft« (Interview Andreas Geißler vom 28.06.2020). Durch die fortlaufende Nummerierung der Aufnahmen, die Objektinszenierungen und der je übergeordneten Raumthematik versucht der kuratierte Ausstellungsraum eine Erzählung zu etablieren, in der die jeweiligen Sammlungen themenübergreifend miteinander verbunden werden. Auch wenn in dieser Inszenierung neue Ordnungen dargestellt werden, die mit den ursprünglich intendierten Klassifikationen brechen, stellt die Kontrastierung der kleineren Archivräume keine wirkliche Intervention in die Größe des Ausstellungsraums dar, da sich der Archivbereich zwar räumlich absetzt, doch gerade dadurch quasi unproblematisch einfügt.

Materialität I – Die Tonaufnahme ausstellen

Die Tonaufnahme findet sich im Humboldt Labor im (Archiv-)Raum 4 wieder. Dialektaufnahmen der sogenannten Volksdeutschen sind hier historischen Fotografien aus dem Hahne-Niehoff Archiv gegenübergestellt. Zu beiden Seiten werden eine Fülle an Objekten präsentiert und unweigerlich tritt die Assoziation einer Ansammlung zutage.

Die Aufnahmen werden über Kopfhörer und ein Tablet bedient, worüber das Gehörte zeitgleich mitgelesen werden kann. Auf einer durchsichtigen Acrylvitrine befindet sich zu jeder Aufnahme eine Kopie des Personalbogens, ein eigener Ausstellungstext und zusätzliches historisches Material – darunter Fotografien, Zeitungsartikel oder Porträts. Dieses veranschaulicht und legitimiert die Aussagen der zugehörigen Objekttexte und verleiht ihnen Evidenz. So können die Objektinszenierung, der Objekttext und das historische Begleitmaterial als »technische Objekte« verstanden werden, um das »epistemi-

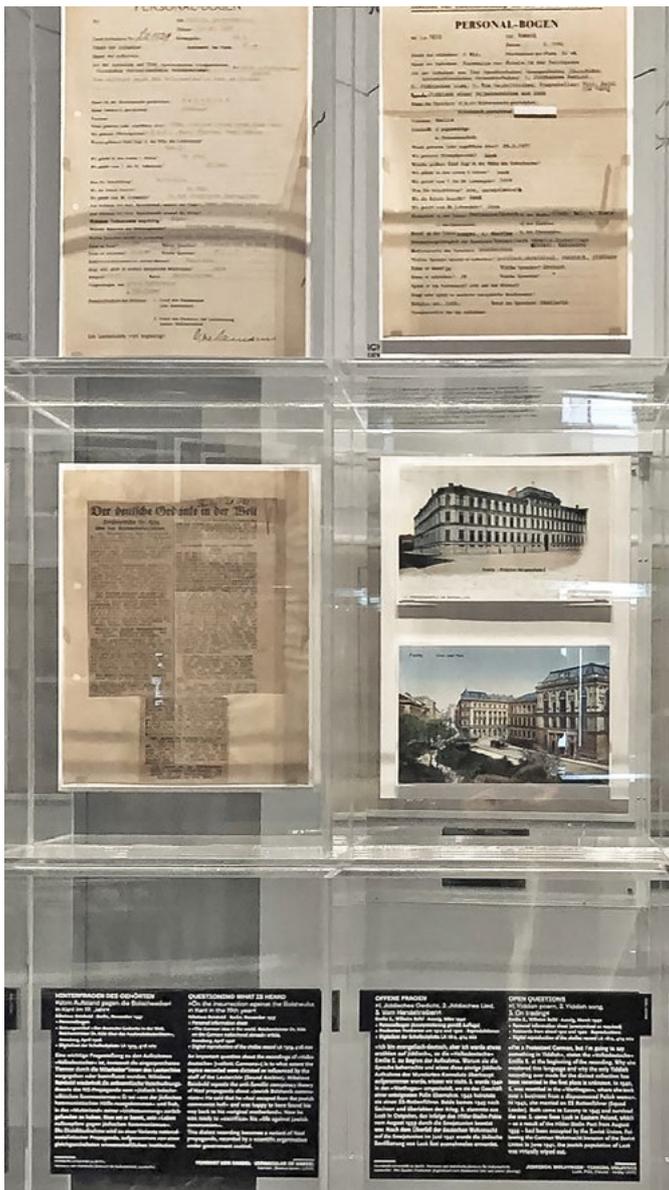


Abb. 3 »Ausstellungsobjekt im Humboldt Labor«

sche Ding« (Rheinberger 1994) – das Archivobjekt – zu erfassen. Darüber hinaus können Besucher*innen alle bislang digitalisierten Tonaufnahmen an einer Medienstation akustisch erkunden.

Im Humboldt Labor wird mittels unterschiedlicher räumlicher Installationen eine Transparenz hergestellt, die den Archiven sonst fehlt: Die Acrylplatte steht diametral zu der Lagerung der Archive. Ein zugehöriges Transkript des Gesprochenen gibt es im Lautarchiv lediglich für vereinzelte Aufnahmen. Sichtbarkeit erfahren dabei nicht allein die einzelnen Objekte; auch die wissenspolitische Implikation der Tonaufnahmen der sogenannten Volksdeutschen werden mittels eigener Ausstellungstexte erläutert.

So hat in der Ausstellung diese spezifische Versammlung der Objekte verstärkende und abschwächende Effekte: Das einzelne Objekt erhält durch das zugehörige Material erhöhte Aufmerksamkeit und eine besondere Relevanz. Gleichzeitig tritt in der Fülle der ausgestellten Objekte ihre individuelle Bedeutung zugunsten des Sammlungsbestands zurück (Humboldt Lab Dahlem 2015, 179). An der digitalen Medienstation werden die Ordnungskategorien des Archivs übernommen. Zusätzlich erhalten Besucher*innen eine

kartographische Darstellung über die Herkunft der Aufnahmen, den Ort ihrer Produktion wie auch zugehörige Transkripte, die im Archiv fehlen. Die visuell/kartographische Kenntlichmachung ihrer Entstehung lässt das materielle Archivobjekt und sein historisches Gewordensein in den Vordergrund rücken. In diesen medialen Inszenierungen verschränken sich die Genese und die Politiken des Archivs.

Materialität II – Töne lesen, Töne betrachten

Die Kennzeichnung der Tonaufnahme als »epistemisches Ding« (Rheinberger 1994), das es zu befragen gilt, äußert sich bereits in den Objektüberschriften zu den unterschiedlichen Ausstellungsobjekten: »Hinterfragen des Gehörten«, und »Wer galt als ›Volksdeutsch?« (Raum 4 Archiv D-Labels 2020) setzen sich je kritisch mit dem Gehörten auseinander, indem sie auf den wissenschaftspolitischen Inhalt der Aufnahmen hinweisen.

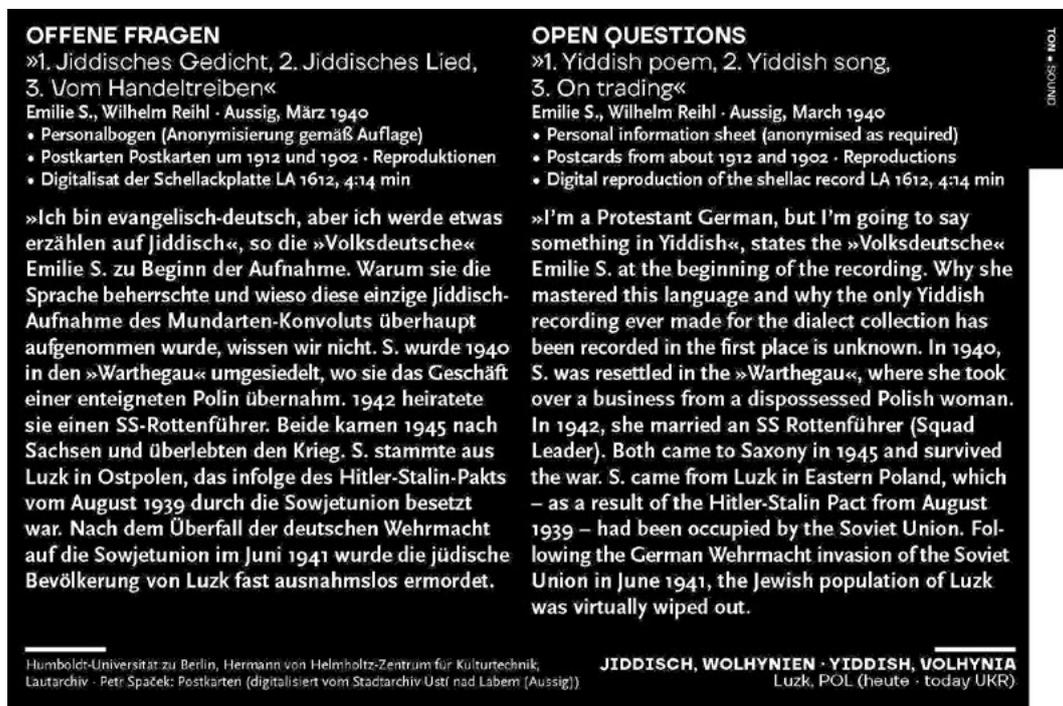


Abb. 4: Objekttext »Offene Fragen«

Doch bei der jiddisch sprachigen Tonaufnahme verhält es sich anders: Der Objekttext mit dem Titel »Offene Fragen« (Raum 4 Archiv D-Label 2020) zitiert den ersten Satz der Tonaufnahme, ohne jedoch auf die drei Titel der Aufnahme einzugehen. Hingegen folgt er einer narrativen Erzählung, in dem die Besucher*innen weiteres über die Biographie der Sprecherin erfahren, welche die Kuratorin Antonia von Trott zu Solz recherchiert hat. In der Narration des Objekttexts sind es diese verdichteten biographischen Angaben, die zusätzliche Verunsicherung stiften. Das Unwissen, warum die Sprecherin jiddisch sprach und die Tonaufnahme Eingang in das Archiv fand, wird explizit gemacht.

Auch das zugehörige historische Begleitmaterial und die Reproduktionen zweier Ansichtskarten geben hier keine weitere Erläuterung. Im Gegenteil. Der Bezug zur Tonaufnahme, wie auch zu dem Objekttext, bleibt zunächst unklar. Sie erklären weder den Objekttext, noch legitimieren sie diesen – wie bei den anderen ausgestellten Objekten –



Abb. 5 »Postkarten«

als historische Quelle. Die Ansichtskarten sind um die Jahre 1902 und 1912 datiert, somit lange vor der Tonaufnahme entstanden. Der einzige Verweis zur Aufnahme liegt in dem Ort, den sie abbilden: Die Schule in Aussig, die sich auch auf dem Personalbogen der Sprecherin als Ort wiederfindet, an dem die Aufnahme produziert wurde. Zwar zeigen die Postkarten ein Abbild des Ortes, doch liegt ihnen, als gezeichnetes Werk, auch ein fiktionaler Gehalt inne, welcher das Gehörte und die Narration des Objekttexts bebildern.

Zweifelsohne wird in der Auseinandersetzung mit dem Archiv eine kuratorische Praktik sichtbar, die das Risiko eingeht »Fetzen nachlebender Dinge nebeneinandertzustellen, die immer heterogen und anachronistisch bleiben, da sie aus verschiedenen durch Lücken getrennten Zeiten und Räumen stammen« (Hubermann/Ebeling 2007, 9). Doch stellen die Rauminszenierung, der Objekttext und das zusätzliche historische Material nun jene technischen Objekte dar, um das epistemische Ding – die Tonaufnahme – zu verstehen? Mit Blick auf die intertextuellen und intermedialen Dimensionen der ausgestellten Objekte und den kuratorischen Praktiken möchte ich dieser für den Beitrag zentralen Frage im Folgenden begegnen.

Re-Figuration & Begehren

In der Ausstellung wird die Macht des Archivs, durch die (An)erkennung seiner Geschichte deutlich: Die Vergangenheit wird im Archiv gelesen. Selbst wenn ihre Kodierung angefochten, hinterfragt oder dekonstruiert wird, bestimmt das Archiv, was als Vergangenheit lesbar ist (Ebeling 2020, 64–66). Jedoch ist das Archivobjekt in der Ausstellung nicht alleiniger Gegenstand der Befragung, richtet sich der Objekttext doch ebenso an Emilie S., die Sprecherin der Tonaufnahme. »Wissenschaftlerinnen für Jiddisch meinten, es sei sehr unwahrscheinlich, dass eine Nichtjüdin so gut Jiddisch sprach.« berichtet Gorch Pieken (Messmer, 2020). So ist es auch die einzige Aufnahme, bei der die Kuratorin die biogra-

phischen Spuren recherchierte und ein halbes Jahr nach unserem ersten Gespräch den Wunsch äußerte, »wenn sie [Emilie S., DB] noch leben würde, würde ich sie gerne fragen, damals in dem Moment, als du das eingesprochen hast, was hast du dir dabei eigentlich gedacht und warum hast du das gemacht?« (Interview Antonia v. Trott zu Solz vom 29.6.2020)

Indem der Objekttext den »Moment des Sprechens vom Moment des Archivierens« (Hoffmann 2021, 149) differenziert, wird das Archivobjekt re-figuriert. In der Verknüpfung der materialisierten Stimme und der biographischen Spuren der Sprecherin begreife ich Emilie S. selbst als epistemische Figur. Die Tonaufnahme ist hier nicht mehr Sprachbeispiel einer »Volksdeutschen aus Luzk« – wie auf der historischen Lautplatte und auf dem Personalbogen verzeichnet (Abb.1; Abb.2) – sondern wird durch die Art der Kuration selbst zu einem Sprechakt:



Tonspur: »Die ersten sechs Sekunden der Tonaufnahme LA 1612.«

◀ Bitte auf das Bild klicken.

Disclaimer: Lautarchiv HU Berlin:

It is not permitted to copy, download or reproduce the published audio document or to pass it on to third parties.

»Ich bin evangelisch-deutsch, aber ich werde etwas erzählen auf jiddisch« beginnt Emilie S. die Sprachaufnahme. Die Re-Figuration vollzieht sich somit narrativ vom Typus des Archivobjekts zum Typus einer biographisch-fragmentierten und zeithistorischen Erzählung: Emilie S., die *gewordene* »Volksdeutsche«, die jiddisch spricht. Die epistemische Figur bewegt sich im Zwischenraum materialisierter Körperlichkeit und soziokultureller Kategorisierung. Subjektive Stimme und archivierte Kollektivitäten verhalten sich dabei als widersprüchliches Gefüge: Zum Beispiel stellt der Objekttext die biographisch-archivierten Spuren von Emilie S. dem Schicksal der Jüd*innen aus dem Herkunftsort Luzk gegenüber. Die Persona Emilie S. und das zu Hörende werden in ein Verhältnis gerückt, um die verflochtene Geschichte zwischen der nationalsozialistischen Volkstumspolitik und der Shoa in Erinnerung zu rufen (Leniger 2006). Erscheint letztere hier kollektiv und in der Imagination ihrer verstummten Opfer, macht der Verweis die Geschichte der Vernichtung mit-anwesend (Schneider 2020, 50). Sie wird sicht-, sie wird lautbar.

Mittels der in der Ausstellung vollzogenen Re-Figuration, mitsamt der intertextuellen und sinnlich-medialen Vermittlung (Raum, Text und Bild), verliert die Tonaufnahme ihr Charakteristikum sprachtypischer Repräsentation. Vielmehr lassen die intermedialen Beschaffenheiten des Ausstellungsobjekts die Wahrnehmungsbedingungen des Archivs verschieben – von dem Archivkörper und seiner materiellen Gestalt, zu seiner soziomateriellen Anordnung – dergestalt in der Performativität und Materialisierung der Stimme und der historischen Subjektivierung von Emilie S. Innerhalb dieser Relationen wird die Irritation, die die Tonaufnahme auslöst, affirmiert und potenziert. In dem kuratorischen und wissenschaftlichen Begehren, Emilie S. und ihre aufgezeichnete Stimme mittels unterschiedlicher Medien und historischen Quellen zu bestimmen, sie in bestimmten Gewissheiten zu denken – doch in beidem zu scheitern – werden die sinnlich-affizierenden und resonanten Qualitäten des Archivobjekts deutlich. Die Überschrift des Ausstellungsobjekts – »Offene Fragen« (Raum 4 Archiv D-Label 2020) – umgreift damit ebenso Fragen nach der Resonanz der Tonaufnahme. Diese liegen weniger in der eingangs von Greenbergs beschriebenen Komplementär von Verwunderung (Erhabenheit) und Resonanz, sondern in ihrem genuinen und wechselseitigen Zusammenspiel. In diesem, dem sinnlich-erfahrenen und nach sinnsuchendem Raum, können sich die resonanten Quali-

täten des Archivobjekts mittels Reflexionen intensivieren oder abschwächen (Zahn 2017, 96). Die Re-Figuration des Archivobjekts zugunsten dessen soziomateriellen Anordnung, lässt so jene Stellen des Archivs sichtbar werden, die ansonsten nicht zu sehen, respektive zu hören, sein sollten, welche diesem jedoch als Kontrapunkte inhärent sind (Stoler 2009, 24). An dem kuratierten Archivobjekt wird das dynamische und prozesshafte Wechselspiel aus Verwunderung und Resonanz deutlich, durch welche sich die Qualität ästhetischer Erfahrung zeigt, die mittels kuratorischer Praktiken und dem Zusammenspiel von Archiv und Ausstellung, Typus und Sprechakt, Biographie und Geschichte potenziert wird.

»Es wird nie wieder alles gut« (Czollek 2018, 182)

Weder die Geschichte des Lautarchivs noch die historischen-biographischen Spuren von Emilie S., der Sprecherin, lösen die Verwunderung über den Archivcharakter der Tonaufnahme. In den kuratorischen Praktiken ihrer materiellen Verknüpfung und historischen Verdichtung wird in der Ausstellung ein Begehren nach Resonanz erzeugt: »Einer zunächst unqualifizierbare[n] Singularität die der Forscher [sic!] in das Gewebe des Bekannten einzuflechten versucht, um, soweit möglich, eine Geschichtsneufassung jenes Ereignisses hervorzubringen« (Hubermann/Ebeling 2007, 20). In diesem narrativen und materiellen Beziehungsgeflecht verhalten sich die Tonaufnahmen als epistemisches Ding, wie auch die Sprecherin Emilie S. als epistemische Figur wechselseitig durchdringend.

Ich habe zu Beginn von meinen Glücksgefühlen gesprochen, die ich empfand als ich zum ersten Mal Emilie S. hörte. Sie waren geprägt von der Vorstellung, dass das Archivobjekt eine verborgene Geschichte enthält, die sich durch sie erzählen lässt. Eine Geschichte, ähnlich wie das Porträt von Hessy Taft, die 1935 im Alter von acht Monaten als »schönstes arisches Kind« gekürt und als Grußkarte landauf, landab durch das nationalsozialistische Reich verschickt wurde. Erst 2014, im Alter von 80 Jahren fand diese Geschichte den Weg an die Öffentlichkeit, denn Hessy Taft war Jüdin (Yad Vashem 2014). Die Aufnahme sollte ein Sprachzeugnis ähnlicher Art darstellen, das versehentlich Eingang in die Untiefen nationalsozialistischer Wissensproduktion erhielt und dieses ad absurdum führt – so meine Hoffnung. Auch in meiner Empfindung drückt sich ein Wunsch, ein »Verlangen nach einer akustischen Materialität dieser (Toten-)Stimmen [aus], die den Versuch wie die Vermessenheit, ja Unmöglichkeit des Unternehmens auszeichnet, den Abwesenden Leben und Stimme einzuhauchen.« (Lichau u. a. 2009, 21)

Emilie S. überlebte den Krieg, wie der Objekttext zu berichten weiß. Sie hatte als sogenannte Heimatvertriebene Anspruch auf eine Entschädigungszahlung nach dem Bundesvertriebenengesetz, da sie das Kriterium »Deutsch als Muttersprache« erfüllte. Anderen blieb eine derartige Anerkennung des an ihnen begangenen Leids hingegen verwehrt. So liest sich im Ankündigungstext der eingangs erwähnten Tagung des Tikvah Instituts, dass bestimmte jiddisch-sprechenden Opfer der nationalsozialistischen Gewalt, finanzielle »Wiedergutmachung« nach dem Bundesentschädigungsgesetz verwehrt wurde. Denn das Jiddische, so die Urteile diverser Gerichtsbeschlüsse seit den 1970ern, stelle keine Zugehörigkeit zum »deutschen Sprach- und Kulturkreis« dar (Deutscher Bundestag 2019). Von diesem Kriterium ist auch ein großer Teil der jüdischen Zuwander*innen betroffen, die unter großer Symbolpolitik seit Mitte der 1990er aus der ehemaligen UdSSR nach Deutschland kamen. Anders als den sogenannten »Russlanddeutschen«, erschwert es ihnen den Zugang zur deutschen Staatsbürgerschaft und Ansprüche auf Rentenbezüge (Belkin 2017). Bis heute besitzt diese kulturell-tradierte und völkisch-nationa-

listische gesetzgebende Identitätsdefinition Gültigkeit. So liest sich dieses Beispiel im Spiegel der Krise der Demokratie, die das Humboldt Labor multitemporal auf der Forschungswand und den ausgestellten Archiven anspricht. Es bezieht sich hier weder allein auf die einzelne Tonaufnahme noch auf die historische Subjektivierung von Emilie S., sondern auf das Archiv als solches, in der die Geschichte und Politiken des (Laut)archivs resonant und verstärkt mitschwingt. Oder anders ausgedrückt: »[Die] Un/Sichtbarkeiten im Archiv sind eben nicht neutral. Sie zeigen ihre multitemporalen Effekte in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.« (Chakkalalakal 2024, 14)

DOMINIK BIEWER  studierte Europäische Ethnologie und Ethnologie in Berlin und Freiburg. Seine Forschungsinteressen umfassen die Critical Heritage Studies, Politische Ethnographie und die Ethnography of the Senses. In diesem Zusammenhang beschäftigt er sich mit historischen Formen der Wissensproduktion, kollaborativen Wissenskulturen und multimodalen ethnographischen Erzähltechniken. Kontakt: d_biewer@icloud.com

Endnoten

- 1 Besonders Hartmut Rosas Theorie der Resonanz als Weltbeziehung hat eine breite Rezeption des Resonanzkonzepts in den Sozial- und Geisteswissenschaften erfahren, doch wird diese nicht zuletzt aufgrund eines ausnahmslos positiv-konnotierten und ihrer mitunter technophoben Konzeptualisierung kritisiert (Susen 2020; Fuchs 2020).
- 2 Dabei möchte ich anmerken, dass es figurationstheoretisch nicht nur darum geht, spezifische Verknüpfungen nachzuvollziehen oder diese abzulesen. Vielmehr wird durch die von mir vorgegebene Fragestellung und Perspektivierung dieses Geflecht an Beziehungen aktiv mitkonstruiert und -konstituiert (Chakkalalakal 2021).
- 3 Rheinberger entwickelt sein Konzept des »epistemischen Dings« ausgehend von einer Philosophie der Wissenschaftsgeschichte, die er anhand wissenschaftlicher Experimentalsysteme erörtert. Analog spricht er auch von Wissenschaftsobjekten (ebd.).
- 4 »Technische Bedingungen bestimmen den Raum und die Reichweite der Repräsentation eines epistemischen Dinges: und ausreichend stabilisierte epistemische Dinge werden zu konstituierenden Teilen der Experimentalanordnung.« (Rheinberger 1994, 409)
- 5 Dabei braucht es nicht einmal den Anspruch einer dem Sammeln vorausgegangen historischen Gegebenheit. Vielmehr kann durch einen »sprachlich-performativen Akt des Archivars (...) ein beliebiges Objekt zum Archiv [werden]« (Fertig 2011, o. S.). Britta Lange (2020, 17) zufolge handelt es sich bei dem Lautarchiv um ein wissenschaftliches Medienarchiv.
- 6 <https://www.lautarchiv.hu-berlin.de/>, aufgerufen am 10.10.2021.
- 7 Siehe auch Alina Januschek. »Intervention in pandemischen Zeiten – Eine ethnographische Narration vom *Lebenden Archiv*« in diesem Band.
- 8 <https://www.lautarchiv.hu-berlin.de/>, aufgerufen am 29.01.2024.
- 9 Darunter PK 36/1 – 2; PK 37; PK 24/1 – 2; PK 26; PK 65 – 68; PK 155 – 156; PK 159; PK 215/1 – 2; PK 221; PK 687/1 – 2; LA 728/1 – 2; PK 1278/1; PK 1290/1; PK 1290/2; PK 1279/1 – 2; PK 1277/1 – 2 Lautarchiv, Humboldt-Universität zu Berlin.
- 10 In diesem Sinne kann der Personalbogen mit den Erfassungsbögen aus dem Hahne-Niehoff Archiv verglichen werden (Schneider u. a. 2017; siehe auch Ricarda Rivoir: »Schwieriges Erbe ausstellen – *Programmatische Leerstellen* als kritische Repräsentation im Projekt *Wer ist ID 8470?* und den Archivausstellungen« in diesem Band.)
- 11 Der Begriff ›Volksdeutsche‹ entstammt einem nationalsozialistischen Konzept welches Personen beschreibt, die als Deutsche aufgefasst wurden, jedoch außerhalb der deutschen (Reichs)grenzen lebten und nicht im Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit waren.
- 12 Siehe hierzu die Selbstbeschreibung des Humboldt Labors: »Auf rund 1.000 Quadratmeter gibt das Humboldt Labor Einblick in die Vielfalt und Relevanz von Wissenschaft. Besucherinnen und Besucher erfahren die Bedeutung wissenschaftlicher Such- und Erkenntnisprozesse und interdisziplinären Arbeitens.« (<https://www.humboldt-labor.de/de/labor/mission>, aufgerufen am 29.1.2021).

Literatur

- von Bose, Friedrich u. a. (2012): Die x Dimensionen des Musealen. Potentiale einer raumanalytischen Annäherung. In: Friedrich von Bose u. a. (Hg.) *Museum^x. Zur Neuvermessung eines mehrdimensionalen Raumes*. Neuauflage Berliner Blätter 57. Berlin, 7 – 16.
- Belkin, Dmitrij (2017): Jüdische Kontingentgeflüchtete und Russlanddeutsche. <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdosiers/252561/juedische-kontingentfluechtlinge-und-russlanddeutsche?p=all>, aufgerufen am 30.10.2021.
- Chakkalakal, Silvy (2024): *Indienliebe: Die frühe Ethnographie und ihre Bilder*. Berlin.
- Dies. (2021): Figuration als Poiesis. Macht, Differenz und Ungleichheit in der figurationalen Kulturanalyse. In: Peter Hinrichs u. a. (Hg.): *Theoretische Reflexionen. Europäisch-ethnologische Perspektiven*. Berlin, 135 – 152.
- Czollek, Max (2018): *Desintegriert Euch!* München.
- Deutscher Bundestag (2019): *Jiddisch als Gegenstand gerichtlicher Entscheidungen*. WD 10 – 3000 – 073/19. <https://www.bundestag.de/resource/blob/683500/c71c18df70b1e0d670a669cfd635f89f/WD-10-073-19-pdf-data.pdf>, aufgerufen am 29.1.2024.
- Didi-Huberman, Georges/Knut Ebeling (2007): *Das Archiv brennt*. Berlin.
- Dreckmann, Kathrin (2018): *Speichern und Übertragen: mediale Ordnungen des akustischen Diskurses, 1900 – 1945*. Paderborn.
- Ebeling, Knut (2020): »Codieren statt konservieren. Prähistorie, Archäologie und Demokratie des Sammelns«. In: Martina Griesser-Stermcheg u. a. (Hg.): *Sich mit Sammlungen anlegen. Gemeinsame Dinge und alternative Archive*. Berlin, 49 – 76.
- Elias, Norbert (1987): *Die Gesellschaft der Individuen*. Frankfurt am Main.
- Fertig, Julia (2011): *Die Archivfalle*. In: *Kunsttexte* (1), o. S.; <https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/8099/fertig.pdf>, aufgerufen am 29.1.2024.
- Fuchs, Anne (2020): *Resonance: a normative category or figure of uncertainty? On reading Hartmut Rosa with Thomas Mann's The Magic Mountain*. In: *Journal of Political Power* 13/3, 353 – 365.
- Greenblatt, Stephen (1991): *Resonance and Wonder*. In: Ivan Karp u. a. (Hg.): *Exhibiting cultures: the poetics and politics of museum display*. Washington, 42 – 56.
- Hennig, Jochen (2016): *Wechselnde Formate. Zur rezenten Geschichte der Sprachaufnahmen des Berliner Lautarchivs – ein Bericht*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 39/4, 350 – 166.
- Hilden, Irene (2022): *Absent Presences in the Colonial Archive. Dealing with the Berlin Sound Archive's Acoustic Legacies*. Leuven.
- Hoffmann, Annette (2021): *Phonografieren, Archivieren, Verschlingen: Warum, was gehört werden könnte, selten zu lesen ist. Historische Tonaufnahmen als Teil des Kolonialarchivs*. In: *Kultur & Gespenster* 2, 132 – 155.
- Jain, Anil K (2019): *Zur Ökonomie des wissenschaftlichen Begehrens. Das Objekt als reflexives Erkenntnismedium und Fetisch*. In: Mirna Zeman u. a. (Hg.): *Kulturelle Zyklographie der Dinge*. Paderborn, 137 – 158.
- Leniger, Markus (2006): *Nationalsozialistische »Volkstumsarbeit« und Umsiedlungspolitik 1933 – 1945. Von der Minderheitenbetreuung zur Siedlerauslese*. Berlin.
- Korff, Gottfried (2004): »Vom Verlangen, Bedeutungen zu sehen.« In: Ulrich Borsdorf u. a. (Hg.): *Die Aneignung der Vergangenheit: Musealisierung und Geschichte*. Bielefeld, 81 – 104.
- Ders. (2005): »Betörung durch Reflexion. Sechs um Exkurse ergänzte Bemerkungen zur epistemischen Anordnung von Dingen.« In: Anke te Heesen u. a. (Hg.): *Dingwelten: das Museum als Erkenntnisort*. Köln, 89 – 108.
- Lange, Britta (2017): *Die Konstruktion des Volks über Hör-Wissen: Tonaufnahmen des Instituts für Lautforschung von »volksdeutschen Umsiedlern« aus den Jahren 1940/1941*. Herausgegeben von Netzwerk »Hör-Wissen im Wandel«. *Wissensgeschichte des Hörens in der Moderne*. Berlin, 229 – 356.
- Dies. (2019): *Gefangene Stimmen: Tonaufnahmen von Kriegsgefangenen aus dem Lautarchiv 1915 – 1918*. Berlin.
- Lichau, Karsten u. a. (2009): *Anregungen*. In: ders. (Hg.): *Resonanz: Potentiale einer akustischen Figur*. München, 11 – 32.
- Mahrenholz, Jürgen-Kornelius (2012): *The Lautarchiv of the Humboldt-Universität zu Berlin*. In: Jaan Ross (Hg.): *Encapsulated voices: Estonian sound recordings from the German prisoner-of-war camps in 1916 – 1918*. Köln, 14 – 26.
- meLê yamomo (2019): *Echoing Europe. Postcolonial Reverberations*. Ballhaus Naunynstraße. Sound-Performance.
- Menke, Christoph (1991): *Umriss einer Ästhetik der Negativität*. In: Franz Koppe (Hg.): *Perspektiven der Kunstphilosophie*. Frankfurt am Main, 191 – 216.

- Messmer, Susanne (2020): Humboldt Forum in den Startlöchern. In: taz, Die Tageszeitung, 7.10.2020. <https://taz.de/Humboldt-Forum-in-den-Startloechern/15716960/>, aufgerufen am 29.1.2024.
- Möller, Reinhard (2016): Situationen des Fremden. Ästhetik und Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert. Boston.
- Nancy, Jean-Luc (2010): Zum Gehör. Zürich.
- Ders. (2021): Bild/Klang. Die Ambivalenz von Bild und Klang. In: Marco Gutjahr (Hg.): Ästhetische Relationen in der Moderne, Bielefeld, 17 – 22.
- Prinz, Sophia/Hanna Katharina Göbel (2015): Die Sinnlichkeit des Sozialen. Eine Einleitung. In: dies. (Hg.): Die Sinnlichkeit des Sozialen: Wahrnehmung und materielle Kultur. Bielefeld, 9 – 50.
- Rheinberger, Hans-Jörg (1994): Experimentalsysteme, epistemische Dinge, Experimentalkulturen. Zu einer Epistemologie des Experiments. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 42/3, 405 – 417.
- Schmedtkamp, Susanne (2017): Perspektive und empathische Resonanz: Vergegenwärtigung anderer Sichtweisen (Preprint Version). In: Malte Hagener/Ingrid Vendrell Ferran (Hg.): Empathie im Film. Bielefeld, 133 – 166.
- Schneider, Franka u. a. (2017): Die Materialität des ›punctum‹. Zum Potential ko-laborativer Objekt- und Sammlungsanalysen in Foto-Archiven. In: Irene Ziehe u. a. (Hg.): Eine Fotografie: über die transdisziplinären Möglichkeiten der Bildforschung. Münster/New York: 219 – 244.
- Dies. (2020): Von an- und abwesenden Foto-Objekten. Das Hahne-Niehoff-Archiv als fragmentarische Sammlung volkskundlicher Fotografien. In: Julia Bärnighausen u. a. (Hg.): Foto-Objekte: Forschen in archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen Archiven. Bielefeld, 36 – 55.
- Stoler, Ann Laura (2009): Along the Archival Grain: Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense. Princeton.
- Susen, Simon (2020): The Resonance of Resonance: Critical Theory as a Sociology of World-Relations? In: International Journal of Politics, Culture and Society 33, 309 – 344.
- Tikvah Institut 2021: Wie deutsch ist jiddisch? (Tagungsveranstaltung). <https://wie-deutsch-ist-jiddisch.de/programm/> aufgerufen am 29.01.2024.
- Yad Vashem (2014): Jewish Girl was ›Poster Baby‹ in Nazi Propaganda. <https://www.yadvashem.org/blog/jewish-girl-was-poster-baby-in-nazi-propaganda.html>, aufgerufen am 29.01.2024.
- Zahn, Manuel (2017): Resonanz. Medienökologische Perspektiven der Kunstpädagogik. In: Pierangelo Maset/Kerstin Hallmann (Hg.): Formate der Kunstvermittlung: Kompetenz - Performanz - Resonanz. Bielefeld, 91 – 103.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Digitalfotografie: © Charly Bischoff, 2023, Lautarchiv, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Abb. 2 Digitalisat: © Lautarchiv, Humboldt-Universität zu Berlin: Personalbogen (blanko).
- Abb. 3 Digitalfotografie: © Dominik Biewer, 2020, Humboldt-Universität zu Berlin / Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik / Lautarchiv / Petr Špaček: Postkarten (digitalisiert vom Stadtarchiv Usti nad Labem (Aussig)) / Ausstellungsgrafik: Julia Neller.
- Abb. 4 Ausstellungsgrafik: © Julia Neller, 2020, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Abb. 5 Digitalisat: Stadtarchiv Usti nad Labem (Aussig), Fotografie: Petr Špacek.

Materialverzeichnis

- Humboldt Labor (2020): Raum 4 Archiv, D-Label: *Offene Fragen*.
- Humboldt Labor (2020): Raum 4 Archiv, D-Label: *Hinterfragen des Gehörten*
- Humboldt Labor (2020): Raum 4 Archiv, D-Label: *Wer galt als ‚Volksdeutsch‘?*
- Lautarchiv, Humboldt-Universität zu Berlin: LA 1612; PK 36/1 – 2; PK 37; PK 24/1 – 2; PK 26; PK 65 – 68; PK 155 – 156; PK 159; PK 215/1 – 2; PK 221; PK 687/1 – 2; PK 1278/1; PK 1290/1; PK 1290/2; PK 1279/1 – 2; PK 1277/1 – 2, LA 728/1 – 2; LA 1612.



Berlin
Universities Publishing

Copyright: © 2025 The Author(s)



Dank

Die ethnographischen Erkundungen des Studienprojekts *Von Probebühnen und Experimentier-Laboren* wären nicht möglich gewesen ohne die Bereitschaft und Offenheit des damaligen kuratorischen Teams, uns am Prozess der Entstehung und der Planung des Humboldt Labors mit all seinen Herausforderungen teilhaben zu lassen: Friedrich von Bose, Andreas Geißler, Gorch Pieken und Katja Widmann haben als Kurator*innen die Ausstellung *Nach der Natur* maßgeblich konzipiert. Gemeinsam mit den Kolleg*innen aus Projektleitung und -management sowie Vermittlung haben sie die Planung und Inbetriebnahme des Humboldt Labors und die Produktion der Auftaktausstellung *Nach der Natur* durch die schwierige Zeit der Pandemie navigiert. Für uns MA-Studierende und Angehörige des Instituts für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin waren die vielfältigen Kollaborationen, die sich aus diesem Kontakt ergeben haben, wichtige Erfahrungen, haben sie uns doch einen tieferen Einblick und ein besseres Verständnis der Komplexität und Prozesshaftigkeit des Kuratierens nähergebracht und uns selbst in die Position der Vermittlung versetzt. Hierfür unser herzlicher Dank.

Eine besondere Anerkennung gilt unserer Kollegin Tabea Rossol, die uns maßgeblich bei der visuellen Dimensionierung des Bandes unterstützt hat. Cover und die visuellen Adapter gehen auf Ihr Engagement zurück. Needless to say, dass die sinnlichen Materialien, Stoffe sowie das Nachdenken über mediale und multimodale Formate unsere ethnographische Arbeit beeinflusst haben. An dieser Stelle danken wir auch Mira Yacine, Patrick Funk und Rebekka Pfenning für den gemeinsamen intensiven Austausch, die gegenseitige Unterstützung in der Zeit des Studienprojektes und darüber hinaus.

Auch den weiteren Teammitgliedern des Humboldt Labors sowie dessen assoziierten Kurator*innen, Vermittler*innen und Kooperationspartner*innen sind wir viel schuldig. Sie haben viel Zeit in uns investiert, uns miteinbezogen, mit uns diskutiert, uns Zugang verschafft, so dass auch die studentischen Perspektiven Teil der Ausstellung *Nach der Natur* werden konnten: Nennen möchten wir hier insbesondere Tal Adler, Hartmut Burggrabe, Ibou C. Diop, Simon Godart, Katharina Grosch, Cordula Hamschmidt, Franka Schneider, Johanna Stapelfeldt, Theo Thiesmeier, Johannes Timpernagel, Antonia von Trott zu Solz, Holger Stöcker, Frauke Stuhl und Emanuele Valariano.

Außerdem möchten wir uns herzlich bei Christopher Li und Heide Barranechea für die großzügige Bereitstellung des Bildmaterials bedanken, die es uns ermöglicht unseren Leser*innen auch einen visuellen Eindruck unserer Forschungen zu vermitteln. Julia Merz danken wir für Ihren letzten prüfenden Blick über unsere Texte.

Last but not least danken wir Irene Hilden, Daniela Döring und Sharon Macdonald, für die wertvollen Einblicke und das Teilen ihrer Expertise. Die gemeinsamen Gespräche haben nicht nur unser Verständnis für das Feld bereichert, sondern uns neue Perspektiven auf dieses eröffnet.

Die Redaktion der Berliner Blätter hat uns bei allen Schritten der Publikation wunderbar beraten. Unser besonderer Dank gilt hier Klara Nagel und Franka Schneider.



Impressum

Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge
Herausgegeben von der Gesellschaft für Ethnographie (GfE) und
dem Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität
zu Berlin
Heft 90/2025

ISSN (Online) 2702–2536
www.berliner-blaetter.de
DOI: 10.60789/90

Alle Ausgaben dieser Zeitschrift werden ab Heft 90 unter
den Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz CC BY 4.0
veröffentlicht.

Redaktion: Beate Binder (V.i.S.d.P.), Janine Hauer, Maren Heibges,
Alik Mazukatow, Klara Nagel, Christine Schmid, Franka Schneider

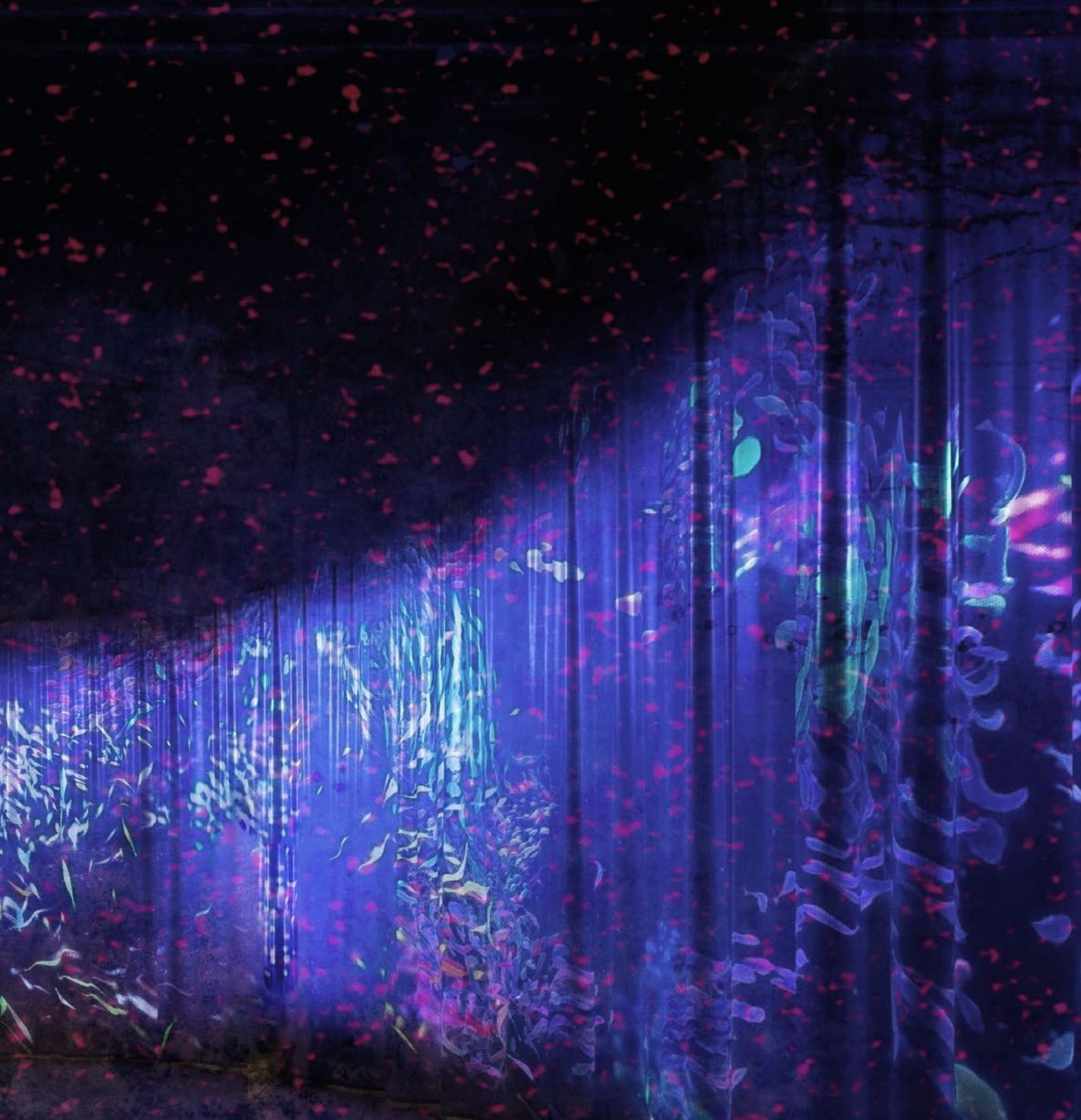
Heftredaktion: Silvy Chakkalakal, Dominik Biewer, Laura Strott

Titelgestaltung: Michael Bork
Foto Titelbild (bearbeitet): © Digitalfotografie: Philipp Plum, 2021,
Humboldt-Universität zu Berlin / schnellebuntebilder, Studio für
Mediale Szenografie und Animation.

Layout: Harry Adler
Satz: Michael Bork



Copyright: © 2025 The Author(s)



Berliner Blätter 90/2025

ISSN (Online) 2702-2536
www.berliner-blaetter.de